


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Tollhäuslerwirthschaft.

Humoristischer Roman

von

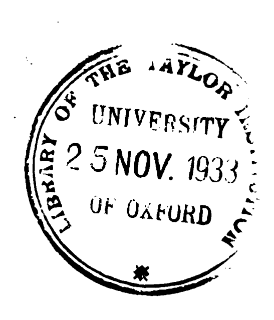
Maurus Jókai.

Nach der zweiten Ausgabe des Originals aus dem Ungarischen
übersetzt
von
einem Landsmanne und Jugendfreunde des Dichters.

Erster Band.



Berlin, 1873.
Verlag von Otto Janke.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
25 NOV. 1933
OF OXFORD

Inhalt des ersten Bandes.

Den innigst verehrten Freunden,

den wärmsten Verehrern der Dichtungen Jókai's,

den Familien

Dürr in Frankfurt

und

Schlenker in Straßburg,

widmet dies Werk seines genialen Landsmannes

zur freundlichen Erinnerung an gemeinsam verlebte Tage

zu Frankfurt 1849, zu Genf 1860, zu Lyon 1861,
zu Paris 1862 und zu Berlin 1872

mit herzlichem Gruße

der Uebersetzer.

Potsdam, Ostern 1873.

Erster Theil.

I.

Ein Fasching im ungarischen Flachlande.

Vor einigen Jahren, am Morgen des Heiligen Dreikönigs-Tages, verabredeten sich vier junge Leute des Komitates Szathmár, zur Durchführung eines gewissen edlen Wettkampfes. Die Aufgabe bestand in Folgendem: man beginnt am ersten Faschingstage den Tanz zu Várallja, und muß bis an den hellen Morgen auf dem Platze bleiben; — dann setzt man sich in den schellenden Schlitten und fährt hinüber nach Szàmoschtelek, wo man gleichfalls tanzend das Frühroth erwartet; am zweiten Morgen geht es weiter nach Aranyoschmegyer. Dort setzt man das Fest fort. Dann neuerdings um ein Dorf weiter und immer weiter bis hinauf nach Zemplèn, und zurück herab nach Szaboltsch und Bihar, alle sechs Komitate durchjubelnd, ohne Rast.

1

Die Statuten des Wettkampfes waren folgende: an keinem bekannten Hause vorüberzuziehen, wo einer der Vier einzukehren wünscht; Niemanden zuerst ein Tänzchen beginnen zu lassen, und keines zu enden bevor den Andern; jeden Toast anzunehmen, und nie einen Tropfen Wein im Glase zurückzulassen; den ganzen Fasching hindurch in keinem Bette zu schlafen, blos im Schlitten liegend, in dem man von Dorf zu Dorf reist; — und schließlich bei vorkommenden Abenteuern z. B. Duellen, Liebesintriguen, fideliter einander Beihülfe zu leisten; welche Dinge übrigens rasch beendet werden müssen, denn man dürfe in keinem Dorfe länger als Einen Tag weilen.

Unter den vier Jünglingen, welche diesen geistreichen Wettkampf begonnen, fiel schon der Eine zu Tißa-Ujlak aus der Reihe. Er bekam eine Lungenentzündung, und brauchte Monate, wieder hergestellt zu werden. Das war kein lebensfähiger Mensch.

Ein Zweiter ging beim Gelage zu Mándok der Gesellschaft durch. Dem verblieb bis ins ewige Leben der Name als nichtsnutziger Feigling. Er wagte auch

nicht mehr, ferner vor die Welt zu treten, sondern kroch heim in sein Dorf, und rührte sich nie wieder daraus hervor.

Ihrer zwei hielten den Wettkampf aus und durchtanzten völlig die sechs Gespannschaften — zusammen etwa so groß als ein kleines deutsches Königreich! — alle 7 Faschingswochen hindurch, Tags durch Schneegestürm reisend, mitten durch Regengüsse, auf rüttelndem Wagen, in purzelndem Schlitten; dann Nachts tanzend, pokulirend, verliebte Weibchen und Mädchen umarmend, sich mit ihren Männern schlagend, von ihren Vätern schlau sich nicht erwischen lassend.

Diese zwei Wallfahrer hatten im Tieflande auch bereits einen Ruf, wie nur einst der Tartareneinfall.

Man sprach von ihnen wie von einem fabelhaften Fänomen, an das man nicht glaubt, bevor man es sieht, aber von dem man doch weiter erzählt, was man darüber gehört, ja, paßt es, dem Gehörten noch selbst was zufügt.

Der Fasching ging schon seiner letzten Woche zu zu, und, vor sich die nahenden Fasten, beeilte sich

Jedermann noch, sich zu erlustigen. All die in jenen Komitaten gelegenen Hauptorte bereiteten Gelage vor; diese Absichten wurden aber dadurch erschwert, daß die beiden tanzenden Pilgrime in Groß-Károly die einzige in jenen Gegenden gerade vorhandene musizirende Zigeunerbande für sich in Beschlag nahmen und mit herumschleppten. Dadurch machten sie es unmöglich', daß auch wo anders die Lustbarkeit sich festsetze, als einzig dort, wohin sie dieselbe persönlich trugen.

Es war daher in ganzer Umgegend brennende Frage, wo heute Adorjan Borz und Andreas Gábor einkehren werden? So hießen nämlich unsere Helden.

Denn das Gerücht ihrer Ankunft entsetzte durchaus Niemanden; im Gegentheile, junge Mädchen und töchtergesegnete Mütter dachten bei jedem Schlittenschellen unwillkürlich an die Beiden, und sie sagten sich mit mehr Freude als Schreck: „wenn die es nur wären?“

Psychologen könnten dies deuten als Neugierde, nach Fährlichkeiten, als gewohntes Interesse für Son-

derlinge. Minder Gelehrte aber werden davon sprechen, daß Adorjan Borz der Sohn des reichen Schafzüchters in Rohschapallag ist, daß von seinem Vater die Sage geht, der habe baare Millionen, während über ihn selber man sich in's Ohr raunte, er sei ein Ideal von männlicher Schönheit.

Und somit war nichts drau zu staunen, daß man seinen Besuch mehr wünschte als fürchtete. Wer aber will jungeu Mädchen das Recht auf jene beglückenden Illusionen bestreiten, die ja dem ganzen schönen Geschlechte eigen sind, zu glauben, daß ein Mann, der sich schon bei Zehnen als Flattergeist erwies, der Eilften gegenüber treu sein werde? Und Welche hielte sich nicht selbst für jene Eilfte? Somit wurde Adrian Borz durch jede muthwillige, ja schlimme Anekdote, die die Fama geheimnißvoll über ihn ausposaunte, nur noch um so interessanter. Man nannte ihn geradezu einen genialen, originellen Burschen.

Geringer in Beachtung, als sein Wettgenosse, kam Gàbor Endre, oder deutsch Andreas Gàbor. Von ihm pflegte man im Allgemeinen nur soviel zu wissen,

daß er ein sehr starker Mensch sei, der Wein in unkontrollirbarer Masse vertrage, ohne daß ihm das je ansehbar sei; wieviel der Gläser er auch leere, er zanke nie, und mit wieviel hübschen Mädchen und Frauen er auch tanze, er lächle nie eine an, noch spreche er mit ihr ein Wort. Er hat nur den Einen witzigen Einfall, wenn er bereits sehr guten Laune ist, daß er das Glas, aus dem er getrunken, zuletzt auch noch verspeist; ein bekanntest Zigeunerkunststück. Uebrigens während drei Vierteln des Jahres sitzt er daheim auf seinem Gute und wirthschaftet eifrig. Tagelang trinkt er nichts als lauteres Wasser; aber sobald der Winter sich einstellt, dann wird er ein solch dreizehnkaräthiger Lump, den Niemand übertrifft. Sobald es lenzt, kehrt er zur nüchternen Arbeit zurück.

Damit sind übrigens nur die landläufigen Gerüchte wiedergegeben, auf die man bekanntlich nicht viel bauen kann.

Die letzten drei Faschingstage pflegt man in Ungarn wie anderwärts, höchst lustig zu verbringen in jeglichem Hause. Zu solcher Zeit mag der Gast in

welch' ein Dorf, durch welch' offenes Thor immer einlenken, er kann sicher sein, auf fröhliche Gesellschaft zu stoßen. Wenigstens war das bei uns bis jetzt so; aber ich weiß nicht, ob das auch in Zukunft so bleiben wird. Jetzt hat Jedermann einen guten Freund, einen Bekannten, der ihn zu sich ladet, für diese Spanne Zeit Leid und Sorgen vor die Thüre schließt, das Faß anspundet, damit Naß fließe, und die Plagen dem Wind übergiebt, damit entfliegen. Denn der Karneval ist ja so kurz, die Fasten sind so lang; also warum soll man sich nicht erheitern, so kurz dies möglich ist?

Zur Seite des Weges von Groß-Károly nach der Szilágyschág — der von Ulmen bewaldeten Gegend zwischen Ungarn und Siebenbürgen — findet man die Pußta des Grafen Schomody. Es war dies ein gut im Stande gehaltener Besitz von, wie man in Ungarn sagt, etlichen tausend Joch, das Joch zu 2½ deutschen Morgen berechnet, welchen Gutes Ackerfelder und Wiesen in einem Thale zwischen zwei Bergen lagen. Das Thal durchschneidet ein Bach, der tief unten Mühlen treibt, und der Bach selbst entspringt in der

Nähe des Herrschaftsgartens. In letzterem stehen Obstbäume und Fichten, und über dem ewiggrünen Nadelholz erhebt sich die, an die Hügelseite angebaute Herrschaftswohnung, von rückwärts aus gesehen mit weißem Dache.

Diese Residenz theilt sich in zwei Flügel, Der eine ist für die gräfliche Familie, im andern wohnt der Rentmeister, der Amtmann.

Matheus Málai ist ein alter Beamter der Familie. Er wuchs von Kindheit an dort in jenem gräflichen Hause auf, nahm sich auch von dort die Gattin, die Tochter des früheren Rechnungsführers. Der Großvater des jetzigen Grafen war ihr Brautvater, und ihrer einzigen Tochter Taufpathe war der nun regierende Herr. Ging der Rentmeister mit Familie nach Siebenbürgens Hauptstadt, Klausenburg, so mußte er im gräflichen Hause absteigen, man gestattete ihm nicht, wo anders einzukehren; und kam der Graf nach seiner Pußta, so brachte er manchmal gar keine Dienerschaft mit, sondern lud sich für Mittag und Abend bei der „Mammi“ ein. Erschien mein Herr

Målai bei ihm, so mochten noch so viel vornehme Gäste beim Grafen sein, der sprach mit ihm als guten Bekannten. Der Graf hatte weder gute noch schlechte Stunden und Erfahrungen, an denen Theil zu nehmen es nicht Herrn Målai gestattet gewesen wäre. Beide Parteien gewöhnten sich daran, sich als zusammengehörig zu betrachten; statt Befehlen und Gehorchen hielt sie eine Art von ruhiger Uebereinstimmung als Klammer zusammen, welche sich von den beiden Männern nicht blos auf beide Frauen, sondern auch auf Beider Töchter übertrug.

Daraus würde man aber sehr unrecht folgern, Graf Schomody sei ein sehr zugänglicher Mann; andererseits war Herr Målai nicht eben sanft gefügig und sich beliebt zu machen geschickt. Im Gegentheile, der Graf war darob bekannt, daß er bis zur Hoffart wählerisch bei seinen Leuten verfahre, so was Kritisches im gewöhnlichen Leben habe, und nicht nur nicht nach Popularität hasche, vielmehr seine Freundschaft zusehr verdient wissen wolle; der Rentmeister aber war geradezu ein moroser, übelläuniger brummender Mensch,

der im ganzen Leben noch nie dem Sohne von Irgend wem ein Kompliment gesagt hatte.

Bei Rentmeisters bereitete man ein großes Fest für den letzten Faschingstag vor. Es war der Tag ihrer silbernen Hochzeit, das Erinnerungsfest an fünfundzwanzig in Frieden und Liebe verbrachte Jahre. Bis zu Abend kamen viele Gäste aus der Gegend zusammen, und noch mehr wurden erwartet. Das bewies der noch immer auslugende treue Vorposten des Hauses. Wer jener wache Vorposten des Hauses war? Das werde ich sofort erzählen.

Das Herrschaftshaus zeigte sich noch in jenem älteren französischen Styl erbaut, der auch bei uns in Ungarn zur Zeit der Maria Theresia weit und breit in Mode kam. Den weiten Hof umfaßte eine Steinmauer aus Ziegeln, welche in Form eines durchbrochenen Gitters aufgeschichtet waren; dazwischen gab's alle zwei Ellen eine Steinsäule mit Gesims, und auf diesen der Reihe nach rococcohafte Amorfiguren, welche jener ehrenwerthen Zeit schamhafte Moralität in abscheuliche weite Röckel und Hosen gekleidet hatte, einigen auch den

dreieckigen Hut auf den Kopf stülpte und die Haare nach hinten in bänderreiche Zöpfe flocht.

Jedoch aus Mitleid mit diesen Amorettchen hatte die Zeit sie schon derart verrußt, daß sie nicht mehr erkennbar waren; Einige derselben auf dem nach dem Dorfe zu gelegenen Theile der Mauer hatten sich bereits von dort herabgesehnt, und deren Plätze waren leer verblieben.

Solch' ein verwaistes Säulengesims war aber dazu besonders einladend, daß, wenn man beim Herrn Rentmeister Gäste erwartete, der dann stets wache Vorposten des Hauses, Dràva, dort auf jenen Platz hinaufspringe, und von dort aus der Annäherung der Gäste wohl achte. Das Thier hob bald das eine, bald das andere Ohr, es spitzend, empor, je nachdem es sich geheim dachte, vielleicht kommt von rechts, vielleicht von links her Jemand? Manchmal zog es entmuthigt beide ein — man kommt von nirgend her. Es fiel ihm bei, man könne sich vielleicht irgendwo verirrt haben, man findet nicht hierher? Dann streckte der Hund den Hals empor, bellte gewaltig, als gäbe

der Thurmwächter einem umherirrenden Wanderer ein Zeichen: „hierher zu haltet Euch!“ und dann horchte er, welchen Erfolg seine zurechtweisenden Worte haben werden? Irgendwas macht Geräusch; sofort steht sein linkes Ohr geradeaus gen Himmel, als wäre es an einem Drath aufgezogen. Damit springt er vom Architrav herab, trottet hinein in den Hof, in die Vorhalle, bleibt vor der Küchenthür stehen und kläfft in ungeheurer Freude durch sie hinein: „Sie kommen schon! Sie sind schon hier unterm Dorfe!“ Hierauf galoppirt er dann wieder zurück nach seinem klassischen Wachtposten, jetzt bereits in einem fort das Lärmhorn blasend, — wie nun einmal ein Hund ein solches sein nennen kann — mit bewunderungswürdiger seiltänzerischer Geschicklichkeit sich auf dem Säulengesims umherwirbelnd, auf dem gerade nur seine vier Pfoten Platz haben. Jetzt hört er nicht blos, er riecht schon die Annäherung. Er könnte sagen, wer es ist, der da kommt. Dann sieht er erstaunt, daß noch Niemand aus dem Hofe hereilt, die Ankommenden zu empfangen. Vielleicht haben sie nicht verstanden, was er

hineingemeldet hatte? Er hat vielleicht nicht klar genug gesprochen? Neuerdings trottete er hinein in den Hof, dort wirft er die ihm entgegenkommende Rentmeisterin beinahe über den Haufen, und diese zöge ihm ein Gehöriges über den Rücken herab, hätte sie nur was dazu Taugliches. Sie ruft daher blos: „Hundsvieh, der Teufel fahre in Dich!“ Nach diesem Erfolge hält es der pelzige Vorposten für seine Pflicht, den sich Annähernden weit voraus entgegen zu galloppiren; man hört das Schlittengerassel schon deutlich.

Dráva trifft innerhalb zwei Minuten mit ihnen, den Kommenden, zusammen, macht ihnen zornige Vorwürfe, ob sie denn wohl so spät erst zu kommen für schicklich halten? „Aber nun, nur mir nach!“ und und er rennt wieder voran, um den Weg zu zeigen. Er gelangt um Vieles früher an das Thor, als der Schlitten; also wieder zu ihnen zurück. Ei, wie langsam die kriechen! Und dann, als wäre er der Vorläufer eines Triumphzuges, eine Spanne vor den Nüstern der Pferde, prallt er in den Hof hinein; und er ist der Erste, der den ankommenden Gästen um

den Hals fällt, ihnen den Pelz noch schwerer machend. Sobald diese weiter gehen, beginnt er mit dem Kutscher zu fraternisiren, ihm mit seinem Schwanz wedelnd einen solchen Hieb auf die Stiefelröhren versetzend, daß der sie beinahe sammt dem Beine verliert. Schließlich knüpft er Freundschaft mit den Pferden; und da man diese auch ausspannt, wälzt er sich in den guten weichen Schnee, sich behaglich darin ausstreckend. Weitere Gäste erwartet er nicht mehr.

Dem Menschen gab übrigens die Natur nicht einen so rasch erkennenden Instinkt. Die Frau Rentmeisterin schaute sich lange hin und her die Angekommenen an, erkannte sie aber so lange nicht, bis sie ihre Stimmen vernahm, so sehr waren die Fremden durch Pelze, Mützen und durch das an ihre Schnurrbärte gefrorene Eis vermaskirt.

„Kommen wir der Frau Muhme gelegen?“ frug der eine Bepelzte, sich mit behandschuhter Hand längs des ganzen Backenbarts hinabfahrend.

Jetzt erst erkannte sie die Rentmeisterin.

„Also Ihr seid es? Ihr nichtsnutzigen Reichs-lumpen!“

Damit faßte sie die nichtsnutzigen Reichslumpen bei den Ohren und küßte sie rechts und links auf die Wangen, sich an die Eiszapfen ihrer Bärte nicht kehrend.

„Was der Teufel brings Euch hierher, Ihr vaga-bondirenden Reichsstörer? Ihr Narren der Welt, Ihr kreiselnd albernen Tröpfe?“ Dann umarmte sie selbe wieder. — „Nun, das war denn wirklich schön von Euch, daß Ihr uns auf Eurem Wege nicht liegen ließet. Kommt also herein! Ihr erfrort, nicht wahr? Ihr Schelme, die Ihr Euch die Seelen ausgestampft!“

Dabei schlug sie mit breiter Hand tüchtig den Einen oder den Andern in den Rücken beständig mit Beiden scheltend, und trieb sie so hinein. Die aber lachten in Einem fort.

„Jedoch,“ sagte der Besitzer der schon laut gewor-denen Stimme, „wir wollten nicht derartig hier herein lenken, sondern mit Musik. Aber Die in Helmecz ver-fluchten uns, daß der Schlitten mit den Zigeunern am

Ende des Dorfes brach; die „Faraonen“ kommen uns zu Fuße nach; immerhin werden sie gleich hier sein.“

Die Zigeuner nennen sich nehmlich bekanntlich selber „Söhne der Faraonen Altegyptens.“

Unterdeß gelangten die Ankömmlinge in die Küche. Die Wohnung des Rentmeisters war nach jener alten guten Gewohnheit eingetheilt, daß man durch die Küche in die Stuben eintreten mußte. Diese war das Erste im Hause, der erste und würdevollste Ort, das Arbeits-Zimmer der Hausfrau. Nicht der jetzigen qualmverbreitenden Sparherde Küche, sondern der gesunde Herd der Ahnen, mit hellbrennendem Kamine, knisternden Holzscheitern zwischen den Beinen des „Eisenhundes“, des mit Räderwerk versehenen Bratspießes, an dem das daran gezogene Ferkel lächelnd sich bräunte. Auf andrer Seite des Herdes wurden jene köstlichen Pfannkuchen, die „Prügelkrapfen“, eben um den Stock gewunden und mit Eiweiß bestrichen. Im breiten Topfe brodelt Neid erregender Sauerkohl. In flacher Pfanne muß was ganz besonders Gutes dunsten, denn oben und unten glimmen brautaugenfeurige Kohlen. Und

der geöffnete Kamin verräth das Geheimniß des Tages durch frischen Kuchengeruch.

Das Fräulein vom Hause ist etwas ärgerlich thuend; sicherlich bäckt es eben Pfannkuchen und weiß nach Küchentradition, daß diese schlecht gerathen, spricht man deren Bereiterin dazwischen an. Daneben ein anderes Fräulein jedoch ist direkt in heller Verzweiflung; denn gerade war ein gar wunderschönes Meerschweinchen, aus Butter geformt, gelungen gewesen — genau mit gleichem Fell wie ein lebendes, auch mit Augen von schwarzen Korinthen —, als irgend wer den Teller, auf dem es thronte, zu nah ans Feuer schob und es auf ganzer halber Seite zerschmolz.

„Hinaus hier mit den Männern! Nur hinein in die Stube. Hier hat zu solcher Zeit Niemand was zu suchen.“ So treibt die Rentmeisterin scheltend ihre Gäste in die Vorderstube, und nimmt ihnen dort die Pelze, Mützen und Winterhandschuhe ab, bis man die Leute wieder als ordentliche Menschen zu erkennen vermag.

Das also sind die berühmten Vagabunden, welche sich durch sechs Komitate durchtanzten!

An Adorjan Borz' blassem Antlitze und müden Augen ersieht man die Spuren der schlaflosen Nächte. Man sagt, er sei ein schöner Mensch. So, wie er jetzt dahier steht, würde dies Niemand an ihm wahrnehmen. Sein schwarzer Schnurrbart und Backenbart, nachlässig verworren, seine eingefallenen Augen, auf die sich die Deckel träge niederneigen, und seine dunklen Augenbrauen, die Runzeln auf der Stirne bilden! Seine Gestalt steht beinah verkrümmt aus Mattigkeit, mit vorgeneigten Schultern, mit einem Beine über das andere stolpernd, und tritt er vor, oder steht er eine Minute, so knicken ihm die Kniee ein.

Bis jetzt hörte man noch nicht mal seine Stimme, während sein Wettgenosse mit der Hausfrau sprach.

An Letzteren sieht man weniger die Spuren der letzten Tage. Es ist ein trockner, knochiger Mensch, eine hohe magere Gestalt; sein Antlitz ehrlich, offen, und verspricht nicht mehr, als er im Kopfe hat; von

seinem Schnurrbarte und Backenbarte zu sprechen verlohnt sich nicht; beide sind sehr kümmerlich.

Niemand würde sagen, hier sie erblickend, daß der Eine der Adonis, der Andere der Herkules der Gegend ist.

Die Rentmeisterin bürstet mit großer Sorgfalt von den Kleidern ihrer Gäste die Pelzhaare, damit sie distinguirt vor den andern Gästen erscheinen mögen; denn es ist eine auserwählte Gesellschaft beisammen, welche sich die Leute anschaut.

„Wir schauen sie dann zurück an!“ scherzte Gàbor; „denn wir unserseits kamen hierher auf Brautschau.“

„Auf Brautschau, hierher!“ rief plötzlich die Rentmeisterin zürnend aus. „Ein Plättbrett gehört für Euch, kein Mädchen! Meine letzte Magd gäbe ich Euch nicht, wenn dem Einen auch tausend Scheffel Korn wüchsen, und dem Andern da sein Vater auch eine Million mitgiebt. Für Euch taugte wahrlich eine ehrenwerthe Jungfrau!“

„Die Frau Muhme sagen etwas Wahres. Dachte schon selber, daß ich mich nicht zwischen Fräuleins

geziemen würde. Gehe nur der Aborjan hinein in den Saal, er versteht Deutsch; ich bleibe gleich hier außen in der Küche."

„Ja, in der Hölle! Hier bedarf man gar sehr Einen Euresgleichen! Noch ist nichts gebacken."

„Aber wahrlich, ich erahne dort am Heerde irgend ein kleines schmuckes Mädel."

„Nun, der Halbnarr! Schaut nur, schaut! Als hätt' er Die noch nie im Leben gesehen! Das ist ja mein Estherchen, Tropf!"

„Jawohl, die Eine, doch die Andere!"

Frau Rentmeisterin hob hierauf ihren respekterheischenden Zeigefinger und hielt ihn Gàbor unter die Nase, gleich einem Uhrpendel.

„Das ist nichts für Hundezähne. Die erzog man nicht für Euch, Dominus Wirthshaus de eadem. Also von Der still! sonst klopft man Euch auf die Nägel!"

„Doch das wollen wir sehen!" und damit that der Kamerad einen Schritt wieder nach der Küchenthüre zu. Aber die statliche Frau Rentmeisterin vertrat ihm rasch den Weg und schob ihn von dort ab.

„Kurzweg, hinaus! Das Mädchen ist die Komtesse!“

Der Kamerad stutzte immerhin etwas zurück auf dies Wort, wollte es aber noch nicht glauben.

„Wie also ist Die hier?“

„Das ist also so, daß sie hier ist. Der Graf ist ein kluger Mann. Als man die Komtesse durch Erzieher und Professoren erzogen hatte, sagte der Graf: „Tochter, Du kannst Englisch und Französisch, kannst malen, klavierspielen, singen; und trotzdem kannst Du noch gar nichts, denn Du verstehst nichts von der Wirthschaft. Weißt nicht mal, aus was man Nudeln macht. Kannst Deinem Herrn nicht Eine Schüssel nach Geschmack bereiten, wünscht er's; verstehst nichts von den tausend und tausend kleinen Geheimnissen der Haushaltung. Ohne solche Kenntniß bist Du aber Dem zum Verderben, der Dich einstmals nimmt, mag das ein wie immer reicher Mensch sein. Also jetzt gehe neuerdings in ein Erziehungs-Institut zu meiner Schomody'schen Rentmeisterin, dort kannst Du Alles lernen. Und es lernte das Seelchen auch Alles, und

ich wette, es wird unter Einem Jahre solch eine Wirthschafterin aus ihr, daß, wer sie zur Gemahlin nimmt, ihrer Schritte Spur küssen kann. Das aber weiß der Graf gut, daß an Seite der Schomody'schen Rentmeisterin dessen Tochter immer an rechtem Platze ist, denn Die behütet sie besser, als die Wiener Madam! — Also jetzt, marsch vorwärts!"

Die Jünglinge mußten sich mit dieser Erklärung begnügen, ob sie sie nun glaubten oder nicht; denn die Rentmeisterin faßte sie am Kragen, und keinen Widerspruch duldend, schob sie die Jungen hinein zur Thüre in den Saal, aus dem das hitzige Gelärm der übrigen Gäste erscholl.

Ha, das war eine andersgeartete Welt!

Ich weiß nicht, liegt es uns im Blute, oder in der Luft? Ist's für uns ein Fluch oder ein Gewinnst? Wir heute können Etwas nicht, was noch unsere Väter konnten — wir können uns nicht mehr unterhalten!

Jetzt, kommen wir miteinander zusammen, so streiten wir entweder über gallerregende Gegenstände, oder nehmen die Politik vor und wetteifern darin, wer

traurigere Konjekturen über ohnehin eintreffende Ereignisse aufzustellen vermag? Oder wir kleben dort am Kartentische. Im besten Falle tanzen wir und sehen zu, wie Andere den Narren spielen.

Jene gemüthliche, genügsame Unterhaltung findet sich nicht mehr in Ungarn, zu der man weder Karten, noch Musik, noch Politik, noch schöne Frauen nöthig hatte, und dabei doch Jedermann bis an den Morgen sich ergötzte, jung und alt, und bis zum andern Jahr sich daran zurück erinnerte, wie gut man sich damals amüsirt habe!

Es kamen auch direkt aus der Mode sowohl jene Pfänderspiele, wie die anekdotenerzählenden alten Herren; jenes gesund lachende Publikum, welches jeden Scherz mit so warmer Gemüthlichkeit erfaßte, jene heiteren jungen Leute, jene tändelnden Mädchen.

All' diese gehören bei uns schon der Fabelwelt an. Hier und da, auf Dörfern und in kleinen Städten, vermag man noch auf einen Nachklang zu stoßen, aber auch der klingt nicht mehr, wie vordem. Wir wurden verständiger, klüger — die Frage ist, ob auch glücklicher?

Als die Rentmeisterin vor den zwei Reichsvagabunden die Flügel des Saales aufstieß, war da drin das heitere Gelärm so groß, daß kaum Jemand der Eingetretenen gewahr wurde.

Um den in Mitte stehenden Eichenholztisch herum stand eine Gruppe alter Herren und junger Leute, vermischt; nicht eben in eleganten Kostümen, denn Der im Ueberrocke, der Andere im ungarischen Halbrocke, dem Mente, Andere wieder im verschnürten Attilarocke. Soviel der Augen, alle waren auf einen untersetzten alten Herrn gerichtet, der sicherlich eine interessante Geschichte zum Besten gab, wie man aus den zum Lachen bereiten Mienen aller Antlitze voraussetzen konnte.

Der alte Herr trug einen müllergrünen Schnurenrock mit doppelten Aermeln, den „Zriny", mit großen silbernen Filigrainknöpfen und breiten Schnuren, eine enganliegende ungarische Stiefelhose von gleicher Farbe, und Stiefel mit silbernen Sporen. Sein taubenweißes Haar war so dicht, wie eine Bürste, und so kurz geschnitten zugleich; oft durchstrich er es mit flacher

Hand, während er sprach, als wollte er daraus die Witzblitzchen elektrisch stieben lassen.

Der Schnurrbart des alten Herrn war genau so weiß, als sein Haar, und sein übriges Antlitz glatt rasirt, glatt und lebensroth, und wenn er auch nicht lächelte, schien es, als lächelte er.

Seine kreischende Stimme wurde durch alles Gelächter hindurch gehört. Er erzählte eben irgend ein Abenteuer, wie er, vor nicht lange, in Pest die feine Waitznerstraße hinabgeschritten sei, in demselben müllergrauen Rocke, eine Mütze mit Schirm auf dem Kopfe und in der Hand den Rohrstock mit Elfenbeinknopf. Er sah, daß ein Mensch mit verdächtigem Schinderantlitz stets neben ihm dahinschlich. Er dachte sich, Der wolle ihm das Taschentuch stehlen. Als er aber dann Abends ins Theater ging, setzte er sich in seinen Sperrsitz im zweiten Range. Man zieht den Vorhang auf, und wen sieht er vortreten? Sich selber mit dem langen grauen Rocke, mit dem weißen Schnurrbarte, mit der schirmversehenen Mütze und mit dem langen Rohrstocke in der Hand. . . . „Der Galgen=

schlingel! Ein Komödiant war es gewesen! Drum schaute er mich so an und um, damit er mich Abends im Theater kopire!" Vielleicht ärgerte sich darüber der alte Herr? Warum nicht gar, sich ärgern darüber Im Gegentheil, er begann riesig zu lachen und schlug mit den Fäusten die Polsterung; da Jedermann nach ihm sah, so rief er: „Ich bin dort! Was der Komödiant für eine Seele hat! Ich bin dort!" Noch jetzt rinnen ihm die Thränen ans den Augen, wenn er es erzählt, so sehr lacht er darüber!

Auch Die das nun erzählen hörten, lachten Alle. Und doch, so nachgeschrieben, hat das keinen Werth noch Interesse. Es gehörte dazu jene Gemüthlichkeit, jene glückliche gute Stimmung, um daß der Mensch so etwas erzählen und sich drüber krank lachen könnte.

In einer ferneren Ecke saßen ehrenwerthe Matronen, welche irgend ein sich auszeichnender Herr amüsirte. Er ist nicht mehr ein junger Mann, geht schon den Fünfzigen zu. Seinen Mundwinkeln nach läßt sich an ihm ersehen, daß er sich noch jetzt für einen anmuthigen Menschen hält, und aus seinen Zügen ist die

Gewalt zu ersehen, die er sich anthut, Jeder was Schönes zu sagen. Seine Kleidung wäre herrenhaft; Rockkragen und Rabatten sind von Sammt, seine Weste ist von rothem Sammt, um den Hals hat er eine große goldene Kette, und an den Fingern schwere Steinringe, die er beständig zurechtrichtet. Spricht er mit Jemandem, so neigt er sich Dem so nahe zu, als würde er ihm irgend ein Geheimniß mittheilen, oder als reute es ihn, daß das Wort auch von Andern gehört wird. Mit einer alten Dame scheint er sehr verstrickt sein, die den untersten Knopf seines Rockes erfaßt hatte und ihn nicht weiter lassen will, worüber die Andern geheim lachen und der alten Dame mit den Augen winken, den Gefangenen ja nicht frei zu geben.

Auf und ab im Saale spaziert eine junge Dame. Sie wäre eine vollkommene Schönheit zu nennen, gäben über Schönheit nur die Augen ihr Urtheil ab. Es ist ein herrliches, blaßbraunes Kreolenantlitz, mit ruhelos dunklen Augen, und mit so kleinen Lippen, gleich einer Erdbeere! Ihr Wuchs gleicht einer anti-

ken Statue. Kein Dichter, kein Künstler kann sich eine schönere Gestalt als Ideal wünschen.

Jedoch es ist was in allen Zügen der schönen Erscheinung, in jeglicher Bewegung, welches dieser Schönheit etwas entzieht. Es ist, daß man ihr ansieht, sie wisse, wie schön sie sei.

Sie gleicht jenen Schönheiten, die man auf Modebildern sieht. Seien diese auch noch so ideal gegeben, der Mensch bringt es nicht aus dem Kopfe, daß es blos Modebilder sind.

Ein junger, nichtssagender Mensch scheint sie zu unterhalten, von dem jetzt nicht viel zu sagen ist. Er gehörte unter Jene, mit welchen man auch hundertmal zusammentreffen kann, bevor sie einem Einmal auffallen. Möglich, daß Solche trotzdem sehr wackere und ausgezeichnete Menschen sind. Möglich, daß dies auch bei Dem der Fall ist — wir werden schon sehen.

Zwischen der heiteren schallenden Gesellschaft schleicht sich manchmal eine kleine unansehnliche Gestalt hin, die dadurch sich noch kleiner zu machen bestrebt, daß sie den Kopf zusammenzieht; dabei trägt das Wesen

Weinflaschen aus einer Stube nach der andern, bald auch flüstert es mit dem Gesinde. Bemerkt Jemand aus der Gesellschaft das Männchen und spricht er es an, so lächelt das ein wenig, doch auch nur halb, und schlurft dann weiter, Jederman ausweichend, als wären Alle aus Glas und als hangte ihm, irgend Jemanden zu zerbrechen.

Der Trompetenton der Rentmeisterin klingt plötzlich in die Gesellschaft hinein. Sie stellt die durch sie eingeführten Gäste einzeln den Gruppen der Gesellschaft vor, und auch umgekehrt.

„Hier sind sie, diese beiden guten Vögel!“ sprach sie, vor den fabulirenden alten Herrn gelangend; — „mein Jungbruder Adorjan Borz, und auch mein Jungbruder Andreas Gàbor. Das dagegen ist mein allertheuerster Altbruder Gida Schimàndi, habt Ihr seinen Ruhm schon gehört?“

Natürlich, daß Jeder bereits vom Andern gehört hatte. Alle Drei drücken sich herzlich die Hände, und freuen sich, gegenseitig das Glück zu haben.

Es folgt nun die Vorstellung bei den Damen.

„Meine liebe Muhme, Frau Borschodi, hier bringe ich die zwei Vagabunden. Der ist der Adrian Borz, dieser wieder der Andreas Gàbor.“

„Die zwei berühmten Tänzer!“ ruft die lustige alte Frau aus, schließlich den Knopf des gefangen gehaltenen Herrn loslassend. „Nun, Gott sei gedankt, daß Ihr gekommen seid, wenigstens werd' auch ich Jemanden haben, mit dem ich tanze!“

„Ja wahrlich!“ murrt die Rentmeisterin zurück, „wenn die Krücken und der Großvaterstuhl auch im Kalamaikatanz sich herumschwenken könnten!“

Alles lacht darüber. Die alte Dame erwidert, sie brauche der Krücken nicht, rufen sie schöne Bursche zum Tanze auf; dann vergesse sie deren.

Es folgt der sammetkragige Herr.

„Der hochansehnliche Herr v. Torhányi .... kann auch noch ein gnädiger Herr aus ihm werden!“ Bei dieser Bemerkung lächelt der Sammetherr verbindlichst, während die Alte fortfährt: „Dort aber ist sein Fräulein Tochter Amalie; jetzt jedoch macht Eure Augen auf!“

Die beiden Kavaliere stehen durch eine Wendung vor der Mode-Dame. Adorjan, beim ersten Erblicken stutzend, sammelt sich und nimmt sich zusammen; Gàbor streicht sich den nicht gefügigen Schnurrbart und brummt bei Seite zu seiner Frau Muhme:

„Ein kapitales Mädel!“

„Die ist schon zu Euch passend,“ warf die Rentmeisterin hin. Wie mag sie das verstanden haben?

Fräulein Amalie empfing sofort Adorjan, und jetzt ward ein noch schmuckeres, ein noch lebhafteres Modebild aus ihr. Der junge Mann, der kurz vorher mit ihr gesprochen, zog sich in den Hintergrund zurück und verschlug sich unter die Andern, Anekdoten anhörend.

Die Hausfrau fing dann noch von irgend woher jenen zuletzterwähnten untersetzten alten Herrn sich auf, um ihm ihre neuen Gäste vorzustellen und diesen ihn.

„Das ist mein kleiner Mann“, sagte sie lächelnd und setzte mit einer ihrem energischen Gesichte so gutstehenden Weichheit hinzu: „mein alter Bräutigam — mein silberner Bräutigam!“

Der kleine Mann verneigte sich vor den Kavalieren und murmelte Etwas, dem Ohre aber nicht verstehbar, zwischen den Zähnen, während der anderthalb Sekunden, in denen er lächelte, worauf Gàbor für gut fand, zu antworten: „Das Glück ist auf unserer Seite.“

Indeß hatte der kleine Herr kaum was Andres gemurmelt, als daß er die Hände voll Stöpselzieher habe, also sie nicht darreichen könne.

Als man Herrn v. Torhànyi und Adorjan Borz einander vorstellte, und als Adrian sich nach Amalien umwandte, konnte man am Antlitze von Keinem auch nur soviel wahrnehmen, draus die Andern errathen haben würden, daß die Beiden sich hätten sagen sollen: „Wir haben schon gegenseitig das Glück.“ O die Ueberraschungen werden nur auf dem Theater markirt; im gewöhnlichen Leben sind die Menschen um Vieles bessere Schauspieler; da besteht die Kunst darin, nichts von dem merken zu lassen, was man fühlt. Und drei solche Personen müssen doch was fühlen, von denen ihrer zwei schon längsther in einander verliebt sind, der Dritte aber sie längsther bewacht, damit diese Liebe

auf gerader Reichsstraße vorwärts schreite. Jedoch dergleichen bindet man der Welt nicht auf die Nase; und deshalb gestatten Herr v. Torhànyi, Amalie und Adrian Borz, daß man sie einander vorstelle, wie nur irgend wildfremde Gäste.

Nachdem der Gesellschaft Glieder in gegenseitiges Bekanntwerden sich hinein gewärmt hatten, befreundeten sich Fremde miteinander, und man hielt dafür, daß man was spielen müßte.

Nicht Karten, sondern Unterhaltungen, wobei ein Mensch mit dem andern spielt, einzig nur, um zu lachen, sich zu erlustigen, und um die gute Laune zu vermehren. Sobald Einer diesen Wunsch ausgesprochen, waren Alle dazu bereit und beriethen, was zu spielen sei?

Man sagt, der Ungar sei nicht gemüthlich; — hättet Ihr uns nur in unserer Jugend gesehen, wie wir uns taglang an „dreifacher Flucht“ amüsirten! Es war für jeden Einzelnen die Aufgabe, sein liebes Mädchen zu fangen, und gelang dies nicht, das des Andern abzufangen. Stießen die Paare aufeinander,

welche große Freude gabs da! Und wer ohne Paar blieb, wie lachten wir dann den aus, bis einer in nächster Minute über uns lachte, wir aber schließlich hübsch theilten: „Die ist mein, diese ist die Deine!"

Oder beim Spiele „Der blinde Musikant". Man verband dem Einen Mitspielenden die Augen, gab ihm einen Suppenlöffel in die Hand, und die Uebrigen der Gesellschaft, Jünglinge und Mädchen Hand in Hand, wirbelten rasch um ihn im Kreise herum. Der in Mitten wies mit seinem Suppenlöffelszepter auf die Person, die er eben vor sich traf; hierauf blieb der ganze Kreis sofort stehen, und man mußte dem Befehle des Fragenden Antwort geben. Der Betreffende konnte des gewaltigen unterdrückten Kicherns wegen eine solche kaum akzentuiren. Es entstand Gelächter, verrieth sich der Gefragte, noch größeres, vermochte der Fragende nicht, den Befragten zu errathen.

Hatten wir all Das satt, so wandten wir uns anderm Scherze zu. Wir wählten Jünglinge und Mädchen aus: die Eine war das Lamm, der Andre der Wolf. Die Jugend nahm sie in ihre Mitte, sie

gab den Zaun ab; innen war das Lamm, außen der Wolf. Dieser bemüthe sich, den Zaun zu durchbrechen, man ließ das aber nicht zu. Denn brach er auch wirklich durch, so ließ man das Lämmchen heraus, und hetzte innen den Wolf, bis zuletzt das Lämmchen selber wollte, daß man es fange; denn das Wölfchen fräße es nicht, nein, er küßt es lieber hübsch ab, und es wird aus ihnen ein Taubenpärchen, und auch sie treten in den Kreis ein, während dadurch die Reihe an Andre kam.

Ermüdete uns dann Das gleichfalls, so setzten wir uns nieder, um einander Taschentücher zuzuwerfen Wir sagten es offen heraus, auf wen, warum und wie so wir zürnten; oft fiel es uns rasch auch gar nicht bei, weshalb wir dem zürnten? Da mußte denn ein Pfand gegeben werden. Die vielen Pfänder sammelten sich zu Hauf an. Dann nahm uns irgend eine alte Frau Tante vor, hielt Gerichtsstuhl über uns ab: was der Schuldige verdiene, dessen Pfand sie in der Hand verborgen? Wie wir lauschten, wie wir erharrten, wozu Der wohl verurtheitt werde? Müsse er

„Statue stehen?“ sich selber küssen? drei Mal lügen? oder betteln gehen? Mit verbitterter Gefährtin der Reihe nach umherbettelnd, von Männern für sich selbst ein Stück Brot erbittend, für seine Gattin einen Kuß dagegen bei schönen Mädchen für sich einen Kuß, für die Gattin aber ein Stückchen Brot. Oder hatte der Schuldige in den Brunnen zu fallen, und wer soll ihn herausziehen? Oder extemporirt Verse herzusagen? zu singen oder zu deklamiren? endloses Holz aufzufinden? Knieend ein Licht anzuzünden? Sündige Beichte zu hören? Zugleich mit einem Andern zu predigen, wobei der Eine die Diktion spricht, der Andre dazu die Gesten zu machen hat? Theaterstücke nach dem Soufleur zu spielen? — O all Das war so sehr amüsant, daß sich der Mensch darob müde kicherte, und in guter Laune nicht wußte, wohin zu gerathen?

Doch jetzt hat all Das schon sein Ende erreicht; jetzt tanzen wir Ungarn blos, politisiren, spielen Karten, und darnach beginnen wir neuerdings zu tanzen, zu politisiren, Karten zu spielen. Andres spielt heute Niemand mehr, es amüsirt sich Niemand mehr, wun-

dert sich höchstens darüber, wie man jemals an solchen Nichtigkeiten Freude finden konnte?

Die Gesellschaft war eben am „Ich zürne auf Dich!“ Zu der Unterhaltung kamen nun Komtesse Cecilie und Fräulein Eßti auch zum Vorschein, da sie ihre Arbeiten in der Küche beendet. Die beiden Mädchen waren verabredetermaßen gleichförmig gekleidet, beide in Rosa, Jede mit einer Rosenknospe im Haare. Und doch unterschieden sie sich in allem Uebrigen wie Erde und Meer. Eßti war braunroth, ein lebendiges, ruhloses Geschöpf, ein witziges, gesprächiges, böses Wesen, das Allen seine Witze zuwarf. Komtesse Cecilie dagegen ein stilles, sanftes, schwärmerisches Antlitz, mit großen, beobachtenden blauen Augen; die klugen, schweigsamen Lippen meistens mehr geschlossen als redend geöffnet; über ihr weißrothes Antlitz ergoß blos die Hand der Natur den Zauber der Schönheit; es vermochte kaum zu lächeln und war doch so schön! Eßterchen glich einer trotzigen Biene, die summend Schwachherzige erschreckt, und wenn's sein muß, auch stechen kann. Cecilie dagegen war ein zager Schmet-

terling, welcher bei der Annäherung fortschwebt, bange um den Staub seiner Flügel.

In dem Spiele verlor auch Eßti zwei Pfänder. Aus dem einen schlug sie sich witzig heraus, verurtheilt, in den Brunnen zu fallen. Sie zitirte den alten anekdotenreichen Herrn aus dem Winkel hervor, der zog sie heraus, daß der Jugend Augen und Mund flimmerten. Doch beim zweiten Pfand ward sie zum „Kaffeeversüßen" verdammt, und das war schon ein gefährlicheres Amt. Ist das Pfand nicht zufällig der Speisekammerschlüssel, so kann sie ihn noch verläugnen, er sei nicht der ihre; aber da er es war, so sah sie sich gezwungen, ihre Aufgabe zu lösen, und dem entsprach sie auch menschenmöglich, was der halben Gesellschaft neiderregend bald die Augen ausstach.

Jetzt barg der Spielrichter — Frau Vorschodi — plötzlich zwei Pfänder auf einmal in den Händen und frug, was die zwei Verbrecher verdienen, welche diese zurückgelassen?

Die Geschwornen stimmten, daß die Gottlosen betteln gehen sollen.

Also wem gehören diese Pfänder?

Das Eine anerkannte als das seine jener nichtssagende junge Mann, von welch' Unscheinbarem wir noch kaum gesprochen haben, und er hatte ein großes Verbrechen begangen. Er sprach während des Spieles Komtesse Cecilie als „Gnaden" an, wo doch Alles per Du geht. Drum ward er gepfändet. Er ergab sich bescheiden in sein Schicksal.

Aber für das zweite fand sich kein Eigenthümer.

Es war dies ein schönes kleines Rubinringlein, solch' ein winzig kleiner Reif, wie ihn Kinder tragen; eine zierliche Kostbarkeit.

Schließlich mußte den auch Eßti ersehen und erkannte ihn sofort.

„Ah, der gehört ja Cecilien; wem sonst auch ginge dieser winzige Ring auf den Finger?"

Cecilie, als man sie errathen, sprang auf und wollte davon eilen.

Eßterchen lief ihr nach, fing sie ab und brachte sie zurück.

„O, liebe Freundin! so leicht geht das nicht. Weil

Du Komtesse bist, ist es um Dich nicht mehr schade, als um anderer armer Leute Tochter. Geh' nur hin betteln, wenigstens erfährst auch Du, wie schwer das Schicksal armer Leute ist."

Cecilie war wirklich erschrocken, erröthete und kam in Verwirrung; ja sie wäre vielleicht in Thränen ausgebrochen, hätte sie Frau Vorschodi nicht heiter getröstet.

„Seelchen Komtesse, im Spiel giebt's nichts Schämenswerthes."

Bebend ließ sie sich unter die reihweis Sitzenden führen; der junge Mitverbrecher reichte ihr halb furchtsam den Arm. Er war so ungeschickt, der Arme. Er fürchtete sich vielleicht noch mehr als seine Gefährtin. Als er Ceciliens Hand erfassen sollte, wagte er es kaum, sie mit den Fingerspitzen zu berühren; ihm bangte vielleicht, diese kleine Zuckerhand werde bei rauherer Berührung brechen.

Als Erste in der Reihe saß die strahlende Schönheit Amalie, neben ihr Adorjan. Der junge Bettler stammelte verschämten Tones seinen kurzen Spruch

vor Amalien, sagend: „mir einen Kuß, meiner Gefährtin ein Stück Brot.“

Die sieggewohnte Schönheit neigte mit stolzer Nonchalance ihre Wange hin, als wollte sie zeigen, daß man solche Fälle gar nicht wahrnehmen muß. Der junge Mann nahte ihr erröthend, schwankend und Jedermann sah gut, daß er nur that, als küßte er, blos so in die Luft. Er berührte das schöne Antlitz nicht. Man lachte über ihn auch da und dort hinter seinem Rücken.

Jetzt traten Beide vor Adorjan hin. Aber der unscheinbare junge Mann nahm sich jetzt zusammen und sagte mit völliger Ruhe folgende Variation des Grundthema's: „Ich erbitte mir ein Stück Brot, meiner Gefährtin dagegen einen — Handkuß.“

Damit reichte er triumfirend Adorjan das schöne weiße Händchen entgegen, das er in eigener Hand festhielt.

Das war ein so guter Einfall, daß Alles applaudirte und „Bravo!“ rief. Daneben „Trefflich! Wackerer Junge! Der macht sich hübsch über die ganze Gesell-

schaft lustig!“ — Und dann ließ er Jeden der Reihe nach die Hand seiner schönen Gefährtin küssen. Wer weiß es, oder bemerkte es, ob der Vorschlagende nicht durch einen, nie eingestandenen, Händedruck für seinen rettenden Einfall belohnt wurde?

Von diesem Augenblicke an zog der unscheinbare junge Mann die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich. Die Leute fragten sich unter einander, wer das sei und woher er gekommen?

Niemand kannte ihn. Die Hausfrau sagte über ihn blos aus, er sei ein gewisser Julius Fehér — zu deutsch: „Weiß“ — also ein höchst gewöhnlicher Name, den man im nächsten Augenblicke wieder vergißt. Er wird sicherlich irgend ein Wirthschaftsschreiber sein — er ist so bescheiden. Aber das war doch von ihm ein witziger Einfall gewesen.

Jetzt sah man darin blos Witz; dagegen, könnte der Mensch die Zukunft wissen, wie er sie nicht weiß, so hätte man auch mehr darin erblickt.

Vielleicht eine sich entknospende Zärtlichkeit?

Vielleicht einen im Eidotter sich regenden Haß?

Vielleicht eine im Keim hervorbrechende Eifersucht? . . . . . Aber nun lassen wir das Filosofiren sein, die Suppe steht auf dem Tische! Das ist nun das klügste Wort: die Suppe auf dem Tische!

Wirklich eine Suppe, meine geehrten Freunde. Aber wir begannen damals noch das Abendessen mit der Suppe, nicht mit dem Thee, wie Ihr jetzt. Und dann, was war das für eine Suppe! Gelb von der darin abgebrühten fetten Henne; duftend; sogar ihr Brodem nahrhaft; nur so viel Salz und Pfeffer darin, als nöthig ist, um ein angenehmes Gegengewicht zum süßen Beigeschmack der Sellerie und Petersilie zu bilden. Dem sie so nicht gut genug, für den steht dort der rothe Pfeffer, er kann sie sich beliebig vergiften. Und was erst in ihr schwimmt! Klößchen, gefüllt, weiß Gott mit was, die dem Menschen auf der Zunge förmlich zerschmilzen. Wahrlich, meine lieben Freunde, wir aßen dies Ding, ja wir repetirten es sogar; trotzdem aber mögt Ihr nur bei Eurem Thee bleiben!

Die Gäste setzten sich an den Tisch. Es machte viele Mühe, bis Jeder wußte, wo Jeder zu sitzen

hatte. Endlich vereinigte man sich darüber, daß an einem Ende des Tisches das Jubilantenpaar, am andern die zwei Fräulein des Hauses zu sitzen kamen; dann konnte Jedermann sich setzen, wo er wollte.

Hierauf wünschte man einander guten Appetit, und für ein paar Minuten verstummte Jedermann, damit, wer still für sich beten wolle, dies abmachen könne. Dann aber begann das Geklapper der Löffel zu sprechen.

Bei folgender Schüssel war bereits jene aimable Konfusion in der Unterhaltung, ohne welche Unterhaltung gar keine Unterhaltung ist; wobei dann Jedermann mit seinem Nachbar sprechen kann, was er will, und nicht gezwungen ist, Dem zuzuhören, was Einer allein spricht. Hier kichert man, dort spricht man flüsternd, und man stört einander damit nicht. Höchstens die Hausfrau und der alte Hajduk stören manchmal insofern den Menschen, als sie bei den herumgereichten Schüsseln mit den Leuten disputiren, sie müßten von dem Geflügel, von jenem Gefüllsel noch was nehmen. Nur dies Stückchen, nur hier dies besonders Gebratene, dem Antragenden zu Liebe, denn sonst werde man

zürnen. Hin und wieder zieht ein witziger Toast die Aufmerksamkeit auf sich. „Mein Herr, mein Herr! Ich bring's Ihnen aus!" Der Angeredete schreckt auf, sieht sein Glas füllen, stößt an, läßt hochleben und um so größer wird darauf das heitere Gelärm. Die alten Herren lachen und reichen sich öfter gefühlvoll die Hände über den Tisch hin. Der alten Frau Borschodi scharfes Gekicher tönt durch alles Gelächter hindurch. Auch ist's interessant, sich die Jungen anzusehen. Eßti und Cäcilie da unten brechen um die Wette ein Hühnerbrustbein; natürlich bleibt Eßterchen die größere Seite in der Hand, das darf aber Niemand wissen. Amalie kichert ein wenig; ihre Nachbarn vernachlässigen sie. Julius Fehér ist zerstreut, seine Augen irren wo anders umher, er scheint förmlich selbst zu fühlen, daß Amalie über alle Ordnung hinaus durch ihn vernachlässigt wird; denn so oft er zu sich kommt, präsentirt er ihr hastig etwas, so sie nicht nöthig hat. Adorjan dagegen ist völlig gleichgiltig; seine schönen Augen regen sich kaum; es scheint sie nichts zu interessiren. Nur wenn man toastet, hebt

auch er das Glas und trinkt es bis zur Neige aus; das hat aber keine Wirkung auf ihn. Amalie ist darüber so übler Laune, daß sie ihren unaufmerksamen Nachbar schon einmal dadurch beschämte, indem sie von ihrem in dritter Nachbarschaft sitzenden Vater Wasser erbat; worauf dann gleich ihrer Vier sich beeilten, ihr das Glas zu füllen, daß das Wasser auf den Tisch ausfloß. Julius Fehér bekam gegen Ende des Mahles doch noch so viel Gefühl der Menschenliebe, daß er einen Teller verzuckerter Haselnüsse nahm, sie der schönen Amalie aufquälend, und er wollte mit ihr einen Diskours darüber beginnen, ob sie schon den neuesten Roman des Baron Jósika gelesen? welcher Frage aber die schöne Amalie dadurch rasch ein Ende machte, indem sie erwiderte, sie lese nie Bücher in ungarischer Sprache. Julius trug ihr von da ab auch mehr keine Haselnüsse an.

„Schläfert es Sie nicht?" frug Amalie stechend ihren andern Nachbar, der mit seiner Gabel allerlei auf den leeren Teller schrieb.

„Mich wahrlich nicht," erwiderte Adorjan und

warf sich gleichgiltig in den Stuhl zurück. „Aber ich habe nun des Guten all die Tage über schon zu viel. Ich mag gar nicht mehr nach schönen Frauen sehen, wie der Satte Speisen nicht mehr sehen mag.“

Nach dieser Ungeschliffenheit steckte er die Hände in die Tasche und wußte so kalt den anekdotenerzählenden alten Herrn ins rothe Antlitz zu blicken, wie ein Nachtwandler. Und zu andrer Zeit pflegte er ihm doch wenigstens zuzulächeln.

In diesem Augenblicke erklang außen im Hofe die Musik der nachgekommenen Zigeuner. Adorjans Antlitz durchzitterte plötzlich irgend ein Strahl aufrüttelnder Genußsucht. Seine Augen öffneten sich funkelnd; über seine Lippen zog ein Lächeln; sein Wuchs wurde stramm; es ward ein völlig anderer Mensch aus ihm. Ah, diese Musik war der ergänzende Theil seiner Seele. So ergänzend, wie das Opium für den arabischen Verzückten. Sein Antlitz begann von Wonne zu strahlen, und man konnte hören, wie er die Sporen unterm Tische aneinander schlug.

Auch Andreas Gábor stieß bei diesen Tönen den

Stuhl hinter sich zurück und bat um Entschuldigung wegen dieser Grobheit. Dann küßte er der Hausfrau die Hand und wünschte ihr noch fünfzig Jahre hinzu zu den jetzigen; und von da ab konnte man sie nicht mehr zurückhalten; sie stürzten hinaus alle Beide, den Zigeunern entgegen.

„Ah, die Zigeuner? Die armen Zigeuner!“ das war ihre ganze Sorge, ihre höchste! Vielleicht beunruhigte sie das während des ganzen Abendessens; ob Denen nichts passirte? ob die Geige nicht brach oder die Seite des Brummers? Ob der Primspieler sich nicht die Hand ausgekegelt habe? Ob sie nicht nach anderswo durchgegangen seien? O, die treuen guten Bursche! Sie verdienten, daß man sie abküsse und sie so triumfirend in den Saal führe, wie siegreiche Feldherrn, verwundete Helden! Der Zigeuner kennt keine andere Note als das Antlitz Dessen, der seiner Musik zuhört; von Dem spielt er das Lustige und das Traurige herab, während er dagegen dessen Seele derart in seine Geige hinein lockt, daß der Zuhörer lustig oder traurig wird, je nachdem's der Zigeuner will.

Die beiden Jünglinge veränderten sich vollständig. Jetzt waren sie so, wie das Gerücht sie gemalt hatte. Andreas Gàbor die ritterliche Heldengestalt, Aborjan Borz der Herzensräuber.

Sie beide allein tanzten jenen nun schon aus der Mode gekommenen Tanz, der so schön war, den „Werbertanz“, welcher, Mann gegen Mann, exekutirt zu werden pflegte mit ritterlichen heldenhaften Schritten. Der ganze Leib bewegte sich dabei, und jede Bewegung kann als Modell für eine klassische Statue gelten. Die Hauptrolle spielen dabei das Lächeln des Antlitzes, das Funkeln der Augen. Der Tanz taugt auch nicht für jeden geschniegelten Burschen. Denn dieser Tanz ist noch aus jener Zeit, in der der Ungar tanzte, weil er nicht wußte, wohin mit der Kraft seines Herzens und seiner Seele. Er tanzte aus heldenhaftem Stolze am Schluß weltberühmter Schlachten. Sogar ich sah nur ein paarmal diesen Ahnentanz, sehe ihn aber noch heute klar vor mir.

Die Fantasie erreicht nicht jenes zaubervolle, heldenhafte Ausschreiten, welches die schönsten zwei

Jünglinge dort vor der staunenden Gesellschaft vollführten. Das Feuer aller Augen sah man nach ihren Antlitzen konzentrirt, so schön waren diese, so strahlten sie. In jeder Bewegung zeigte sich Reiz, Kraft und Anmuth. Und sie wußten das sehr gut.

Adorjan wußte es so sehr, mit seinen Augen auf die der schönen Frauen zu wirken und, ihnen zu Liebe, sich zu begeistern. Er war ein völlig anderer Mensch, als die halbe Stunde vorher. An jedem Antlitze war es zu sehen, wie er Jedermann gefiel — nur an dem Amaliens nicht, denn die war direkt in ihn verliebt.

* * *

Während da drinnen die Unterhaltung lauter geworden, fegte draußen auf der Pußta der Schnee umher. Der Himmel wurde völlig grau; es gab keinen Mondschein. Nur der Schneeglanz durchhellte die Nacht. Kaum sieht man auf glatter Wiese das Geleise, welches der letzt hier passirte Schlitten in den schneedurchwehten Wegen zurückließ.

Auf diesen zweifelhaften Wegen, welche die Nacht und der Schnee immer mehr einhüllen, schreiten zwei

Reisende, einer hinter dem andern. Der eine ist ein Reiter oder eine Reiterin, der zweite ein hungergieriger Wolf.

Die Reiterin deckt ein weiter Mantel; auf dem Haupte hat sie eine verbrämte Mütze, und nur ihre Stimme verräth, daß sie Frau ist.

Sie spricht mit ihrem Pferde, das hin und wieder den klugen Kopf hebt, die Ohren spitzt, mit den Nüstern schnüffelt, unruhig wiehert und den Kopf zum Vorderbug herabneigt.

„Fürchte Nichts, mein lieber Dryas; es folgt blos Ein Wolf, nicht ihrer mehrere. Du warst mit mir ja schon in größeren Gefahren. Weißt ja noch von der Bärenjagd in Gyergyo!

Das Pferd wiehert zurück, als verstände es, was man zu ihm spricht.

„Nun so haste nicht. Schreiten wir nur lautlos trabend, sonst verlieren wir den Weg. Unser Feind wagt's nicht, uns näher zu kommen, und kommt er, so ist's sein Schade. Sieh', ich brachte beide Pistolen mit mir, und Du weißt, daß ich nie fehle."

Das Rößlein blickte zurück, und als es die Hähne einzeln spannen hörte, hob es stolz das Haupt und bangte nicht mehr.

Jetzt gelangte der Weg in einen Wald, wo man nicht mehr von ihm abirren konnte; hier ließ die Reiterin das Pferd galoppiren, so sicher wie ein Mann auf ihm sitzend.

, Der Wolf, welcher bis dahin ebenfalls im Trab nachkeuchte, begann, als die Reiterin in Galopp überging, sofort wüthend nachzustürzen. Bisher war er ihr blos gefolgt, jetzt verfolgte er sie.

Die Reiterin blickte zurück und sah, wie der Raum zwischen ihnen kürzer ward. Der Wald war dunkel, die Gegend verlassen und unbewohnt, und das Rößlein trottete instinktiv immer rascher.

Schließlich machte der Weg zwischen den Bäumen eine Biegung; die Reiterin war gezwungen, diesen Umweg zu machen, während der Wolf geradezu durchbrach in direkter Richtung, durch Strauch und Gestrüpp, um vorzukommen.

„Jetzt bleibe still stehen, mein Dryas“, sagte die

Amazone zu ihrem Pferde, es Aug' in Aug' mit dem herankommenden Wildthiere anhaltend. „Mache keinen Seitensprung. Bleib' hübsch ruhig stehen. Ich bin hier. Fürchte nichts."

Der Wolf rannte schnaubend aus dem froststarrenden Gebüsch hervor, mit grünfunkelnden Augen, auf das Pferd losstürmend, welches ohne Zittern vor ihm stehen blieb. In Entfernung von fünf Schritten traf der Schuß. Das ungeheure Wildthier, ein tüchtiger Wolfseber, fiel sich überschlagend vor den Hufen des Pferdes hin. Das Rößlein blies ihn wüthend an, übersprang ihn dann und trabte weiter, so stolz die Mähnen schüttelnd.

Nach einigen Minuten gelangte man aus dem Walde hinaus und in der Ecke der sich ausbreitenden Gegend ließ sich vor der Reiterin das hellerleuchtete Kastell sehen.

„Ach, man harrt unser noch, Dryas; siehst Du, wir kommen sogar noch rechtzeitig. Sofort kannst Du Dich daheim ausschnaufen. Auch Du liebst es hier mehr, als in Klausenburg. Es ist schon lange,

nicht wahr, daß Du hier warst? Fändest Du jetzt von hier schon mit verbundenen Augen dahin?"

Das Roß machte hierauf ein Kompliment mit dem Kopfe, und in der That brauchte man es von jetzt ab nicht mehr zu regieren. Es fand so hübsch von selbst, wo der Weg nach dem Kastelle ging, obgleich diesen drei Klüfte durchschnitten.

Nach einer Viertelstunde hielt das Rößlein im Kastellhofe an. Die Dogge Dràve umkreiste es mit gebellartigem Lachen und erstaunend, als könnte der Köter gar nicht begreifen, was die Beiden hier suchen, die eben Niemand erwartete?

Durch die Fenster der Rentmeisterwohnung klang das lustige Klingen des „Zymbalom", des mit Hämmerchen zu spielenden Hackbrettes, vermischt mit dem ärgerlichen Brummen der Baßgeige. Da drinn ist man jetzt fröhlich; auch das Gesinde amüsirt sich nach Lust und Laune und Niemand zeigt sich in der Vorhalle.

Die Reiterin schwingt sich aus dem Sattel, und den Zügel dem Rößlein über den Nacken werfend,

schlägt sie sanft mit der Hand auf es, ihm sagend: „Geh' nach Deinem Quartier."

Das Roß setzte sich hierauf geradezu nach den Stallungen in Bewegung. Jedoch die Thür, durch welche es hinein will, ist durch ein Querholz versperrt, und durch die andern offenen Thüren, das weiß es gut, schickt es sich für es nicht, einzutreten. Höchst klug erfaßt es denn das Ende des Querholzes mit den Zähnen und öffnet sich selbst die Thüre, seine eigene Wohnung betretend.

Die Reiterin aber klopft an einem Parterrefenster. Dort wohnt der alte Beschließer, der gewiß nicht mit von der Unterhaltung ist, denn über 8 Uhr Abends hinaus war er noch nie im Leben irgendwem zu lieb wach geblieben. Und in der That erhebt er sich auch jetzt aus seinen Träumen und kommt heraus zur harrenden Dame, deren Erscheinen ihn nicht im Geringsten verblüfft. Zwar wollte er vor ihr aus Respekt die Eulendunenmütze herab nehmen; doch die Reiterin sah, daß sie schwer herabgehen dürfe, bat ihn also, es sein zu lassen; vielmehr beeile er sich, den

andern Flügel der Zimmer zu öffnen, und dann gehe er in den Stall, das Roß abzusatteln, es etwas umherzuführen und ihm schließlich Haber zu geben. Ihr aber lasse er hierauf Ruhe, denn sie habe gar nichts nöthig.

Der Schließer war ein wortkarger Mensch. Er that, was man ihm sagte, schloß die Zimmer der gräflichen Wohnung auf, zündete die Kerzen, machte Feuer im Kamine und wünschte gute Nacht.

Wahrscheinlich dachte er bei sich, andere nöthige Verrichtungeu werde schon das Stubenmädchen der Rentmeisterin abmachen; das sei nicht Sache des Beschließers.

„Was für eine Unterhaltung giebt's heute bei der Rentmeisterin?" frug die Dame den sich Entfernenden.

„Man feiert silberne Hochzeit," erwiderte dieser, mit der Handfläche gewaltiges Gähnen unterdrückend.

„Nun, dann muß man sie nicht stören. Sagt Niemanden was, daß ich hier bin; mögen sie sich amüsiren. Bringt ein Glas frisches Wasser, mehr benöthige ich nicht."

Der Beschließer gehorchte, brachte das Wasser, versah das Pferd, ging dann nach seiner Stube und schlief weiter. In der anderen Abtheilung des Kastells wußte man nichts vom vom Vorhandensein des neuen Gastes.

Dieser neue Gast war eine junge blonde Frau mit großen lebhaften blauen Augen, welche schmale braune Augenbrauen umzeichneten, in Mitte fast ineinander fließend, was dem ganzen Antlitze einen sonderbar kühnen Ausdruck gab. Wären die Augenbrauen nicht so fein gewesen, so hätte man sich vor ihnen vielleicht auch fürchten können.

Die schmalen Lippen und das eirund gebildete Kinn gaben diesem in jedem Zuge geistreichen Antlitze ein solch launisches Ansehen, welches beim ersten Anblicken verblüfft, während die kleinen blonden Locken, die beim Wegwerfen der Hutes frei herabfielen, sich bemühten, das Antlitz mit einer Art stillen Melancholie zu umschatten, blieb sie so plötzlich still stehen und neigte das Haupt.

Blos daß das nur eine Minute dauerte. Die

junge Frau, die Stuben der Länge nach abschreitend, gelangte unversehens vor einen Spiegel, und als sie zufällig in selben blickte, lachte sie rasch auf, schlug die Hände zusammen und kicherte ihr Spiegelbild an, als lachten Beide darüber, daß sie hier einander finden, wo sie eben an ein Zusammentreffen nicht dachten. Dann schüttelte sie das Haupt und drohte mit dem Finger der Figur im Spiegel, wobei auch die das Haupt schüttelte und zurückdrohte. Und dann kehrten sie einander den Rücken.

Auch darnach noch zog sich an den Lippen der Frau ein Lächeln hin, halb des Hohnes, halb der guten Laune. Während das Feuer im Kamine knisterte, hielt sie an selbiges ihre winzigen Stiefeletten, sich den Fuß zu erwärmen; und dann begann sie im Saale auf und ab zu gehen, mit ihrer Reitpeitsche fuchtelnd; manchmal knallte sie, als zöge sie einem unsichtbaren Wesen ein Tüchtiges über den Rücken, und dabei sprühten ihre dunkelblauen Augen gar sehr, während ihr Antlitz unbarmherzig war. Zuletzt schlug sie so auf den Tisch, daß auch dieser aufschrie, trotzdem er

es nicht fühlte. Dann, als wäre sie ermüdet, warf sie sich in einen Armstuhl, das Haupt auf die Hand stützend, und starrte ruhig in das Kaminfeuer, so regungslos wie eine Statue.

Dagegen in anderer Hälfte des Gebäudes tanzte und musizirte man. Obgleich heute meines Herrn Rentmeisters silberne Hochzeit war, und obgleich er Stiefel mit Silbersporen an den Beinen hatte, that's ihm doch nicht leid, inmitt der größten Fröhlichkeit mit jenen silberbespornten Stiefeln hinaus in den Hof zu gehen und der Reihe nach die Stallungen zu visitiren, ob keiner der vielen fremden Kutscher mit der Pfeife entschlief, oder ob sich die Pferde nicht gegenseitig stoßen? ob das Gesinde auf seinen Posten ist? denn wenn irgend ein Malheur geschähe, könnte der Kukuk die ganze silberne Hochzeit holen!

Als er die Stallthüren der Reihe nach untersuchte, blieb er vor einer plötzlich betroffen stehen; also wer mag diese geöffnet haben? Er blickte hinein und sah daß auch da drin ein Pferd an der Halfter hing. Ei, wie wagt man denn, in die gräfliche Abtheilung

Gastpferde zu bringen? Wer hat das nur gethan? Giebt's nicht genug Platz in den übrigen Stallungen? Er ging auch gleich selber hinein, um das fremde Rößlein umzuquartieren. Doch kaum berührte er es, als dies ihn in lustiger Laune anwieherte, wie einen alten Bekannten, und mit dem Maule ihm direkt in die Tasche fuhr, daraus das Nastuch hervorzog, es hoch emporhielt, es schüttelte und dann wegwarf, da nichts drin war.

„Seht doch, seht!" murmelte der Rentmeister, „der machts genau so mit mir, wie's der Dryas zu thun pflegt, der auf meine Tasche losgeht, ersieht er mich, und, findet er drin weder Zucker noch Brot, mich pfändet. Er nimmt mir das Taschentuch oder den Tabaksbeutel. Also wessen Roß kann nur das da sein?"

Man brachte ihm eine Lampe vor, und der Rentmeister erkannte erstaunt, daß das Dryas selber sei.

Das Pferd wieherte auf ihn zurück, als sagte es lachend: „Natürlich daß ich der Dryas bin; also hat mich der alte Herr nicht erkannt?"

„Doch wie kommt Der da her? Wer sah Jemanden auf ihm daherkommen.

Niemand wußte was davon. Das Thor war offen, damit die Gäste hereinfinden, die Dienstboten aber waren anderswo beschäftigt. Einer der Kutscher wußte soviel, daß er irgend einen Menschen gesehen, aber er wußte nicht, wen? der das Pferd umherführte und ihm Futter gab; aber er wolle nicht bestimmt behaupten, ob er nicht alles das geträumt habe?

„Wen brachtest Du, Dryas?" frug der Rentmeister das Pferd, welches schmeichelnd an ihm sich den Hals rieb. „Kam der Graf auf Dir?"

Dryas schüttelte verneinend den Kopf. Der war nicht gekommen.

„Vielleicht die Gräfin?" frug der Alte weiter, immer mehr über die Kühnheit seiner eigenen Fragen erstaunend.

Das Rößlein winkte Bestätigung. Die Gräfin war gekommen.

„Die alte Gräfin?"

Das Pferd verneinte das.

„Also . . . die junge?“ Kaum konnte man glauben, dies könne möglich sein.

Aber das Pferd nickte, daß das so sei.

Es konnte mehr kein Zweifel obwalten. Dryas pflegte weder zu lügen, noch zu scherzen. Aber wo ist sie dann, die gekommen? Mit wem sprach sie?

Auf diese Frage war die allerbeste Gewißheit dadurch zu erlangen, daß man nach dem gräflichen Flügel ging und sich dort erkundigte.

Beim Eintritt frappirte es den Rentmeister, daß die Thüre nach der Veranda offen stand. Er trat durch selbe ein. Im Vorzimmer, im Saale war Alles dunkel, aber durch das Schlüsselloch der folgenden Thüre ließ sich schon Licht sehen.

Der Rentmeister wußte jetzt noch nicht, ob er da drin einen Geist oder ein Gespenst treffen werde? und es klopfte ihm völlig das Herz, als er die Hand an die Klinke legte.

Vorher pochte er jedoch. Darauf bekam er aber keine Antwort. Er pochte ein zweites Mal und auch darauf folgte kein „Herein!“ Somit entschloß er sich

denn und öffnete leise die Thüre. Beim Glanz des Kaminfeuers sah er an selbem eine melancholische Frauen-Gestalt sitzen. Den Kopf traurig auf die Hand gestützt, mit blassem Antlitze, daß er nun wirklich vor dem Wesen erbebte.

Es ist unmöglich, daß sie das sei!

Als die Dame auf das annähernde Geräusch hin emporblickte, verlebendigten sich ihre Züge bei dem Anblicke, sie begann zu lächeln, sprang vom Stuhle auf, und dem Alten entgegeneilend, frug sie ihn mit scherzhaftem Erstaunen:

„Und Sie, wie kommen Sie hierher, Onkel Rentmeister?“

Dem Alten blieb das Wort im Munde stecken. Gerade er wollte die Dame dergleichen fragen, und er war ungeheuer betroffen, daß sie nun selbst eben dies ihn frug.

„Nachdem ich doch gesagt, man möge Sie in der Unterhaltung nicht stören; wer sagte Ihnen, daß ich hier bin?“

„Bitte unterthänigst, der Dryas ....“

„Der Dryas sagte es?" lachte die Dame hell-klingend auf; „schau der Mensch doch diesen Verräther an!"

„Aber ich bitte unterthänigst, Komtesse . . . oder richtig, Baronesse," stotterte der kleine Alte verwirrt.

„Bleiben wir nur beim Fräulein, guter Onkel," sagte die Dame, unter Lachen angenehm mit den runden Achseln zuckend. „Ich bin keine Baronesse."

„Wie, bitte ergebenst?" . . . frug der Biedere, der immer verwirrter wurde; „Nun, die festgestellt gewesene Hochzeit?"

Die gute Laune der schönen Frau wuchs fort und fort; sie konnte kaum vor Gekicher sagen:

„Ich ging ihr durch!"

Im Antlitz des Rentmeisters erschien ein ununterdrückbares Feudenlächeln, es hätte wenig gefehlt, so hätten sie Beide zusammen gelacht, was überhaupt schon Seltenheit bei ihm war.

Das Fräulein konnte nicht widerstehen, bereits deshalb dem Alten um den Hals zu fallen, der seiner-

seits aus einer Verlegenheit in die andere fiel und stotterte:

„Aber der Baron.... der gnädige Herr Baron?

„Der Baron? den ließ ich dort am Holzkreuz zurück.“

„Am Holzkreuz? Hehehe. Bitte unterthänigst...“

„Das that ich mit ihm!“ sagte die Dame und lachte nun nicht mehr. Jetzt sprühten ihr vielmehr die Augen. Sie nahm ihre Reitpeitsche und begann mit dem Knopfende ihre Worte zu begleiten. „Ich ließ ihn bis an den Altar herankommen; ließ ihn sich sehr schmuck ankleiden, ließ das Hochzeitsvolk zusammenkommen. Ich gestattete ihm, die ganze Konfession dem Priester nachzusprechen; o, wie er das Gaukeln verstand! Jeden Spruch deklamirte er so her, wie die schlechten Schauspieler. Als man dann von mir frug, ob ich diesen Mann liebe? antwortete ich darauf, „ich liebe ihn nicht!“ und stieß seine Hand zurück und schaute ihn verächtlich vor der ganzen Welt an. Ah, das gefiel mir so gut!“

Die Dame schlug bei diesen Worten mit dem

Peitschenstiel so gewaltig auf das Marmorsims des Kamins, daß der Achatknopf daran in tausend Stücke zersplitterte.

„Das gefiel mir hier so wohl!“ sprach sie, mit kleiner Hand auf ihr Herz schlagend, in welcher Hand so viel Kraft war.

Der alte Rentmeister that so wie Einer, der sich gerne seiner Freude überlassen möchte, gäbe es nicht doch zugleich eine Ursache zur Betrübniß. Die Dame frug:

— „Unter Anderem, wissen Sie nicht, wohin mein Vater von der Klausenburg ging? Ich fand Niemanden daheim.“

Doch gerade Das ging ja jetzt dem Rentmeister durch den Kopf und gestattete ihm nicht, sich zu freuen.

„Der gnädige Herr gingen eben nach Preßburg.“

Auch „meine Mutter?“

„Die gnädige Frau gleichfalls.“

„Vielleicht direkt meinetwegen?“

„Wahrhaftig, blos Gnaden wegen.“

„Armer, guter Stiefvater! Ich bedauere, daß er

diese Reise meinetwegen machte. Doch Sie ließen ihn gewiß nicht ohne Pelz fort? Es thäte mir leid, würde er sich meinetwegen erkälten."

„Wahrlich, und noch dazu Nachts reisten sie fort; und sie sagten, sie werden Tag und Nacht mit unterlegten Pferden fahren, um nur früher dahin zukommen, als . . . als . . ."

„Bevor diese Hochzeit vor sich gehe? Armer guter Vater, wie er um mich besorgt ist. Wessen hätte er sich nicht ausgesetzt, um mich zu behüten. Zürnte er sehr?"

„Er nicht, aber die gnädige Frau wohl."

„Also mein Vater zürnte nicht?"

„Nein. Er weinte."

„Er weinte?" frug, plötzlich traurig werdend, die Dame und neigte betrübt das schöne Antlitz in die Hand. „Er weinte meinetwegen? Und er klagte mich nicht an, verfluchte mich nicht, beklagte sich nicht über mich?"

„Kein Wort ließ er vor mir verlautbaren."

„Sagte er nicht, ich sei ein schlechtes, undankbares

Frauenzimmer? Sagte er nicht, er habe das von mir nicht verdient, daß ich gerade solch' einem Menschen die Hand reiche, der ihn so bitterlich beleidigte? Sprechen Sie die Wahrheit. Es wird mir selbe nicht übel bekommen."

Die Dame ergriff eifrig die Hand des alten Rentmeisters und lauerte nach Worten von seinen Lippen, als fürchtete sie gleichmäßig das Ja und das Nein.

„Die gnädige Frau, die Gräfin, sprach wohl so; aber, mein Gott, konnte man ihr das übel nehmen?"

„Jedoch mein Vater? Mein Vater?"

„Er schwieg."

„Er schwieg? Er sagte nicht mal soviel, daß das unglaublich sei, es müsse hier eine Irrung vorliegen? Er klagte mich gar nicht an? Er vertheidigte mich nicht einmal? .... O, er verachtet mich!"

Der geneigte schöne Kopf, mit dem Trauerlaub der Locken, drückte so echt den Kummer aus, welchen diese Frau in diesem Momente fühlte.

Sie mußte noch durch eine peinliche Frage hindurch.

„Also meine Schwester, das arme kleine unschuldige Kind, was weiß die von mir? Sagte man auch dieser Alles? Beschrieb man mich der Kleinen als eine Art Wahnsinnige, als Schreckens-Beispiel? Oder schwieg man über mich, sobald sie gegenwärtig war, wie von einer Verlorenen? Nahm man auch sie mit sich, oder sperrte man sie in irgend ein Kloster, um sich nicht zu verirren, wie ich?"

Der Rentmeister antwortete Erfreuliches und wieder nicht Erfreuliches auf diese Fragen, denn er hätte zwar das Beste antworten können, doch konnte er nicht wissen, was dann die Folge solcher Antwort sein werde?

„Das gnädige Fräulein — die Komtesse -- Komtesse Cecilie — weiß in der That nichts von der ganzen Sache; man nahm sie auch nicht mit sich, sperrte sie nicht ins Kloster — sondern sie ist eben jetzt — hier."

„Wo? hier?" frug die Dame, jene großen blauen Augen rund öffnend, als wüßte sie selber nicht, wo sie in jenem Augenblicke ist.

„Hier in meiner Wohnung," erwiderte der Biedere mit etwas befriedigter Miene; „unter Aufsicht meiner Frau; der Herr Graf selber vertraute sie uns an. Er sagte ihr, sie solle ein Jahr hier bleiben und von meiner guten Frau die Hauswirthschaft erlernen. Die Komtesse hat sich bei uns auch schon eingewohnt."

„Cecilie ist hier?" rief in ausbrechender Freude die Dame, und in die Hand klatschend, sprang sie vom Stuhle auf, wie Jemand, dem die unerwartetste Freude zustieß. „Cecilie, mein kleines Püppchen hier, in diesem Hause? — Was macht sie jetzt?"

„Sicherlich tanzt sie."

„Sie tanzt?" frug die Dame zurückweichend, als bangte ihr, daß der Rentmeister zum ersten Male in seinem Leben einen Witz machen wolle und das nun an ihr versuche. Doch dann kam ihr rasch zu Sinn, was es heute da im Hause gebe. Und wieder erheiterte sich ihr schnellwechselndes Antlitz. „Oder so? Ja, heute ist ja hier Hochzeit; und zwar eine silberne, und mein kleines Zitzchen ist wahrscheinlich Kranz-

jungfer und jetzt führt man sie zum Tanz? Nun, das ist trefflich. Also ich werde sie gleich sehen."

„Wünschen Sie die Komtesse? Ich rufe sie sofort hierher."

„Zu was rufen! Aber alter Herr, wie können Sie so was denken als Bräutigam? Ein Mägdlein vom Tanze abrufen, wenn man für eine Tour all' seine Schwestern draufgeben möchte! Ich werde schon selbst hingehen."

Der Rentmeister war, wie es scheint, an diesem Tage für fortwährende Wunder seit Morgens erwacht.

„Komtesse Serena, Sie würden zu uns hinkommen? . . . Sie ließen sich herab . . .?

„Hahaha!" lachte die Dame. „Sie sind ein silberner Bräutigam, der fünfundzwanzig Jahre in Freuden mit seiner Frau dahinlebte, ich dagegen eine Strohwittwe, die ihren Bräutigam am Altare stehen ließ!" Doch plötzlich verdüsterte sie sich jetzt. — „Oder hatten Sie es eben entgegengesetzt verstanden? O bangen Sie nicht. Ich werde Niemanden die gute Laune trüben. Ich werde lustig sein, wie die Andern,

und fordert man mich auf, so tanze ich auch. Will zugleich den ländlichen Kreis nicht durch irgend absonderliche Eleganz verwirren; sondern komme in dieser halb Reisekleidung, halb Reittoilette. Wenn aber Jemand genug neugierig sein wird, zu fragen, was mich jetzt daher gebracht hat? Den überlassen Sie nur mir. Dem erzähle ich so ausgewählte Geschichten, daß er genug zum Staunen hat."

Der biedre Alte wußte nicht, welchen Einwand er machen sollte. Und er fühlte doch sehr gut, daß jetzt auch er sich in solche Verantwortlichkeit bringe, über die es viel schwerer sein wird, Rechnung abzulegen, als am Jahresschlusse von der ganzen Herrschaft Schomody. Aber er kannte schon soweit Serena, daß er es nicht probirte, sie andern Sinns zu machen.

Die Dame glättete sich ohne allem Spiegel ein wenig die sich auflösenden Locken, hing sich dann in den Arm des kleinen alten Herrn, und sie führte ihn mehr, als er sie, durch den inneren Gang des Gebäudes, von dem man direkt durch eine Winter- und eine

Sommerthüre nach jenem Saale gelangen konnte, wo der Tanz eben im vollen Zuge war.

Man schritt im Saale in diesem Momente eine Polonaise, als der Rentmeister die Thüre weit aufmachte und mit nach vorn gestrecktem Arme Serenen voreintreten ließ, selbst aber einen guten halben Kopf zurückblieb, während die Dame mit daheim sich fühlender fröhlicher Ungenirtheit in den freundschaftlichen Kreis eintrat; mit erstem Blick gleich nach ihrer Schwester suchend.

Cecilie tanzte eben. Als sie jedoch Serena erschaute, verließ sie sofort ihren Tänzer, stürzte auf ihre Schwester los, diese wieder auf sie, und sich um Nichts kümmernd, fielen sie sich gegenseitig um den Hals — Serena küßte derart Cecilien nach allen Seiten das Antlitz ab, — die Augen, die Stirne, die Locken, — daß das auch für einen verliebten Bräutigam viel gewesen wäre. Und sie überhäufte sie mit zärtlichen Namen: „mein liebes kleines Püppchen, süßes schönes Turteltäubchen, Du mein zuckersüßes Heiligenbildchen.“

Die Gesellschaft staunte sie an; der Rentmeister zog den Kopf zwischen die Schultern ein, als wie Einer, der an Nichts schuld ist. Die Rentmeisterin aber, die eben aus der Nebenstube kam, eine Schüssel frisch gebackener Pfannkuchen in der Hand, und diesen Auftritt vor sich ersah, sie ließ die Schüssel so aus der Hand gleiten, daß all die runden Pfannkuchen den Tanzenden unter die Beine kugelten. Aber sie bedauerte die Pfannkuchen nicht, sondern schlug die Hände zusammen, ausrufend:

„Heiliger Jehova! Das ist Komtesse Serena!"

Frau Rentmeisterin freute sich gar sehr darüber, daß sie den umherkollernden Pfannkuchen das saure Gesicht aufbürden konnte, das sie auch gleich weiter beibehielt. Unter uns gesagt, sie liebte eben nicht sehr Komtesse Serena und erwartete sie am wenigsten in dieser Stunde. Und besonders fand sie keine große Freude daran, daß Serena und Cecilie hier zusammen trafen. — Nun, es schickt sich für arme Leute nicht, das Thun großer Herren zu beurtheilen; doch soviel ist gewiß, daß auch er selbst, der Graf, sich nicht sehr

freuen wird, erfährt er, daß Cecilie und Serena sich zusammenfanden.

In der ganzen Gesellschaft begrüßte auch nicht Ein heiteres Antlitz Serena, das ihrer Schwester ausgenommen. Der Eine erschrak über sie, der Andere staunte sie an. Die, welche in bester Laune waren, wurden durch ihr sonderbares Erscheinen beunruhigt; Jedermann fand daran was Außergewöhnliches, etwas Unerklärliches, was bei den Leuten Mißtrauen hervorrief. Die Eingeweihteren, die mit den Ohrenspitzen bis an die Gerüchte der höheren Regionen reichten, wußten bereits so viel über sie, daß das eine Art von im Frauengeschlechte geborner filius prodigus sei, eine Tochter, welche ihrer Mutter und ihrem Stiefvater von langher viele Sorgen mache. Und mag man auch nichts von dem Geschwätze böser Zungen glauben, soviel ist gewiß, daß die Komtesse sich von elterlicher Autorität emanzipirte, auf eigene Hand dahin lebt und sich sehr wenig um die Meinung der Welt kümmert, es vielleicht entgegengesetzt schrecklich amüsant findet, kann sie einfältige Menschen in unerdenkbare

Fußangeln führen, blos aus Launenhaftigkeit, von welchem Stolpern diese dann ihr ganzes Leben lang berühmt bleiben.

Man kann sich daher vorstellen, welch' eine Wirkung das unerwartete Auftauchen solch eines Kometen in solch einer Gesellschaft hervorbrachte, als es die der Gäste des Rentmeisters war.

Und dies absonderliche Geschöpf fand sich doch sofort dort wie daheim. Sie begrüßte die Rentmeisterin so schön, als läse sie das aus einem Buche heraus. Wer sie nicht kannte, hätte glauben können, sie sei direkt zu ihrem eigenen Fest hierher gekommen. Dem anekdotenreichen alten Herrn drückte sie freundschaftlichst die Hand. Die alten Damen begrüßte sie der Reihe nach bei ihrem Namen. Und dann forderte sie fröhlich die ganze Gesellschaft auf, den durch sie gestörten Tanz fortzusetzen.

Sie wußte so herzlich, so liebreizend zu bitten, daß man gezwungen war, ihr nachzugeben. Sie selbst ermuthigte Cecilie, jenem blonden jungen Manne zu folgen, der sie so verschämt darauf aufmerksam gemacht

habe, daß noch einige Touren der Polonaise rückständig seien. Sie unterdeß setzte sich an Seite der alten Dame, welche so sehr gewünscht, mit den Krücken zu tanzen; und dieser begann sie ihre kleine Schwester hoch anzupreisen, mit welchem Reiz diese tanze, wie schämig sie das Auge niederschlage, ein wahrhafter kleiner Engel! — womit sie denn jene Dame sofort für sich gewann.

Die wenigen Touren hatten rasch ein Ende. Nach Cecilie traten die schöne Amalie mit ihrem Adonis Adorjan Borz in den Tanz ein.

„Ein zum malen schönes Paar!“ flüsterte Serena der alte Dame; — „wahrhafte Idealfiguren, alle Beide.“

Die alte Dame dachte bei sich: „in der That, wirklich eine außergewöhnliche Kreatur; wie kühn, es auszusprechen, daß sie einen Mann schön findet; und daneben, wie bescheiden, einzugestehen, daß auch dessen Gefährtin schön sei.“

Bei erster Wendung trafen Adorjan's Augen sich

mit Serena. Dabei stolperte er blos Einmal über seine Sporen.

„Herrlich wiegen sich alle Beide," flüsterte Serena der alten Dame zu, mit dem Ausdrucke des Entzückens die Tanzenden musternd.

Bei zweiter Wendung, als Adorjan zufällig auf Serena blickte, verfehlte er so sehr den Schritt, daß er geradezu mit seiner Tänzerin zusammenstieß. Dann vergaß er auch noch die Figur, die er hätte machen sollen, verhaspelte sich im Detail, schließlich, pro coronide, tappte er so sehr auf Amaliens Kleid, daß eine ganze Falte desselben riß, worauf die Modedame weinend dem Saale entlief und nicht mehr zurückkehrte, während der weltberühmte Tänzer Adorjan Vorz verwirrt inmitten des Saales verblieb, wie irgend ein junger Student, der das Tanzen aus dem Buche gelernt hat.

Serena aber that, als bemerkte sie all Das nicht. Jetzt wendete sie sich Cecilien zu und begann mit dieser zu reden. Von was? Von Possen. Von unter Mädchen in Mode stehenden Thema's, davon man

bei der Musik, während der Unterhaltung sprechen kann. Was sie für neue Tänze kenne? Einen Ungarischen? Einen Masur? Eine Eccosaise? Walzer dürfe sie vom Gesundheitsstandpunkte aus nicht tanzen. Und die Polka, ob sie die schon kenne?

Was können junge Mädchen hierauf antworten, als blos neugierig zu fragen, was das sei? Davon habe man bei ihnen noch nicht mal was gehört.

„Das ist jetzt der modernste Tanz, welcher in Paris und Wien in jedem Salon angenommen worden. Er ist ebenso gemüthlich, als der Walzer, ohne so windbeutelig wie dieser zu sein. Es liegt viel mehr Reiz und Anmuth in ihm, als in irgend welchem Tanze; er ist nicht ermüdend und doch amüsant. Warte, ich lehre ihn Dir in einer Minute.“

Komtesse Serena sprang dabei mit jener allerliebenswürdigsten Naivetät vom Sitze auf; mit rechter Hand ihre Stiefschwester umarmend, und sich mit ihr in den Tanzraum schwingend, begann sie derselben mit unvergleichlicher Verführung die Polkaschritte beizubringen.

So abfliehen, so sich abwenden, und wieder zurück, dem Tänzer zu, sich so halb zur Seite biegen, und dann sich ihm an die Schulter schmiegen.

Keine Zauberlaterne zeigte jemals feiendere Verlockung, als da die wunderbare verwegene Modedame ihrer unschuldsvoll erröthenden Schwester die koketteste Art von Tanz lehrte. Diese, wie ein unbewußter Engel, der nur erröthet, fühlt er seine Schwäche, und bei dem Gedanken die Augen niederschlägt, daß Andere auf sie blicken; Jene dagegen, der verzaubernde Dämon, der weiß, daß man ihn überall anbetet, daß er durch jede Bewegung, durch jeden Blick des Auges Sterbliche in Verzweiflung bringt, wenn das kleine winzige Füßchen so kokett mit der Spitze den Boden berührt und man unter ihm die Diele beneidet. Dabei trillerte sie so hellklingend fröhlich die Tanzweise, wie wer in überschwänglichster guter Laune ist.

Unterdeß geschah ein höchst gewöhnliches und natürliches Fänomen. Irgend eines der äußeren Saalfenster war schlecht eingeklappt, das innere aber der großen Hitze wegen geöffnet worden. Außen begann

seit einer Stunde ein starker Wind zu tosen. Dieser riß nun unversehens in einem wüthenden Anfalle den äußeren Fensterflügel auf und schnob brausend in den Saal herein, als man entgegengesetzt eine Thür öffnete, und stürmte durch alle Stuben durch, die Flammen aller brennenden Kerzen niederwehend, daß eine Minute lang überall beinahe völlige Dunkelheit entstand und Jedermann so was fühlte, als sei ein feindlicher Geist in die befreundete Gesellschaft gefahren.

Komtesse Serena kreischte auf, erblaßte und ward wie der Tod. Sie blieb erstarrt mitten im Saale stehen, erschrockenen Auges nach dem aufgerissenen Fenster blickend, und während sie mit der einen Hand sich krampfhaft an Ceciliens Arm klammerte, hielt sie die andere zitternd, zum Schutze, vor sich hin und stotterte wie, als wäre ein Geist ihr erschienen — das hörten ihrer Mehrere — „ah, das ist mein Vater! das ist mein Vater! — vielleicht in diesem Augenblicke . . . . .“

Man schloß das Fenster rasch. Der häßliche, übelläunige, sausende Wind ward hinausgeschlossen,

die Kerzen belebten sich wieder, die Stuben wurden neuerdings hell und das fröhliche Gespräch kam wieder in sein Geleise. Serena lachte sich gehörig aus, umarmte aufs Neue Cecilie und setzte mit hinreißender Heiterkeit ihr Tralla-tralla fort.

Was mochte sie wohl mit dem „vielleicht in diesem Augenblicke" haben sagen wollen? — Was war ihr bei jenem Windstoße ihr Vater beigefallen, hier mitten im fröhlichen Tanze?

Nach ein paar Minuten war dem neuen Modetanze das Indigenat, das Heimathsrecht gewonnen. Adorjan Borz, der bei jeglicher Unterhaltung das Musikantenvolk bedrohte, ihm die Baßgeige einzuschlagen, versuchte es, andere Weisen herabzustreichen, als ungarische und polnische, — er befahl nun selbst den Zigeunern, jene Laute zu spielen, welche die Komtesse so eben getrillert hatte, was den gebornen Musikanten nicht das geringste Kopfzerbrechen machte. Dann eilte er auf Serena los und forderte sie zu dem neuen Modetanz auf. Der virtuose Tänzer hatte ihn blos zu sehen gebraucht, um ihn sofort zu lernen.

Und das erste verlockende Paar riß die Andern sich nach. Bald folgten ihnen, sich neigend, alle Männer und Frauen in der Reihe, trippelnd, hüpfend und untertauchend, wie eben Jegliches sich bestrebte. Alles war dran verrückt geworden, Klein und Groß.

Aber wahrlich meine Frau Rentmeisterin nicht.

„Das ist kein schöner Tanz, dieser Truthahntanz, Komtesse, wo immer her man ihn auch gebracht hat," sagte losbrechend die wackere Frau, als die Weise zu Ende war. „Ich glaube auch nicht, daß der gnädige Herr Graf sehr stolz darauf sein dürfte, daß es zu Schomody war, wo Tänzer aus Ungarn und Siebenbürgen dies Zeug zuerst tanzten!"

Es mußte Jedermann auffallen, wie diese paar Worte sofort Serena alle gute Laune benahmen. Sie wurde völlig traurig. Man konnte sie mehr zu keinem Worte bekommen. Nichts rief ferner ein Lächeln auf ihrem Antlitze hervor.

Still, ohne Aufsehen zu erregen, wünschte sie der Rentmeisterin gute Nacht, küßte ihre Schwester, und während Andre mit Andern beschäftigt waren, verließ

sie den Saal und begab sich in ihre Wohnung. Die Rentmeisterin ging ihr mit der Kerze nach, und sie nahm ihr diese vor der Thür ab.

„Befehlen die Komtesse nichts? Wünschen Sie nicht, daß Eine von meinen weiblichen Dienstboten hier schlafe?“

„Ich danke. Ich liebe es, allein zu sein, wenn ich schlafe. — Aber doch ....“ und sie bedachte sich rasch, hinzusetzend: „Nein, nein, ich bat um nichts.“

Sie wollte die Alte ersuchen, daß sie ihre Schwester Cecilie bei ihr schlafen lasse; doch sie meinte diese, soldatische Frau dürfte darauf antworten: „Nun verzeihen Sie mir, Komtesse, aber Cecilie ist jetzt meine Tochter, und die hat dort zu sein, wo ich bin.“ Das sah Der gleich, deßhalb riskirte Serena gar nicht diese Frage, sondern schloß hübsch die Thüre hinter sich ab.

Frau Rentmeisterin dagegen ging wieder zurück in den Tanzsaal, und um sogar auch die Tapfen aufzuwischen von dem letzten Tanze, strich sie mit einem nassen Teppich über die ganze Diele, und dann ihren

silbernen Bräutigam an der Hand fassend und ihn vorführend, sagte sie mit vor Wonne strahlendem Antlitze zu all den Gästen: „Jetzt aber belieben Sie sich anzusehen schließlich, wie der echte Tanz des Königs David vollführt wird!

Und sie schritt mit ihrem Gatten in selber Weise denselben langsamen Ungarischen, bei derselben traurig gemüthlichen Melodie behaglich aus, mit dem sie vor 25 Jahren als Braut und Bräutigam das Hochzeitsfest eröffnet hatten. Und auch jetzt entzückte sich Jedermann über den Tanz der beiden guten Alten.

Nur Adorjan Borz saß melancholisch in einer Ecke und beachtete Nichts. Und doch hatte ihn Andreas Gàbor schon dreimal angesprochen, sagend: „Also Du, Kamerad, schläfst mit offenen Augen, wie ein Hase?“

II.

Der Schafzüchter der Rosenau.

Ich weiß nicht, welch sentimentales Fräulein dieser wüsten Pußta einen solchen Namen gegeben haben konnte? Es mußte ungeheure Einbildungskraft besitzen, oder die Zeit mußte schon langher gewesen sein, als noch die Ackerrosen weit und breit die Wiesen überzogen. Jetzt läßt sich auf ihr durchaus nichts ersehen, als hin und wieder ein dorniger Schlehdornstrauch. Alle übrige Partie wird glatt rasirt durch die ca. 20,000 Schafe, welche täglich diesen Bezirk abpromeniren.

Hier giebt's nie weder Gras noch Blüthen der Jahreszeit; keine aufgeackerte Tafel, kein grünendes Saatenband unterbricht die fahlgrüne, monotone Farbe der sandhügelwelligen Fläche, welche sich weder im Frühjahre noch im Herbste ändert.

Zu Tausenden darüber hinziehenden Wollschafe rasiren täglich den Flaum vom Antlitz der Natur, und blos hin und 'wieder ein aus Rohr geflochtener Hürdenzaun durchschneidet diese langweilige Einförmigkeit, sowie ein paar Ziehbrunnen mit gebogenem Halse, vor langer Tränke, an welch letztere Abends die Schafe getrieben werden.

In irgend eines inmitten der Sandschichten sich bildenden Thales Tiefe verkroch sich das Wohnhaus. Man hätte es allerdings auch auf den Hügel hinauf bauen können, und von dort wäre die Aussicht interessanter gewesen; aber der weise Ansiedler fand, er werde es viel nöthiger haben, gegen die Winde geschützt zu sein, als er die schöne Aussicht benöthige und während er den Fuß des Hügels ausgrub, stieß er gerade auf Material genug, um davon alle Ställe und

Scheunen zu erbauen, indeß die ausgewühlte Hügelseite gleichzeitig eine sehr zweckentsprechende Schanze gegen den Winterwind abgab.

Allerdings war es wahr, daß die derart ins Thal eingezwängten Kothziegelbauten während drei Perioden des Jahres über die Ordnung hinaus feucht waren, in vierter dagegen unausstehliche Hitze in sich aufnahmen; aber wo trifft der Mensch in dieser Schattenwelt etwas Vollkommenes?

Dort sind in einer Gruppe etwa acht lange niedere Gebäude zu sehen, theils mit der Front, theils mit dem Hintertheile einander zugekehrt, mit wenig architektonischer Berechnung. Alle sind insgesammt so gleichförmig verschlissen, mit struppigem Rohrdache, schmutzgrauen Kothziegelwänden, welche eben grün von der Winterfeuchte sind, winzigen Fenstern und vergitterten Thüren, daß sie sich völlig gleichen und ein Ankommender nicht sofort unterscheiden kann, welches das Wohnhaus ist, welches das der Schafsknechte und welches zum Schafsstall dient.

Von einem Hofe giebts keine Spur. Heu- und

Strohschober vor jedem Hause. Die beim Frost eingetrockneten Schafklauentapfen zieren das ganze Terrain; Abfälle von Rohr und Stroh bedecken alle Umgebung, und überall in den Thüren sitzen uncontrolirte große Köter und gähnen. Noch gut, fressen sie den Besucher nicht vorher schon hundertmalen auf, bevor er auf Jemanden stößt, den er fragen kann, wo der Herr ist?

Es scheint übrigens, daß Jener, welcher so eben in der gelben Kutsche daherkam, hier schon die Wege weiß, weil er geradezu auf das in Mitten liegende lange Haus zufährt und vor dessen Thür anhält, obgleich kein äußerer sichtbarer Anlaß dazu da ist, dieses für was Andres, als die übrigen Schafsüberwinterungslokale, zu taxiren.

Aus der Kutsche steigt zuerst ein Herr in einem Wolfspelze, dann eine zobelpelzige Dame, deren mit Astrachanmuffchen besetzte Stiefeletten zu sehen sind, die sie über den Tritt hinabsetzt. Ihnen nach hebt ein auf dem Bocke mitgebrachter Livree-Bedienter allerlei Kästchen und Schatullen herab, während die

aus der Küche hervorkommende kothbeschmierte Schafhirtenfrau, ihrer ungeheuren Stiefel Schafte aneinanderreibend, nach dem dritten und vierten langen Gebäude hin trabt, um dem Hausherrn die Ankunft von Gästen zu melden.

Mein Herr Michael v. Borz, der überreiche Schafzüchter, ist jetzt eben durch große Arbeit in Beschlag genommen. Der Reichsmarkt in Großwardein ist im Herrannahen. Die zahllosen Schafkäse müssen auf Karren verpackt werden, welche des Winters die Knechte geknetet. Deren Werth steigt auf viele hundert Gulden. Auch die Schafe begannen schon das Werfen; jetzt stehen die zarten Lämmchen im besten Preise. Die muß man jetzt eilig ausmustern. Welche lebensfähig sind, sie werden gestempelt und gezeichnet; welche zu verkaufen sind, die kommen in besondere Melkställe. Zu solcher Zeit thut die Gegenwart des Besitzers sehr noth; denn dabei handelt es sich um vielerlei Abergläubisches. Beim Stempelbrennen muß man jedes Schaf einzeln am Ohr zupfen, damit die Egelkrankheit ihm nicht beikommen könne; und dann

muß es über den Stiel jenes Eisens springen, damit es sich gut melken lasse; vor Allem aber hat man zu achten, daß man während der Operation keine Wolle ausreißt, denn das bedeutet Schlechtes und ein solches Lamm zerreißt der Wolf. Dann die für die Zucht auserwählten Lämmer darf man nicht laut zählen, denn sonst befällt sie die Seuche, sondern nur leise für sich. Schließlich sagt jeder Knecht, wie viel er zusammengezählt habe, und der Besitzer bestätigt es, ob es stimmt. Und danach schnitzelt er in den Kerbstock mit seinem Taschenmesser einen graden oder runden Strich.

Daraus ersehen wir, daß mein Herr Michael v. Borz in jener Stunde, da die Schafknechtsfrau um ihn herbeikam, mehr zu thun hatte, als gewöhnlich. In der einen Hand den Topf mit schwarzer Markirfarbe, in der andern das Brenneisen, drückte er mit diesen allen seinen neugebornen Unterthanen die Anfangsbuchstaben seines Namens auf; dann holte er wieder das Kerbholz aus der Rocktasche hervor und aus dem Stiefelschaft das Taschenmesser und kerbte

die an die Reihe gelangten Striche; dazwischen wischte er sich mit dem Rockärmel den Schweiß vom Gesichte, demnach sein Rock so voll Wagenschmiere wurde, sowie allmälig auch seine Weste und seine Stirne, daß keine der andern was vorzuwerfen hatte.

Es wäre auch schwer gewesen, den guten Herrn aus all den anderen Schafhirten und Lammsknechten heraus zu erkennen, besonders für einen Fremden. Denn er trug einen eben so verkrülpten Lederrock mit schwarzer Schafsfellverbrämung, wie die anderen Knechte, ja die Nahtensäume waren noch schmutziger daran, als an Jenen, weil offenbar viel älter. Seine Stiefel mit Pfundsohlen waren mit Talg geschmiert, und die Lammfellmütze auf seinem Haupte voll von festhaltenden Heu- und Ackerdistelresten. Auch durch sein Antlitz hätte er mitgezählt unterm Gesinde passiren können; an ihm ist keinerlei herrenhafter Zug; es ist trotzig, brummig, wie das eines gescholtenen Dienstboten, der Schnurrbart kurz gestutzt, damit er mit ihm keine Plackerei habe, und sein geringeltes graues Kopfhaar struppi ger, als irgend ein Heumandel.

Er hielt eben ein schönes schwarzes Lämmchen zwischen den Knieen und grübelte darüber, ob er es zu Markte schicken, oder weil es so schön ist, ob's ihm nicht leid thue, darauf für den zweiunddreißigsten Theil eines Kreuzers Schwarzschmiere zu vergeuden, um es zu stempeln? als die Schafknechtsfrau, in der Stallthüre stehen bleibend, ihm mit unheilbar heiserer Stimme hinein rief:

„Adeliger Herr! Gäste kamen uns; der gnädige Herr Andreas Torhànyi sammt seinem Fräulein."

Der Schafzüchter kehrte sich ihr halb zu, und wie als würde er besser hören, wenn er sich die Mütze über's Aug' hinauf schiebe, frug er ohne alle Freundlichkeit:

„Was ist Das?"

„Der gnädige Herr Andreas Torhànyi!" bestrebte sich das heisere Frauenzimmer noch lauter zu rufen.

Drauf sagte mein Herr Michael von Borz mit aristokratischem Hochmuthe:

„Keinerlei Torhànyi; — einfach nur Torhan. — Torhan heißt er, nicht Torhànyi. Was für ein yi?

Dieses hi ist blos Edelleuten erlaubt. Nun wahrlich! Ein Kaufmann! Ein Krämer! Und dann noch Torhànyi!"

Und damit, als hätte er Alles in beste Ordnung gebracht, zog er sich wieder die Mütze über die Stirne, und in seinem Zorn malte er sich auch unterm Auge eine dritte Augenbraue, als er mit dem Finger voll Wagenschmiere von dort was wegwischen wollte.

Und auch noch darnach brummte er Vielerlei, an seine Schafhirten adressirt.

„Ja wahrlich ein Krämer! Ein Kaufmann, sonst nichts; dann will er gleich ein Torhànyi sein! Als wenn man jenes Ypsilon so leicht gäbe, als wenn man es nur auf dem Mist fände, daß, wen es beliebt, er es sich auflese! Ich kenn' ihn von langher. Anfangs schrieb er blos seinen Namen mit einem y am Schlusse, jetzt spricht er ihn gar noch so aus! Er denkt, daß er derart plötzlich zum Edelmann werde. Hoho! Man wird da noch drein sprechen. Als wenn das so leicht ginge!"

Mein Herr Michael von Borz war durch diesen

Gedanken völlig revoltirt. Wie auch nicht! Er konnt's ja von sich wissen, auf was für Opfer das zu stehen komme. Er selber war ja vor etlichen 40 Jahren gemeiner Bauernbursche, hütete Schafe. Auf wie viel Ringen, auf wie viel Geld kam es ihm zu stehen, bis er sich dies ausschließliche Vorrecht eines Adelsbriefes erwerben konnte. Und ein Anderer will blos so gratis dazu gelangen?

Zurück mein Herr! Etwa weil Ihr in einer Kutsche fahrt?

Bedenkt, daß Ihr im Hofe des adeligen Herrn Michael von Borz seid, und wie es wahr ist, daß diese Pußta bereits mehr die des adeligen Herrn Michael von Borz ist, wie des verpachtenden Herrn Barons, von dem er sie vor jetzt etwa 20 Jahren in Pacht übernommen, das Joch — oder 2½ deutsche Morgen — für vier Kupferkreuzer, auf 32 Jahre garantirt, so wahrscheinlich ist es, und möglich, daß der adelige Herr Michael v. Borz für seine Nachkommen auch noch den Baronstitel erwerben kann, da er Geld genug hat. Es war keine große Kunst, in

20 Jahren ein kleines Millionchen zusammen zu kratzen auf 12000 Joch — oder 30,000 Morgen — Land, wenn der Mensch jährlich dafür nur 800 Gulden in Bankozetteln, oder 320 Gulden Silber zu zahlen hat! — —

Die Gäste hatten unterdeß Gelegenheit, sich drin im Wohnhause zu amüsiren, dessen Inneres vollständig seinem Aeußeren entsprach.

Der an den feuchten Wänden sich loslösende Anwurf alter Tünche war im Herabbröckeln begriffen, der kurzen Fenster Zwischenschicht gut verstopft durch Sägespäne, damit keinerlei Luft weder hinaus noch herein streiche; alte geschwärzte Stühle und Kästen stützten sich mit den abgetragenen Seiten an die Wand; und in einer Ecke zog sich ein kissenloses Bett dahin, bedeckt mit schweren Schaffellpelzen; zwischen den beiden Fenstern schreckte ein niederer Ledersopha Die, welche sich darauf setzen wollten, durch aufgesprungene Risse zurück, durch welche die vergilbten Kuhhaare sich durchgearbeitet hatten. Unterm Bett und unterm Sofa war es voll von verschimmelten Tabaksbündeln.

Die Spinde, und noch einige Stellagen bis an den Plafond waren angefüllt mit Käsen; während im Loche des Kachelofens offen eine Art Kleiensuppe brodelte, wodnrch, Alles in Allem, ein solch nasenbetäubender Duft in dem unbarmherzig geheizten Zimmer herrschte, daß davon sofort verstummte, wer aus freier Luft hier eintrat.

Die Wirtschafterin hatte allerdings soviel guten Willen, daß sie die vornehmen Gäste hinüber nach dem Salon führte, der aber den ganzen Winter über nicht geheizt, also Wölfe zum heulen bringend kalt war.

In dieser Nebenstube gab's schon schmuckere Möbel, zwar auch alt, aber wenigstens klebte man nicht an ihnen an, demnach Fräulein Amalie lieber dort blieb im Pelze und mit den Müffchen an den Beinen, bis man einheize, während ihr Vater den herzlichen Antrag jener Wirthschafterin in den großen Stiefeln annahm, sie werde die andre Stube ausräuchern, dann dürfte es gut sein. Das that denn auch die gute Seele, indem sie auf einem Schüreisen glühende Holzkohlen hereinbrachte und darauf Fenchel streute. Draus

entstand dann wieder solch ein Geruch, daß Herr Torhányi sich einbildete, man wolle ihn vom Kopfschmerz kuriren. Und während der Schafzüchter sich erwarten ließ, folgte sein Gast der qualvollen Wahl, daß er fortwährend aus der durchräucherten Stube nach der kalten und aus der kalten nach der duftenden promenirte, je nach dem er das eine oder das andere Malefizium stärker unerträglich fand.

Unterdeß erwärmte sich allmälig der sogenannte Salon, und Amalie begann die Winterkleider abzulegen. Herr Torhányi half ihr bei dieser Arbeit so bereitwillig, er ordnete so viel an seiner Tochter Kleidern und Bändern, wischte so sehr an ihrem Sammetkragen, kämmte ihr die hochhinauffrisirten Haarpartieen, zog ihr die Müffchen hinauf an den Aermeln, damit die diamantengezierten Armspangen mehr auffallen möchten, richtete ihr gesticktes Chemisette zurecht, drüber hinaus die Perlenschnur ziehend, und schmückte sie mit einem Worte, also, wie — wie etwa ein Vater seine Tochter? nein . . . sondern wie

ein Kaufmann in Bagdad die zu Markte zu führende Sklavin.

„Warum steckteſt Du nicht die Diamantenbroche an die Bruſt?“ zankte er mit ihr, „nachdem ich's Dir doch geſagt!“

„Es iſt nicht Sitte, ſo was auf Reiſen aufzuſtecken,“ erwiderte Amalie unwirſch.

„Sitte her, Sitte hin. Wiſſen Die auch hier, was Sitte iſt? Und wenn ich es Dir ſagte! Denkſt Du, ich kaufe Dir deshalb die vielen echten Perlen und Brillanten, damit Du ſie im Schubfach behälſt?“

Uns ſcheint es, man pflegt dergleichen zu kaufen, um es mit Gewinnſt wieder weiter zu verkaufen — die Tochter als Draufgabe.

Fräulein Amalie ſagte darauf widerſpenſtig:

„Zu was hätt' ich's aufgeſteckt, ohnehin . . . .,“ hier ſtockte ihr das Wort und ſie zuckte die Achſeln.

Herr Torhànyi jedoch wußte gut, was ſeine Tochter mit jenem Achſelzucken ſagen wollte, und er ergänzte daher:

„Ohnehin ist jetzt Adorjan nicht daheim, nicht wahr? Das ist aber bei der Sache nicht die Frage; sondern Du hast zu thun, was ich sage; denn Du hast keinen Verstand, doch ich hab' einen. Ich weiß, was ich mache, Du aber nicht. Adorjan ist ein großer Schurke, an den ich keinerlei Gedanken habe; hättest nur auch Du keine an ihn. Sondern sein Vater, der großköpfige Esel . . . .“

Eben öffnete derselbe die Thüre. Torhànyi rief:

„Ah, unterthänigster Diener, mein lieber süßer Herr Freund. Wir freuen uns, Sie in frischer Gesundheit beehren zu können, mit meiner Tochter Amalie zusammen. Das ist meine Tochter Amalie, lieber süßer hochansehnlicher Herr von Borz. Ich brachte zugleich sie mit mir, wie ich das letzte Mal versprochen. Vielleicht stören wir Sie auch jetzt wieder bei der Arbeit?“

„Bei meiner Arbeit, allerdings bei meiner Arbeit,“ erwiderte der Schafzüchter, Amalien mit den Augen musternd, während er unterdeß seine Hände beständig am Rocke abzuwischen strebte, damit die Wagenschmiere

etwas davon herabgehe, bevor er eine derselben Herrn Torhányi zu freundschaftlichem Händedrucke darreiche. „Bei mir ist die Arbeit immer drängend; nicht so wie bei den Kaufleuten, die des Winters ihre Beine in der Luft schaukeln lassen können. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich so schmierig bin; auf dem Lande kann der Mensch nicht so schmuck einhergehen, wie in der Stadt; hier muß man Alles berühren; wir leben vom Kothe, der giebt uns unser Brot; so ist nun einmal das Loos des armen Menschen."

„Nun, ich möchte nur solch ein armer Mensch sein, wie der hochansehnliche Herr von Borz," sagte, sich einschmeichelnd, der Herr Gast.

Und Herr von Borz pflegte dergleichen ja auch nur zu sagen vor Andern, daß er ein armer Mensch sei, damit man sich beeile, dies zu widerlegen. Er verwahrte sich dann auch gar nicht gegen Hochpreisung.

„Nun, ich denk', wie man's eben hat, so hat man's," erwiderte er, sich im Bauernstolz aufblasend.

„Wenigstens 10,000 Schafe?"

„Zur Zeit schon 12,000.“

„Und zwar ein Drittel davon spanische?“

„Vielmehr zwei Dritel echte Merino.“

„Welch eine ungeheuer schöne Hürde! Man tränkte sie eben, als wir kamen.“

„Und schauten Sie erst meine Saaten!“

„Also solche haben Sie auch schon? Herr von Borz sind eben ein großer Oekonom, ein großer. Und erst, was Sie unter Schloß haben!“

„Das ist nicht viel. Das halten wir nicht daheim. Geld ist das allerbeste Vieh, denn es bedarf keiner Fütterung, vermehrt sich doch.“

„Wirft manchmal auch doppelt, nicht wahr hochansehnlicher Herr v. Borz?“

„Nun, ich denke, mein Herr Torhànyi versteht auch was vom Geldzüchten, damit es Junge bekomme!“

„Was ist dran zu läugnen!“ sagte mit bescheidener Unterwürfigkeit Herr Torhàuyi, wie Jemand des wohlverdienten Lobes wegen erröthet.

„Wahrlich nicht umsonst lassen Sie fünf Eichenholzschiffe nach dem Banat schwimmen."

„Zur Zeit schon sieben," bemerkte achtungsvoll der bescheidene Mann.

„Wahrlich auch die Wolle kaufen Sie nicht zusammen, um dran zu verlieren."

Herr Torhànyi fand es jetzt für gut, seinen Hals in gesteifter Kravatte gerader zurecht zu richten: jeder seiner Finger war voll von Ringen, sie funkelten dabei nur so.

„Das Alles ist blos Nebengeschäft, bitte unterthänigst. Frucht, Wolle, Wein, Waarentransport und dergleichen sind blos dazu, damit des Menschen Firma Ruf habe; — für großartigere Geldleute sind all das nur Nebenbeschäftigungen. Das wahre Reich des Großhändlers ist die Börse; und ein wirklicher Großhändler macht nur mit Papieren Geschäfte."

„Papiere, Papiere," murmelte der alte Schafzüchter und dachte nichts Andres, als daß Herr Torhànyi irgendwo eine Papiermühle habe und Lumpen sammelt;

vielleicht würde er bei dem Wollhandel auch von ihm einige Ballen alter Fetzen als Draufgabe nehmen?

„Ich verstehe Staatspapiere," beeilte sich Herr Torhányi den Zweifelnden rasch aus seinen Verirrungsträumen aufzurütteln.

„Ah so? Sie belieben die schwarzen Bankozettel von Anno Zwanzig zu halbem Preise anzukaufen, und belieben sie da oben zu ganzem Preise zu begeben?"

„O, nein, nein. Es giebt Staatspapiere, welche keine Banknoten sind, welche keinen bestimmt limitirten Platzpreis haben, z. B. Bank-Aktien, Metalliques, deren Kours heute unversehens hinauf geht, morgen unversehens herabsinkt. Da kann der kluge Kaufmann zeigen, was er versteht. Fällt der Werth der Papiere, so kauft er für eine Million Gulden zusammen; nach einer Woche gehen sie wieder hinauf, dann verkauft er sie und gewinnt ein paar Mal Hunderttausend Gulden."

Mein Herr Borz staunte gewaltig bei der Rede.

„Doch wie kann man daß wissen, wann das Papier fällt, und wann es wieder hinauf geht?"

„Das ist ja eben des Vortheils Geheimniß!“ sagte mit schlauer Miene Herr Torhànyi, „dazu hat man hier den Verstand.“ Und dabei klopfte er sich mit den vier Fingern auf die Stirn, daß jeder Ring dazu klirrte.

Der Schafzüchter schüttelte mächtig mit dem Kopfe und dachte, um wie viel leichtere Kunst solch' eine Geldmacherei sei, als vom Morgen bis zum Abend Wolle scheeren und den ganzen Winter und Sommer zu hungern und aufzupassen, daß, was bei einer Thür hereinkam, bei der andern nicht wieder hinausgehe. Er begann Herrn Torhànyi, bei sich zu respektiren, trotzdem das Ypsilon am Schwanze seines Namens keine legale Existenz besitzt.

„Jedoch aber sprechen wir von unseren eigenen Geschäften, mein lieber süßer hochangesehener Herr v. Borz,“ sagte, den würdigen Freund am Arme fassend, Herr Torhànyi. „Gehen wir vielleicht in die andere Stube hinüber? Amalie wird sich unterdeß schon amüsiren. Amalie ist ein kluges Mädchen.“

Die beiden Herren gingen hiermit in die mit Fen-

chelrauch geschwängerte Stube hinüber, deren Duft die hereingebrachten Farben der Schafstempelung noch zu heben sich bestrebten. Doch Herrn Torhànyi war das jetzt nicht ungelegen. Denn lucri bonus odor. Sie nahmen hübsch Platz neben einander auf dem Ledersofa, und der Schafzüchter nahm ein Stück Kreide zur Hand, damit auf dem Tische notirend.

Durch die erste Position fielen sie mit wenig Feilscherei gut durch; über die vorjährige Wolle, die jetztjährigen Felle kamen sie rasch überein. Alle Beide kannten den Markt; und sie waren heute in ungewohnt nachgiebiger Gemüthsstimmung. Sonst pflegten sie nicht so abzuschließen, sondern verzankten sich vom Morgen bis zum Abend. Sie schufteten einander und sie machten einander als Wucherer stets sechsmal herunter, und schlossen regelmäßig den Handel erst, als Torhànyi schon wieder auf seinem Wagen saß. Ja, manchmal schieden sie bereits mit ungeheurem Geschimpfe, und dann kehrte entweder Herr Torhànyi nochmals von nächster Tschàrda zurück auf ein Schlußwort,

oder der Schafzüchter ritt ihm eine halbe Meile mit dem Ultimatum nach.

Diesmal aber kamen sie so leicht durch den Handel hindurch, als wären Wolle und Felle nur solche Spreu, die man auf der Tenne zusammenfegt.

Offenbar sparte jeder sein Verhandlungstalent für einen wichtigeren Gegenstand auf, wie nicht minder seine Energie.

Herr Torhànyi zahlte auch gleich das Draufgeld nieder, zwischen schrecklich vielen Tausendern in seinem Portefeuille umhersuchend, daß Herrn v. Borz davon die Augen sprühten, und dann begann er freundlich zu lächeln, sanft und milde auf meinen hochansehnlichen Herrn Borz blickend.

„Damit kamen wir also in Ordnung, und zwar wirklich auf leichte Art. Ich wünsche, daß wir uns auch über den Hauptgegenstand, wegen dessen ich hierher kam, so freundschaftlich gerecht einigen mögen.“

Und damit drückte er meinem Herrn Borz freundlichst die Hand; und es hätte wenig gefehlt, so würde er sie ihm geküßt haben.

Herr v. Borz zog sie zurück, hintern Rücken, mit seinen winzigen runzligen Augenlidern zusammengezogen blinzelnd.

„Nun, nun, was kann das sein? Was mag das sein? Und zwar wußte er sehr gut, um was es sich handle.

Herr Torhànyi lächelte bescheiden und sagte:

„Auf den Wunsch von Euer Hochwohlgeboren brachte ich meine Tochter mit.“

„So? Jawohl. Ich sah's, ich sah's.“

„Sie ist ein sehr gutes Mädchen; ich sage das nicht deshalb, weil ich ihr Vater bin.“

„Ich sah's, ich sah's.“

„Sie selber verlangte sich sehr hierher.“

„Wahrlich, und hier ist doch keinerlei Schönheit, nach der sie so sehr sich sollt' hieher verlangen.“

Herr Torhànyi konnte auch noch schöner lächeln.

„Ist gleich nichts hier — so ist doch Jemand hier. —“

„Verstehe nicht, verstehe nicht.“

„Nun, Sie haben ja die Gnade zu wissen, daß diese jungen Leute schon so lange sich lieben.“

„Ich weiß nichts, ich weiß nichts!“ Mein Herr v. Borz begann plötzlich von gar nichts zu wissen.

„Noch seit dem Kasinoball zu Großwardein her, als sie sich zuerst gefunden.“

„Seitdem sahen sie sich nicht wieder. Der junge Herr Adorjan von Borz sagte mir auch nicht ein Wort. O der Junker Adorjan hat sehr große Aussichten sehr große.“

„O auch Amalien stieß schon sehr großes Glück zu; ich spreche nicht ihres Vermögens wegen. Was ist das mir? ein paarmal hunderttausend Gulden mehr oder weniger. Aber einzig nur, weil die jungen Leute sich lieben, wünschte ich, sie glücklich zu machen.“

„O ich bitte unterthänigst!“ fuhr Herr v. Borz auf, an dem der Gedanke hängen geblieben, man finde das Geld für zu wenig. „Bei mir ist nicht von ein paarmal hunderttausend Gulden die Rede; mich, Sie belieben zu wissen, nennt man den millionären Schaf=

züchter. Unter einer Million Gulden taxirt man mich nicht aus diesem Hause heraus.

„Belieben Sie in Silber zu verstehen?"

„Was in Silber? Ich spreche nie in Konventionsmünze, zwei ganze Gulden und ein halber. Der Teufel verstehe das. Ich spreche nur von vernünftigem Gelde, was Jedermann versteht. Ich spreche von Banknoten, davon erst 2½ auf einen Silbergulden gehen."

„Ja, doch belieben Sie zu bedenken, daß der größte Theil dieses Kapitals in Vierfüßlern besteht. Ein schlechtes Jahr, Gott behüte uns davor, und das Kapital zahlt mit seiner Haut."

„Also in was hat der Herr sein Geld? Ihr Schiff kann versinken, anfrieren, auffahren, Ihr Magazin kann abbrennen, man kann Sie bestehlen, Ihre Papiere können in Verlust gerathen.

„Ich flehe unterthänigst, Eines kann ich nicht verlieren, meinen Kredit. Ein Kaufmann, der eine Million hat, hat stets auch gleich viel Kredit; und

verliert er auch all seine Habe, der Kredit ist allein schon eine Million werth."

Mein Herr Borz wußte hierauf nichts zu antworten; denn er verstand nicht, was das ist, der Kredit. Er hielt diesen für irgend ein fabelhaftes Tischtuch, dem man blos zu sagen hat „Tischlein deck dich!" In seiner Pein zog er sich mit der Kreide ganze Striche über's Gesicht.

Blos hübsch leise wagte er als Trumpf die Antwort:

„Und ich habe meine Arenda, meine Pacht."

„Haha! Was ist das, diese Arenda! Zuletzt ist auch der Herr v. Borz nur in Arenda hier. Sobald die Zeit abläuft, setzt man Sie hinaus!"

„Aber wenn man mich nicht hinaussetzt?" rief mit erglühtem Antlitze mein Herr v. Borz und malte sich sofort noch ein X mit der Kreide ins Gesicht. „Also wenn wir schon so weit sind, daß ich die ganze Pußta kaufe? Denn der Baron Ludwèghy hat jetzt eben Geld nöthig, da er heirathet; und Junker Adorjan wird Gutsherr auf der Rosenau."

„Aber wenn der Baron kein Geld nöthig hat, denn er heirathet nicht!“

„Was ist das? Der Herr will das besser wissen? Er weiß nicht mal, wen er heimführen will, denn das ist Geheimniß.“

„Das weiß ich, daß er des Grafen Schomody Stieftochter, die Komtesse Serena v. Kalandai heimführen wollte; dann weiß ich auch noch, daß die Komtesse den Baron vor dem Altare stehen ließ!“

Mein Herr Borz war in der That völlig niedergeschlagen, und jetzt strich er sich auch noch die Nase mit der Kreide ganz voll.

„Alles Eins; deshalb bleibt Junker Adorjan doch ein Edelmann; der Herr aber ist blos Bürger und sein Fräulein nur sein Bürgerfräulein.“

Hierauf kam denn auch Torhányi in Hitze.

„Was? Bürger? Also der Herr, was war denn Er? Ein Bauersknecht war er, ein Schafskecht, begann mit fünfzig Schafen die Wirthschaft. Jetzt jedoch ist er ein kommißgemeiner Schafzüchter!“

„Der Herr aber ist ein kommißgemeiner Wucherkrämer!“

Man hätte glauben sollen, daß diese wüthenden zwei Männer sich jetzt sofort ins Haar fahren werden und es entscheiden lassen, wer besser ringen könne? Aber sie thaten das nicht; nachdem sie einander bereits gesagt hatten, was man sich gegenseitig sagen konnte, dann schwiegen alle Beide, und ihr Antlitz ließ sehen, wie sehr sie sich darüber freuten, daß es Niemand gehört habe, wie häßlich sie einander schimpften. Damit zog sich mein Herr v. Borz trotzend in die eine Ecke des Ledersofa zurück und malte sich nun mit der anderen Hand schwarze Streifen ins Gesicht, da er eben in Tabaksasche umhergeschmiert hatte.

„Doch zu was soll solch eine Rede?“ nahm Herr Torhànyi in herabgestimmtem Tone das Wort. „Zu was streiten wir uns? Ueber die Wolle zankten wir uns nicht, einigten uns hübsch. Und sollen wir jetzt wegen zweier Kinder an einander gerathen? Sprechen wir gescheidt mit einander, klar.“

Dabei bekam er nun die Kreide in die Hand und

zeigte, daß er bereit sei, auch in arithmetischen Kalkülen sich über das angenommene Thema einzulassen.

„Nun, so sprechen wir gescheidt; soll mich nicht reuen.“

„Nun, so sei also des Herrn Adelsbrief angenommen mit 20,000 Gulden. Nicht wahr, mehr ist er nicht werth?“

„Nicht . . . . ja!“ Mein Herr v. Borz wollte nämlich sagen, daß der Brief nicht mal so viel werth sei; doch bei Zeiten fiel es ihm bei, daß er ja sein gehöre.

„Meine Tochter aber bringt für 20,000 Gulden Schmuck mit sich. Und damit sind wir quitt.“ Und dabei schrieb er mit der Kreide zweimal die zwanzigtausend hübsch hin auf den Tisch; einmal unter Adorjans Namen, das andere mal unter dem Amaliens; als wäre der eine Posten Soll, und der andre das Haben. Und dann setzte er hinzu: „Was aber giebt der Herr seinem Sohne mit?“

„Ich? Was ich gebe? Was ich wohl gebe? Nämlich ich?“

„Nun ja. Wollen Sie ihn verheirathen, so müssen Sie ihm doch was geben! Oder wollen Sie, daß ihn seine Frau aushält? Ein hübscher Edelmann!“

„Nun, das will ich nicht. Wisse der Herr, ich bin kein Bettelmann. Ich habe Geld, ich schmutze nicht. Geben Sie jene Kreide her; ich gebe -- gebe — gebe ihm . . . .“

Währenddem strich er bald, bald schrieb er wieder einige Zahlen auf den Tisch hin, welche er unterdeß mit der anderen Faust verdeckt hielt.

„Ich gebe meinem Sohne in runder Summe Summe 100,000 Rheinische Gulden.“

Soviel war dort auf den Tisch hingeschrieben.

Herr Torhànyi sprang mit Hohngelächter empor.

„Hahaha! Hahaha! Hahaha! Ein Millionär! Seinem einzigen Sohne! Ein Edelmann; und auch Gutsherr! Ei, was ist denn das? Ein Ellenritter von Kaufmann giebt soviel seinem Sohne, verheirathet er ihn, damit er einen Laden öffnen könne. Eine herrliche Herrschaft!“

„Also, also was fehlt Ihnen?“ stotterte mein Herr v. Borz, der sich bereits bemühte, die Kreide und den Ruß sich hübsch egal ins Gesicht zu streichen. „Also was ist dran nicht gut?“

Herr Torhányi steckte beide Hände in die Hosentaschen und antwortete darauf kecklich:

„Also wisse der Herr, ich habe mir vorgenommen, daß, welche Summe immer der Herr seinem Sohne giebt, ich auf jeden Fall doppelt soviel meiner Tochter gebe; aber die allergeringste Summe, die ich drauf auswarf, macht bei mir nicht weniger als 200,000 Gulden Silber.“

„200,000 Gulden Silber? Gebe der Herr das schriftlich!“ schrie mein Herr von Borz rasch das Wort aufgreifend.

„Da ist es, hier!“ sagte Torhányi, mit der Kreide eine riesige Zahl Nullen auf den Tisch hingravirend.

„Nein! nicht auf den Tisch, nicht mit Kreide! Sondern auf Papier, auf Papier! Mit Tinte, unter Siegel, vor Zeugenschaft!“

„Auch das thue ich, einigen wir uns.“

„Nun also, wie können wir uns einigen?"

„Also zu allererst muß man aussprechen, was der Eine als Morgengabe vom andern Theil bekommt. Dazu verpflichtet er sich als Reugeld für den Fall, daß sich die Heirath meinetwegen zerschlüge."

„Wie ist das? Wie ist das? Das verstehe ich nicht."

„Nun, wenn es mich z. B. aus irgend einem Grunde reute, daß ich meine Tochter dem Sohne des Herrn versprach, würde ich gezwungen sein, dem Herrn die 200,000 Gulden auszuzahlen."

„Der Herr zahlte mir die 200,000 Gulden aus?"

„Wenn aber der hochgeborene Herr den Willen ändern sollten, dann zahlte er mir ebensoviel in Scheingulden."

„Was ist das? Ebensoviel? Das hab ich nicht gesagt;" rief Herr von Borz aufspringend. „Ich habe blos 100,000 Gulden Rheinisch gesagt. Soviel versprach ich."

„Nun, also sagen Sie mit Einem Worte, wieviel Sie geben wollen? Einigen wir uns darüber, gut;

einigen wir uns nicht, unterthänigster Diener! Wir sprechen nicht mehr darüber."

Mein Herr von Borz gewöhnte erst nach einiger Zeit seinen Mund daran, was er sagen wollte; er öffnete ihn halb und schloß ihn wieder. Endlich sagte er:

„Nun, der Teufel hol's! seien es hundert — he — drei — ha vier, fünf und vierzig Tausend Gulden."

„Machen Sie doch eine runde Summe draus."

„Nun also 140,000."

„Ahaha! Wir lizitiren nicht herunter!"

„Nun also 150,000."

„Hol's der Kuckuk!"

Damit drückte Herr Torhànyi Herrn von Borz die Hand, und beide Herren lächelten höchst zufrieden, daß sie so hübsch mit einander kontrahirt hatten.

Es war nichts mehr übrig, als Tinte, Federn, Papier hervorzusuchen, den bilateralen Vertrag zu schreiben, ihn zwei schriftkundigen Zeugen vorzulesen, ihn gegenzeichnen zu lassen, ihn zu siegeln, und dann

hat Jeder sein eigenes Exemplar an sicherem Orte aufzuheben.

Ein besseres Geschäft konnte mein Herr von Borz noch nie im Leben gemacht haben. Für 150,000 gewann er 500,000 in Papiergulden. Auf diese Freude hin ließ er auch soviel Lämmer und Kapaunen umbringen, daß es genug für ein geschlagenes Heer gewesen wäre; und Mittags ließ er auf dem wackligen Eichentisch decken, mit einem möglichst gelben Tischtuch, das breite Roststreifen hatte, und drauf stellen nichts als silberne Teller. Von purem Silber aß man die schrecklich räucherigen und gepfefferten Speisen, davon Amalien beim ersten Bissen das kalte Fieber überlief; aber genug, daß die Teller von Silber waren!

Während des Tisches rivalisirten die beiden Herren darin, daß Herr von Borz seinen Sohn, Herr Torhànyi sein Fräulein sich gegenseitig anpriesen. Nach meinem Herrn von Borz könnte man einen ordentlicheren, solideren, gescheidteren Jüngling nicht finden, als sein Adorjan war; während wir Herrn Torhànyi

aufs Wort glauben müssen, daß Amalie die beste Hausfrau, nachgiebig, ein dankbares Herz, sanft und unschuldig sei. Amalie that, als hörte sie gar nicht dahin. Was soll der Mensch in das Feilschgeschäft eines Mäklers und eines Kaufmanns hineinsprechen, von dem der Eine sein scheues Pferd, der Andere sein abfärbend Tuch dem Gegner auf dem Hals lassen will?

An sie appellirte man auch gar nicht. Das war Sache der Alten, die mit einander im Reinen sind. Meinen Herrn von Borz interessirte es auch gar nicht, ob etwa Amalie Adorjan nicht nehmen wollte? denn dann kann Herr Torhányi zahlen.

Und mein Herr Torhányi wußte, was er machte.

Vielleicht wußte es Amalie auch? Nun wir werden schon noch die Antwort erhalten.

Nach Tische, alle Geschäfte gut abgemacht, setzten sich die Torhányi's wieder in die Kutsche und, schön sich verabschiedend, fuhren sie aus der kahlen Rosenau ab, begleitet vom „Bäh“ der tausend und tausend Schafe, die man eben damals zur Tränke trieb.

Mein Herr v. Borz war mit dem Tage zufrieden. Als sich die Gäste entfernt hatten, nahm er wieder aus der Schublade den schweren Vertrag hervor und las ihn neuerdings. Alles war drin in Ordnung; der war weise geknüpft, Keiner konnte daraus entschlüpfen. Dann hielt er sich folgenden Monolog:

„Der ist in der That gut gemacht. Adorjan drohte ja ohnehin damit, daß, wenn wir in seine Narrheit nicht willigen, welche er Liebe nennt, er das Mädchen entführe, und wie er schon Narr ist, er hätte auch das noch gethan. So aber kann er sie sich in aller Ordnung nehmen und bekommt mit ihr sofort 200,000 Gulden in Silber. Wer weiß denn, daß sie blos ein Bürgermädchen ist? Es wird sogleich eine Edelfrau aus ihr, sobald sie den Namen Borz bekommt. Es war gut, mit der Sache zu eilen, denn wer weiß, was noch daraus hätte werden können? Mein Adorjan ist ein böser Bursche und dem Mädchen traue ich nicht über den Weg. Es war schon bisher schwer, sie zu hüten, damit man die Schafe nicht in die Saat laufen lasse; so aber können wir

die Fechsung hübsch einheimsen und dann kommen die Stoppeln frei."

Meines Herrn Borz Freude darüber ging so weit, daß er großartig neun überreif gewordene Laib Käse unter das Gesinde austheilte; möge auch Das sich des Tages erinnern! Und dem Schafhirten schenkte er ein drehkrankes Schaf, er möge es schlachten und sich eine Sülze daraus kochen.

Und als ob der Sohn des Vaters Sehnsucht geahnt hätte: soeben kam der Schlitten in den Hof, welcher Adorjan etwa sechs Wochen vorher zum Tanzgelage fortgeführt hatte. Es war gerade Aschermittwoch. Die schöne Wette war abgelaufen.

Auf dem Grund des Schlittens lag Jemand unterm Pelze; der Kutscher mußte lange rütteln, bis der aus seinem tiefen Schlafe erwachte.

„Junger Herr, wir sind daheim!"

Adorjan's blasses Antlitz wühlte sich aus den Winterkleidern hervor. Dann blickte er träge zur Seite, als wollte er mit sich berathschlagen, ob er wohl absteigen oder dort im Schlitten liegen bleiben solle?

„Nun mein süßer Sohn, Adorjändchen, also kommst Du zurück?“ sagte verzärtelnden Tones der auf den Schlitten zueilende Schafzüchter. „Ei, wie warst Du lange fort. Ich bangte bereits um Dich. Du frierst wohl? Komm, steige ab. Deine Stube ist schon geheizt. Ei, wenn Du wüßtest, wer in ihr gewesen!“

Adorjan gestattete gleichgiltig, sich durch seinen Vater herabheben zu lassen, heraus aus der Mitte des Schlittens. Er sagte ihm nicht einmal einen guten Abend. Schläfrig ging er hinein in die Stube; dort legte er sich auf's Sofa. Etwas genirte ihn unterm Leibe, das erfaßte er und warf es zu Boden. Es war ein Müffchen für Frauen.

„Sieh, sieh', auch das Müffchen vergaß sie hier,“ sagte der Alte, freundlich thuend, das verbrämte Ding aufhebend. „Wenn Du wüßtest, wem das gehörte! Nun, so errath es doch.“

„Mir liegt nichts daran, wem immer es gehörte,“ antwortete Adorjan ohne Lust.

„Ei nun, wie Du unmuthig bist. Hast Du Hunger? Wir haben großes Abendessen, Lamm, Truthahn

Mönchsohren, jenes Backwerk, das Du so liebst. Auch Tokayer ist angebrochen.“

„Gebt mir einen Krug Wasser.“

Und Adorjan trank auf einen Zug den Inhalt des ganzen Kruges aus, obgleich der Alte genugsam flehte, er möge nicht so viel Wasser trinken, denn es werde ihm schaden.

Davon ward aber der ermattete Jüngling doch wieder etwas frischer, und er begann sich mit seinem Vater in ein Gespräch einzulassen.

„Also heute waren Gäste bei uns?“

„O, und was für Gäste waren da!“ erwiderte, sich schlau anstellend, der alte Herr. „Errathe doch, wer hier war?“

„Ich zerbreche mir darüber nicht den Kopf.“

„Also die Torhànyi's waren es. Auch das Mädchen. Die Amalie.“

Mein Herr v. Borz erwartete auf diese Enthüllung, daß Adorjan aufspringen und ihm um den Hals fallen werde.

Groß war daher die Ueberraschung, als statt dessen Adorjan gewaltig gähnte und blos erwiderte: „So, so?“

„Du! Auch das Mädchen war mit da. Ein kapitales Mädel, das ist wirklich wahr. Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß Du in sie verrückt wurdest."

Adorjan begann irgend eine Weise zu pfeifen.

„Nun, so pfeife nicht, hör' mir zu. Also, ich kann so viel sagen, daß wir einig geworden sind. Ich mit dem Alten."

„Gut."

„Und zwar sehr gut. Er giebt 200,000 Gulden."

„Für die Schafe?"

„Narrenkopf! Mit seiner Tochter; er giebt so viel als Morgengabe der Braut, sobald Ihr vermählt seid."

„Aber ich warb ja nicht um das Mädchen."

„Du warbst nicht um es?"

„Ich warb nicht um es, und will es auch gar nicht heimführen."

„Willst es nicht heimführen? Bist Du verrückt geworden, Adorjan? Also hast Du mir nicht hundertmal gesagt, daß Du in das Mädchen verliebt bist, und es gegen unser Beider Willen entführen wolltest?"

„Das war damals; jetzt liebe ich die Person nicht mehr.“

„Liebst sie nicht mehr? Tausend Millionen! Seit wann liebst Du sie nicht mehr? Kehrtest Du vor drei Tagen nicht auf Schomodyhaus ein, um Dich mit ihr zu treffen, und jetzt sagtest Du, Du liebst sie nicht mehr?“

Adorjan antwortete auf diesen Wuthausbruch gar nichts, zuckte blos die Achsel.

„Nun, nun, nun, Adorjan, sei kein Narr,“ begann der Alte im weinerlichen Tone, sich auf's Bitten verlegend. „Ich schloß ja schon darauf ab, als auf etwas Sicheres. Wir unterzeichneten auch schon den Heirathsvertrag. Ich bestimmte als Morgengabe 100,000 und 50,000 Gulden, die ich verliere, wenn Du zurücktrittst.“

„Ich kann nichts dafür.“

„Aber bedenke, daß ich 150,000 Gulden verliere, nimmst Du das Mädchen nicht.“

„Mögen Sie, Vater, denken, Sie setzen all Das auf ein Blatt, und man würde Ihnen sagen: Perdu!“

„Doch, bei Gottes Liebe, 150,000 Gulden verlieren!"

„Das geschieht dem Vater recht, warum kontrahirte er um meine Haut, ohne mich vorher darum zu fragen?" Damit stand Adorjan auf und machte sich bereit, nach seiner eigenen Stube zu gehen.

„Nun . . . doch nein . . . nein. Du willst mich sicherlich nur damit schrecken, Du scherzest blos, Du treibst jetzt mit mir Deinen Narren. Du liebst sie ja sicher auch jetzt noch; natürlich. Du liebst sie. Wirst sie auch nehmen."

„Ich werde sie nicht nehmen, ich lieb' sie auch nicht; — weil ich eine Andere liebe."

Damit ließ Adorjan den Alten stehen, warf hinter sich die Thür zu und sich selber mit sammt den Kleidern ins Bett, wo er, kaum nachdem er den Kopf hingelegt, auch sofort einschlief.

„Hui! Tausend vermaledeite Teufel! Hui! Millionhoher Himmel! Wo ist das Beil, wo ist die Eisengabel? Auf daß ich den Nichtsnutzigen umbringe!" So brüllte innen der Schafzüchter, ergriff die Eisen-

gabel aus der Ecke und stürzte mit ihr wüthend nach der Stube des Sohnes. Der aber schlief da schon wahrlich offenen Mundes, den Kopf zurückgeworfen, und je mehr er ihn bedrohte, er werde ihn ermorden, um so mehr schnarchte Jener. Mit dem konnte man nicht reden. Er rannte also nach dem Hofe hinaus, immer mit der Eisengabel, stieß einen Schafshund in die Rippen, warf einen Molkentrog um, und begann wie toll die ihm entgegenkommenden Kälber zu puffen, mit den Worten: „Meine hundertfünfzigtausend Florin!“ Der Schafhirt zog eben dort an der Thürfläche eine Thierhaut ab. Den faßte der Alte am Kragen und begann ihn zu rütteln und zu schlagen, rufend: „Meine 150,000 Florin!“

— „Herr! Ich sah noch nicht 150 Gulden auf Einen Haufen beisammen!“ entschuldigte sich der.

„Weh mir, weh mir! Ich schmeiß 150,000 Gulden zum Fenster hinaus!“

Wahrlich, mein süßer Herr v. Borz, es wird kaum anders sein, als daß wir diese zum Fenster hinauswarfen!

Die Augen dieses lächelnden Kaufmanns Torhányi sahen gewiß auf Schomodyhaus bei der silbernen Hochzeit noch was Anderes, während Alle dachten, daß er blos die alten Damen amüsire. Und schwerlich ist's gefehlt, vorauszusetzen, daß er deßhalb nach der Rosenau eilte, bevor Adorjan heimkommen konnte; und schwerlich wird er nicht gewußt haben, was er that

III.

Der Knecht seiner selbst.

Jedermann kennt aus eigener Erfahrung oder seiner Sehnsucht nach das behagliche Gefühl, welches der Gedanke erregt: „Ich bin mein eigener Herr! Ich bin Herr meiner selbst, mache, was mir beliebt, Niemand befiehlt mir.“

Dieser behagliche Zustand hat aber auch eine böse Variante, wenn man sich zum „Knecht seiner selbst“ machte; wenn man sich einem erbarmungslosen Tyrannen in die Hand lieferte, der Einem vom Morgen bis zum Abend in Beschlag nimmt, jede Minute der Zeit

beansprucht, und dem man nicht kündigen, dem man nicht entfliehen, gegen den man sich nicht empören kann, denn es ist ja das eigene Ich.

Solch ein bemitleidenswerther Sklave seiner eigenen Individualität war jener Baron Leopold Ludvéghy, welchen Komtesse Serena am Tage der Hochzeit verlassen hatte, und dessen Pußta Herr v. Borz in Pacht besaß und sie auch zu kaufen drohte.

Baron Ludvéghy gehörte zu jenen ewig jungen Männern, denen die Welt als Ruhm nachsagt, daß sie sich gut konservirten. Aber das kostet ihnen auch gewaltige Arbeit! Jedem Haare auf ihrem Kopfe wird mehr Sorge zu Theil, als andere Menschen auf ihren ganzen Körper verwenden; und um sich einmal schlafen zu legen, bedürfen sie mehr der Vorbereitungen, als andere Menschen zum sterben.

Morgens 10 Uhr dämmert es für Jenen. Dann steht er auf und setzt sich ins „Bain hygienique,“ welches die Haut auffrischt und sie sammetweich macht. Unterdeß wendet er kein Auge vom Uhrzeiger, um ja nicht eine Minute mehr oder weniger im Bade zuverbringen.

Zwei Minuten nach dem Bade versichert er sich durch, in einer Glasschale aufgerührten Syrup der Reinheit und des Metalls seiner Stimme. Darauf muß man sechs Körner Cachou langsam zerkauen, welche den Athem wohlriechend machen.

Dann beginnt die Aufwickelung der Locken. Jedes Haarbüschel ist in eine besondere Papillotte gedreht, da das Kräuseln mittelst des Brenneisens die Haare sehr ausfallen macht.

Der Toilettentisch des Barons ist eine vollständige Apotheke. Hier im Glasschälchen Benzoetinktur, aus der man bei Vermischung mit Wasser jene „Jungfernmilch“ macht, von der die Augen so lebhaftes Funkeln bekommen. Dort im Porzellantigel steht Gold Cream, welches nach dem Rasiren die Gluth der Gesichtshaut mildert. Jene sonderbare Schmiere dort heißt „Collyre au Pierre Divin“ und ist bestimmt, die Röthe der Augenlider zu verscheuchen. Und Ceratau's „Beure de Cacao“ ist nöthig, um den Lippen die frische Farbe wieder zu geben.

Die rosenfarbige „Quinquina“ garantirt den Zähnen

die blendende Weiße und man muß sie dann mit „Eau de Botot“ benetzen. Die Haare werden zuerst mit magnetisirter Bürste glatt gestrichen und dann jedes einzelne Haar, das so unhöflich ist, grau werden zu wollen, mit Oel von bitteren Mandeln eingerieben; das Ganze aber ist dann zu fetten mit der berühmten „Pommade de Dupuytren.“ Hierauf wird das gestrige Eiweiß aus dem Barte gewaschen, mit dem man ihn allabendlich bestreicht, damit er glänzend und kraus werde. Sodann sind die Schnurrbartspitzen mittelst Brennkolben aufzukräuseln. Endlich wird das Haar inmitten des Schädels gleichmäßig getheilt, und die Scheitelung muß rein wie eine Linie in Stahl gravirt ausfallen. Dann hat man vor dem Spiegel jede einzelne Locke in Schneckenform zu legen; und ist all Das nicht gehörig in Ordnung, so hat die Arbeit auf's Neue zu beginnen, um beginnende Kahlwerdung geschickt zu maskiren u. s. w.

Man läutet eben zu Mittag, bevor der Herr Baron mit seinem Kopfe fertig ist. Dann gestattet ihm jener entsetzliche Tyrann, der ihn so sehr ermüdet, zu früh-

stücken. Doch auch dabei erlaubt er ihm nicht, die Minuten in Frieden zu verbringen. Er muß vor der „Chocolat colonial“ etwas „Pâte digestive“ nehmen, dann Ambra-Tinktur auf Zucker tropfen und nach dem Frühstücke das winzige Gläschen „Vin amer de la Charité“ schlürfen.

Dann kleidet er sich an. Es kostet auch schwere Arbeit, bis er beim Halstuchknüpfen seine eigene Zufriedenheit zu gewinnen vermag. In dieser Wissenschaft hat der arme Sklave einmal sogar schon Lektionen genommen, von irgend einem genialen Abenteurer, der ihm für 50 Dukaten das Knüpfen des Halstuches auf 24 Arten lehrte.

Endlich nach zwei Stunden ist er vom Scheitel bis zur Sohle fertig und freut sich ungemein, kann er seines eigenen Beifalls theilhaft werden. Dann zwingt er sich, auszufahren. Der einen Augenbraue stellte er die Aufgabe, das Monokle festzuhalten, und seinen beiden Händen, die Zügel zu halten, seinem Munde „Haho!“ den Kommenden und Gehenden entgegen zu rufen, und in jeder Fiber seines Wesens zu

zittern über die Gefahr möglichen Umwerfens. Die schwere Beschäftigung endet erst 3½ Uhr. Dann muß der Aermste abermals sein eigenes Ich bedienen, indem es für das Diner umgekleidet werden muß und man sich gehörig mit „Dragée autecibum“ und weiterer „Pâte digestive“ zu versehen hat. Um 5 Uhr hat er nach dem Hotel zu Tisch zu promeniren und dort sich darüber den Kopf zu zerbrechen, was wohl dem wählerischen Herrn nach Geschmack und gesund wäre, der sich so sehr bedienen läßt? Nach Tische läßt ihn sein Befehlshaber forzirte Kommotion machen; von dort treibt er ihn in die Theater und Soireen und zwingt ihn, mit der winzigen Dosis Witz, die ihm zu Theil geworden, zahllos viele Damen und Fräuleins zu amüsiren, genial zu erscheinen, mit graziöser Gestikulation unerhörte Platituden vorzutragen, in engen Stiefletten stundenlang zu tanzen, mit wattirtem Rücken einen jungen Mann zu spielen und, sobald er gähnen will, sich zu zwingen, huldvoll zu lächeln. Bis dann gegen Mitternacht sein Despot ihm erlaubt, sich nach Hause zu bringen. Doch auch dann gestattet er ihm

nicht, sich niederzulegen, sondern läßt ihn sich die Locken vorher noch eindrehen, den Vollbart mit Eiweißschaum einseifen; und in nasser, nebliger Zeit muß er sich um das Antlitz frische Rinder-Kotelets binden, und zwingt sich, aufgelöst in einem Kaffeelöffel, „Syrop de Lactuarium“ auf, davon man ruhigen Schlaf bekömmt, und erst so überläßt er sich den Pflegearmen der Natur.

Daraus ist zu ersehen, welch schweres Amt Herr Baron Leopold von Ludvèghy auf sich lud, als er in Dienst bei seinem eigenen Ich trat; und es bleibt uns ein Räthsel, wie er Lust hatte, sich durch einen einzigen Menschen so sehr in Beschlag nehmen zu lassen, um blos für diesen zu leben und sich sonst um Niemanden zu kümmern. Und noch dazu mit solch einem biederen Menschen, wie er es war. Denn allerdings passirte es schon einigen Gelehrten gleichfalls, daß sie Tag für Tag sich nur mit sich selbst beschäftigen; doch die verbringen wenigstens mit gescheidten Leuten ihre Zeit.

Wie konnte es daher kommen, daß solch ein biederer und einfältiger Mensch, der Niemandem auf der Welt ungelegen ist, als nur sich selber, vom Grafen Scho-

mody und seiner ganzen Familie für solch einen Gegner genommen wird, bei dessen bloßer Nennung das Blut aufkocht und man sogar auch den noch haßt, der diesen Namen ausspricht?

Das ist eine sehr einfache Sache. — Nicht blos jene Menschen haben Hasser, welche mit absichtlicher Malitiösität auf ihre Nebenmenschen losgehen, und die sich darüber den Kopf zerbrechen, wie sie ihre Gegner zu Grunde richten können; — sondern auch jene lauen, energielosen Karaktere, die außerhalb ihrer selbst nichts von Andern wissen, deren einzige Weltanschauung der Egoismus ist, für die es weder einen guten Freund noch einen Feind giebt. Diese verletzen die meisten Menschen.

Einer der allergehaßtesten der Tyrannen Roms war jener, den man den Kommodus nannte; diese Kommodität ist der verabscheuteste Karakter auf Erden. Mit dem Mörder, mit dem Diebe, mit einem Wahnsinnigen kann man in einer Stube leben, mit einem kommoden Menschen aber nicht einmal blos in guter Freundschaft.

Baron Ludvèghy hatte nichts gegen Schomody verbrochen; er verläumdete ihn nicht in der Ehre, störte ihn nicht im Besitze, hatte auch nicht von seinen Ahnen romantischen Haß gegen ihn geerbt; er hatte blos in jüngeren Jahren der Schwester des Grafen Schomody den Hof gemacht. Das Mädchen war jung; es nahm diese schlaffe Gestalt als Ideal; es ward sehr verliebt in selbe. Es hatte aber schon einen älteren Anbeter, den Bruder der Komtesse Serena; als dieser sah, daß er hintangesetzt werde, ging er in seinem Kummer auf Reisen; in der Fremde starb er plötzlich. Als dann der Triumf des Grafen Ludvèghy ein vollkommener war, begann ihn das Amüsement zu langweilen. Er blieb vom Hause weg, hielt sich von dem Mädchen fern und schlug es sich schließlich, aus purer Kommodität, ganz aus dem Kopfe.

Das verlassene Mädchen trauerte, schwand dahin. Von einem Frühjahr zum andern wurde es immer bleicher. Zuletzt kam auch um sie jenes Lenzlüftchen, welches die von der Erde sich wegsehnende Seele mit sich fortzutragen pflegt, und sie starb hübsch in der Stille.

Möglich, daß Herr Baron Ludvèghy hierin nichts Absonderliches fand, daß er vielleicht die Sache gar nicht verstand und daß, hätte sie ihm Jemand erklärt, in ihm blos der Gedanke erweckt worden wäre: parbleu, es ist doch was daran, weiß der Mensch sein Halstuch auf 24 Arten zu knüpfen.

Soviel ist sicher, daß ihm aus Kummer darüber kein Haar entfiel. Auch darnach soignirte er sich, pflegte er sich den Vollbart und die Locken, war auf die Reinheit seiner Fingernägel bedacht, auf die Blankheit seiner Zähne, für seinen Magen und für seine Leichdornen, so daß er sich mit größeren Sorgen nicht abzugeben vermochte.

Graf Schomody konnte es aber gerade jenem traurigen Fall verdanken, daß er mit seiner jetzigen Gattin bekannt geworden war. Diese hatte ihren ältesten Sohn erster Ehe, er seine Schwester verloren, beide wegen Baron Ludvèghy's Kommodität. Demnach läßt sich denken, welch ein Wort und von welcher Tonfärbung der Name des Baron Leopold Ludvèghy bei dieser Familie war; ein Name, der ohnehin schon

lächerliche Sprachwurzeln hat, da im Ungarischen „Lud“ eine Gans „vèg“ jedoch das Ende derselben bedeutet. Man sprach den Namen auch nie in jenem Hause aus, bis plötzlich der Gräfin Tochter erster Ehe, die Komtesse Serena, ihre Verwandten durch die Nachricht verblüffte, sie werde die Gattin des Baron Leopold Ludvèghy werden.

Die Gräfin hatte eine alte reiche Großtante in Preßburg, welche von ihr die sonderbare Konzession beanspruchte, daß sie eines der Kinder der Gräfin erziehen wolle. Die Gräfin Bertalan war eine sehr gute, seelenlautere, wackere Dame, bei der Komtesse Serena das elterliche Haus sicher völlig ersetzt fand. Vielleicht etwas zu sehr ersetzt. Die alte Dame bangte bereits vor dem Reisen, was freilich in jener Zeit, besonders bei den Wegen von Preßburg bis Klausenburg, auch kein Scherz war. Drum konnten die Eltern nie sonst Serena sehen, als wenn sie selber zur Großtante herauf nach Preßburg kamen. Und während dort Reichstagszeit war, dauerte der Besuch auch gleich längere Zeit an.

Aber auch dann entließ Gräfin Bertalan Serena nicht zu ihren Eltern, diese mußte immer ihr zur Seite sein. Denn die Mutter würde die Tochter verzärteln, und dann könnte Niemand mehr mit ihr auskommen.

Indeß stand die Sache gerade umgekehrt. Eben die alte Gräfin verzärtelte das Kind am meisten, so daß dieses schon mit 10 Jahren derart eigensinnig, launisch und widerspenstig war, daß jegliches menschliche Wissen an ihm erlahmte. Gräfin Bertalan behauptete, sie gehe sehr strenge mit dem Kinde um. Geschah es aber hin und wieder, daß sie versuchte, die Kleine mit ernsthaften Worten zurecht zu bekommen, und darauf Serena in Weinen ausbrach, so konnte die gute Dame kaum Ruhe finden, bevor sie sich nicht versöhnte. Und als sie sie einmal damit schrecken wollte, daß, wenn sie nicht gehorche, sie sie aus dem Hause jagen werde und sie könne dann in die Welt hineingehen, da antwortete das zehnjährige Kind, es werde auch fortgehen; und es nahm sofort seine Fähnchen zusammen, band dazu etwas Wäsche und einen Kuchen, und lief wirklich in die Welt hinaus. Die

Gräfin Bertalan schickte den Portier nach, er möge sehen, wohin das Kind gehe? und der erreichte es erst jenseit der Brücke, als es schon der Au zuging. Als man es dann frug, wohin es habe ziehen wollen? sagte es: nach der Türkei als — Aschenbrödel! — Dann spreche mal einer mit dem Kinde!

Als Serena's Bruder starb, wollte ihre Mutter sie zu sich zurück nach Siebenbürgen nehmen, und die Großtante mußte einsehen, daß das ein völlig berechtigter Wunsch war. Aber nach zwei Monaten brachte die Gräfin ihr Töchterchen wieder heim nach Preßburg, sagend:

— „Liebe Tante, dies Mädchen hast Du bereits so verdorben, daß es einzig nur noch gut genug für Dich ist. Mit der wahrlich wird Gott jenen armen Sterblichen geschlagen haben, der sie einst zur Gattin nimmt. Jetzt erzieh sie nur immerhin gleich auch weiter. Ich ersehne, daß Du ihr solch einen Menschen auswählst, auf den ich irgendwarum gewaltig zürne, denn der wird sicher dann in kurzer Zeit ergrauen!"

Serena gefiel dieser humoristische Einfall ihrer

Mutter. Vielleicht gerade der gab ihr die Idee, ihr Netz nach Baron Ludvéghy auszuwerfen, das sie so geschickt zusammenzuziehen wußte, daß Niemand davon was ahnte, bevor der Stockfisch gefangen war.

Uebrigens führte auch noch Anderes Serena auf diesen Einfall. Während einiger Monate Daheimsein sah sie, daß ihre Mutter, die einst so gemüthlich und heiter war, so sehr sich verändert hatte und völlig trübsinnig, strenge, verschlossen geworden war. Sie wußte, daß ihres Bruders Tod die Ursache dieses Gemüthswechsels gewesen. Ihren Stiefvater, den sie bis zur Abgötterei liebte, hörte sie oft bitter sich aussprechen gegen die höheren Stände, nämlich gegen deren träge, karakterlose Mitglieder. Und sie begann zu bemerken, daß in Schomody's Augen Niemand dem Ideal der gegeißelten Exklusiven näher stehe, als Baron Leopold Ludvèghy. Trug man die Anekdote von irgend einer kapitalen Dummheit umher und hatte man auf den Herrn der merkwürdigen Betise zu rathen, so war gewiß er es. Niemand sprach seinen Namen aus, aber Jedermann wußte, daß er es sei, und es

verdroß sie sogar, darüber erst noch zu lachen. Man verachtete ihn.

Solch ein scharfer Verstand, wie der der Komtesse Serena, ging über Alle hinaus. Und da überraschte Serena eines Tages die gute alte Gräfin Bertalan mit der Ankündigung, daß sie Gattin des Baron Leopold Ludvèghy werde.

Die alte Frau entsetzte sich, gerieth außer sich, wollte ernsthaft zürnen, erinnerte Serena, wie sehr ihre Mutter auf den Menschen zürne, wie sehr ihn ihr wackerer Stiefvater verachte, was das für ein prinzipienloser Mensch sei, wie ihn die übrigen Magnaten verabscheuten. Und dann, was das für ein Mann sei! wie er sich bemale, mit welch winzigem Verstande er gehe und stehe in der Welt: man verhöhne ihn, lache ihn auf offener Straße aus. Serena möge bedenken, wie schon ihrer Mutter Schwester mit dem leichtsinnigen Menschen angekommen sei. Schließlich aber möge sie in Betracht ziehen, daß Vater und Mutter sie nie wieder anblicken werden, wenn das geschehe; und auch auf sie, die alte Gräfin,

werde man zürnen, und sie selbst werde auf Serena zürnen. Sie bitte sich aus, daß wenn sie den Baron Ludvèghy wirklich heirathe, sie nicht in Preßburg bleibe, denn sie werde sogar ihrem Kutscher befehlen, daß, wo ihre Wagen zusammentreffen sollten, er umkehren und in eine andere Straße fahren möge. Aber Serena wußte so zauberisch süß zu flehen, daß es ihr gelang, vor der Großtante Ludvèghy's Fehler Punkt für Punkt zu vertheidigen; was bei ihm Schwäche war, schrieb sie ihm als Güte gut; seine Sünden rechnete sie als Karakterenergie an; und was seine politischen Prinzipe betrifft, so finde sie Fraueneinmischung nicht schicklich, darauf verstehen sich nur Männer; und endlich machte sie der Alten so sehr glauben, wie sie in den Mann verliebt sei, daß schließlich es die arme Großtante selbst war, die sich zu der schönen Aufgabe entschloß, Serena's Eltern zu schreiben, sie darüber aufzuklären, wie sehr es unvermeidliche Sache sei, daß Serena die Gattin Ludvèghy's werde; sie bestrebte sich sogar noch glauben zu machen, was die Aermste selber nicht glaubte, es werde noch sehr

gut sein, derart der alten Gegnerschaft ein Ende zu machen, und daß zu hoffen sei, Baron Ludvèghy, nur erst verheirathet, werde ein wackerer, liebenswürdiger Mensch werden u. s. w.

Man könnte viel darauf wetten, daß die wackere Dame zuletzt selber an das Unvorstellbare glaubte, was sie Andere glauben machen wollte, so schön und eindringlich hatte Serena alle diese Dinge vorgebracht; und erhoben sich auch bei der alten Gräfin hin und wieder Zweifel gegen deren logische Wahrscheinlichkeit, so schlug sie selbe damit nieder, daß sie meinte, was könne denn das arme Kind dafür, daß es in den Menschen so gar sehr verliebt sei?

Wir sahen, wie verliebt Serena in ihn war; sie ließ ihn am Altar stehen.

Närrisches Mädchen!

Bei ihrem launenhaften Projekt dachte sie an gar nichts Anderes, als an absonderliche Rache. Sie sah nur den Gedanken vor sich, daß sie einen Mann, der nach so bitterlicher Beleidigung ihrer Familie noch so tollfrech ist, ihr zu hofiren, auf's empfindlichste treffen

wolle. Aber daneben dachte sie nicht daran, wie sehr auch sie sich dadurch in Ruf bringen werde, wie sie ihre gute Großtante ärgern werde, die sie dreifach foppte und betrog; wie sie ihre Mutter entsetzen werde, ihren Stiefvater und all ihre Verwandten, und allgemein, welch sonderbare Begriffe sie über ihren Karakter bei aller Welt hervorrufen dürfte?

Diese Gedanken begannen ihr erst nach geschehener That beizufallen. Das fühlte sie gut, daß sie jetzt gleich zu ihrer Großtante nicht zurückkehren könne. Daher setzte sie sich rasch auf den Postwagen und eilte heim nach Klausenburg.

Aber gerade damals waren ihre durch die Schreckenskunde entsetzten Eltern auf dem Wege hinauf nach Preßburg; und als Serena in Klausenburg eintraf, stiegen diese eben in Preßburg ab. Dort erfuhren sie die eigenthümliche Wendung des Vermählungs-Aktes. Natürlich sprach die ganze Stadt davon.

Es war ein monströser Vorfall! Graf Schomody gestand, daß er sich schon in viel außergewöhnlichen Verhältnissen befunden habe, aber hier bleibe ihm der

Verstand stehen und er wisse nicht, was machen? Die Gräfin Schomody sagte, sie bringe das Mädchen um, sobald sie selbes zu Gesicht bekomme; und die gute alte Gräfin Bertalan legte sich sofort zu Bett und hatte vor, innerhalb 24 Stunden zu sterben.

Doch vergingen diese 24 Stunden, und unterdeß traf ein Brief mittels Staffette ein, in dem Serena sowohl ihre Eltern, wie ihre Großtante mit so eindringlicher Zartheit um Verzeihung bittet, mit so lebhaften Farben das nach der Rache eingetretene Verzagen schildert, mit solch' reuigem Kummer die verursachte Verwirrung bedauert und schließlich mit so kindlicher Nachgiebigkeit verspricht, sie werde sich von nun an in Allem dem Willen ihrer Eltern unterwerfen und so lange, bis man über sie verfügt, im Schlosse Schomody verbleiben, daß es schließlich der Gräfin Bertalan unmöglich war, sich nicht vom Bette zu erheben und ihre Todesstunde zu verschieben, darauf denn auch die Gräfin Schomody ihren Mordvorsatz aufgab, und schließlich nicht minder der Graf für diesen Fall passende Gedanken fand, nämlich, daß es für

Serena sehr gut sein würde, eine Zeitlang in Siebenbürgen zu verbleiben, unter Aufsicht ihrer Eltern; denn dem Herzen nach sei es ja ein sehr wackeres, edles Mädchen, nur daß sie manchmal einen kleinen Sparren habe, welchen sie sich jedoch unter Obhut ihrer Mutter abgewöhnen werde.

Uebrigens mit Dem, was dem Baron Leopold Ludvèghy passirt war, zeigte sich Jedermann gar sehr befriedigt; gewiß nicht minder die Schomody's, wenn sie auch nicht davon sprachen.

Der arme Sklave diente in Preßburg keine Stunde länger seinem alten Gebieter, sondern entlief von dort. Solche, die Zeit genug hatten, an ihn zu denken, behaupteten, er sei auf's Dorf, nach einem seiner Güter emigrirt. Dort habe er die Absicht, sich zu pflegen, bis man den Skandal etwas vergessen haben werde.

IV.

Ein Mensch, aus dem noch was wird.

Der Name desselben hat in der That keinen sehr aristokratischen Klang; der Mensch heißt — wie schon gesagt — Julius Fehér, oder zu Deutsch Julius Weiß. Sein Vater war Untergespan und hatte bei den politischen Bewegungen eine große Rolle gespielt. Er hatte auch ziemliches Vermögen besessen, mit dem er aber verschwenderisch umgegangen war. Julius, der einzige Sohn dieses Untergespans, warf sich auf den sehr auffallenden und bizarren Einfall, er werde jene Lebensbahn verlassen, auf der sein Vater und

seine Ahnen es weiter gebracht; er wolle weder Dorfrichter noch Untergespan werden, sondern irgend solch eine Sache lernen, von der man leben kann.

Ein schrecklicher Gedanke das, sogar schon, wenn man ihn blos geschrieben hier liest!

Daß ein ungarischer Edelmannssohn, den sein Vater bereits in der Wiege zum Staatsmann bestimmte, dessen würdige Ruhmsucht es sein könnte, daß die politischen Tagsblätter seine Reden in extenso veröffentlichen, dessen Beruf es ist, an der Spitze einer der kämpfenden Parteien zu glänzen, — daß ein Solcher der Ruhmgier entsage und nach etwas sieht, was ihm Brot geben kann!

Der alte Fehér trat auch diesem excentrischen Einfall seines Sohnes mit seinem politischen Ansehen und der ganzen Wucht seiner väterlichen Macht entgegen; jedoch der junge Julius, oder wie er ungarisch hieß „Djula", der damals kaum erst 15 Jahre alt war, sprach ihm so kluge Dinge vor, und das mit solcher Ruhe, daß der alte Herr meinte, Jener wäre der

Vater und er der Sohn, der jetzt gegen seinen Willen gute Rathschläge aufzulesen bekommt.

Djula sagte seinem Vater etwa:

„Sehen Sie, lieber Vater, Ruf und Berühmtheit haben dem Namen unserer Familie allerdings genützt, aber unserem Vermögen geschadet. Unsere Güter sind mit Schulden überlastet, der größte Theil davon im Prozeß. Bei erster Neuwahl der Komitatsregierung, sobald es unsern Gegnern gelingt, unsere Partei zu schlagen, sind wir in jeder Beziehung zu Grunde gerichtet. Ihr Beispiel, Vater, hat mich belehrt, wie der Mensch auf dieser Laufbahn sein Vermögen verlieren kann; dagegen Anderer Beispiel zeigte mir, wie der Mensch, auf eben dieser Laufbahn, sich großes Vermögen erwerben kann; und ich habe noch weniger Lust, letzterem zu folgen, als ersterem. Auf diesem Terrain fürchtet sich Jedermann vor einem armen Menschen, und mit Recht, denn die Fälle sind sehr dicht gesäet, daß Jene, welchen nichts blieb, als ihr guter Name, diesen verkauften. Während der arme Mensch, in anderer Laufbahn, sobald er seine Arbeit versteht und

mit Lust versieht, sehr gesucht wird. Ich weiß sehr gut, daß ich früher oder später ein armer Mensch werde, deßhalb gestattet mir, Vater, daß ich mich darauf vorbereite."

Von da ab wagte der alte Fehér nicht mehr, seinem Sohne zu widersprechen, gestattete ihm, die polytechnische Schule in Wien zu besuchen, Maschinenbau zu studiren, und weitere dergleichen absurde Dinge, deren daheim Niemand Noth hatte.

Nur Das verstand er nicht, wie sein Sohn von all Dem leben wolle? Wenn er nicht etwa bei irgend einem Damfschiffe als Maschinenleiter eintreten wolle, oder vielleicht bei irgend einer ausländischen Zuckerrübenfabrik als Werkführer? Gott mit ihm, hat er Lust dazu, so mache er's; denn in der That die Ahnenwirthschaft daheim ist schon zu sehr zerrüttet, als daß irgend menschliche Macht sie wieder in Ordnung bringen könne.

Was Djula profezeit hatte, traf denn auch wirklich ein. Während er noch in Wien war und das letzte Jahr seines Kursus absolvirte, bekam er von

seinem Vater einen Brief, worin dieser ihm ganz aufrichtig es aussprach, daß der lange zusammengeflickte Vermögenszustand nun in die Brüche zu gehen sich anschicke. Mehrere Gläubiger hätten ihr Darlehen gekündigt, und selbst die drängendsten Wechsel seien nicht mehr durch die laufenden Erträgnisse der Besitzungen zu löschen. Es sei nichts mehr übrig, als zwischen zwei großen Uebeln zu wählen. Djula möge entscheiden, welches von beiden das kleinere sei? Entweder man müsse vom größten Theile des Besitzes scheiden, vielleicht vom Ganzen, oder einen nicht eben diskreten Antrag annehmen, welchen ein Mann großen Ansehens dem Untergespan gestellt hatte für den Fall, daß dieser von der Gegenpartei, die vielartig geschadet, übertreten wolle. — Der Alte konnte mit lauterer Seele sagen, daß er eher bereit sei, sich vor den Kopf zu schießen, als auf einen ähnlichen Antrag zu hören, hätte er nicht einen Sohn, dessen Schicksal ihm vor Augen stehe. Also möge Djula entscheiden. Wenn Der sagt, daß er sich vor dem Bankerott nicht entsetze, so werde der Obergespan sofort Krida anmel-

den; übrigens ist es auch möglich, daß Djula, als einer jener modernen Realisten, die mit Dampfkraft arbeiten und die genau ausrechnen können, wieviel Prozent Salpeter in einem Zentner Guano sind, nicht viel auf solch altmodische Begriffe gäbe und, da er selbst des politischen Renommé's ohnehin nicht bedarf, die Aussicht plausibel finden dürfte, daß sein Vater um den Preis eines umgedrehten Mantels sich seine Güter sichere, die sonst gewiß auf ewige Zeit der Hagel zerschlägt.

Sieben Tage nach Empfang jenes Briefes war Djula wieder daheim. Entsetzt reiste er Tag und Nacht, um seinem Vater die Antwort zu bringen. „Den Bettelstab, Vater, das Elend, die mußt Du wählen, aber meinetwegen keine Deiner Prinzipien verläugnen! Ich habe bereits was gelernt, weiß auch zu arbeiten, wir werden schon irgend wie leben.“

Der alte Herr fiel seinem Sohne weinend um den Hals; so hatte er sich die Sache ja selber gewünscht, nur daß er es nicht gewagt hatte, drauf zu hoffen; er dachte, daß Leute, welche Sägemühlen bauen

und Mineralien chemisiren, keine Grundsätze haben können, da man zu solchen nur durchs Studium des Jus publicum gelange!

Djula nahm auch sofort die aus allen Fugen gewichenen wirthschaftlichen Zustände in die Hand, um sie zu ordnen. Und schon in erster Woche kam er so weit, daß er fähig war, eine systematische Balance herzustellen zwischen den Aktiven und Passiven. Der alte Herr erstaunte nur, als er das sah; nie hatte er von dergleichen Begriff gehabt; er wahrlich hätte sich damit nur die gute Laune verdorben. Zu was soll der Mensch sich selber darüber Rechnung geben, was er hat und was er schuldet?

Aus Djula's Zusammenstellung ging hervor, daß die ausgebreitete Wirthschaft ferner aufrecht zu erhalten unmöglich sei, weil, während diese nach genauester Berechnung 4½ pZt. einbringt, die darauf liegenden Belastungen 6 pZt. Zinsen beanspruchen, wodurch es klar ist, daß die weitere Bewirthschaftung von Jahr zu Jahr mehr Schaden ergiebt, also je rascher je besser weggegeben werden muß, um aus dem Erlöse die

Verpflichtungen zu decken. Das müsse man aber lieber unter der Hand durchführen, als den Konkurs abwarten, obgleich dieser vortheilhafteren Ausgang verspricht. Aber dem Menschen ist nichts lieber, als sein guter Ruf, und der Name Bankerotteur schändet nicht weniger, als der Renegat. Solcherart verbleiben dann aus dem ganzen Schiffbruche noch zwei kleine Gütchen; das eine an der Marmarosch, genannt der Antheil von Wazko, das andere auch nicht zu fern davon, im Komitate Bereg, an der Theiß, Namens Burjánosch. Dort kann man mit Verstand und Fleiß das Wirthschaften neu beginnen. Der alte Fehér hörte staunend seines Sohnes Projekte. Er selber konnte keinen Ausblick aus all' den Wirrnissen finden, welche dieser schön in Zahlen faßte und auf zwei gespaltene Zeilen hinzifferte; und er war ganz verblüfft darüber, daß Djula die Antheile von Burjánosch und Wazko noch für rettbar hielt.

„Nur daß, mein lieber Sohn, Dies durchaus nichts versprechender Boden ist, von dem ich noch nie Pacht bekam, noch daß mir jemals Jemand darauf

was zu leihen gab, weil das eine Gut pur Waldung und Felsgestein ist, das andere aber reiner leerer Schilfsumpf, in dem der Wildhund wächst, und sonst nichts. Und ich weiß nicht, wie Du davon leben willst."

„Wir werden schon die Art und Weise dazu auffinden," tröstete den Alten der zwanzigjährige junge Mann. „Es giebt auf Erden keinen schlechten Boden. Steine und Holz kann man zu Geld machen, man muß nur die Manier kennen. Dem Wildhunde aber werden wir die Pacht kündigen, wenn nur ich erst ein Wort mit ihm spreche!"

Das Moor von Burjánosch war ein wirklich herrlicher Anblick — für Dichter, Maler oder Jäger. Mehr als tausend Joch, oder 2500 deutsche Morgen Terrain, überwachsen von dichter Rohr=Waldung, welche Sommers über die Wunderflora des Sumpfes bunt färbte.

„O, ich jagte dort viel auf Ottern", sagte, Djula unterrichtend, der alte Fehér. „Oft des Tages 50, auch 60 trieben wir auf während einer Woche. Wir

setzten uns zu 20—25 auf solch' einen schmalen „Seelen-tränker“, in solch' einen Kahn, in dem nur 2 Personen Platz hatten. Ein Büchsenspanner und ein Steurer, und wir durchstreiften den ganzen Tag lang die Au. Einmal kam auch ein Professor aus Siebenbürgen mit uns, ein Mensch mit langem Barte, ein großer Botaniker, und sammelte den ganzen Tag Wasser-Pflanzen. Der sagte, daß da noch manche Spezialitäten auffindbar seien, welche sogar Dr. Diòßegi in seiner „Flora Ungarns“ noch nicht beschrieben hatte. Es machte ihn daher sehr glücklich, solche aufzufinden. Ein ander Mal nahm wieder ein Maler sieben verschiedene Ansichten von jener Gegend auf, die alle sehr schön waren. Abends dann versammelte man sich stets auf der Insel. Es giebt nämlich dort eine sich erhebende Stelle, direkt viereckig, qls hätte man sie eben gemauert. Wir nannten sie „Heideninsel“, da die Bauern nicht viel von ihr wissen; dort giebt es viele hohe vielästige Erlen, darunter errichteten wir Rohrhütten und amüsirten uns in ihnen. Die Hütten finden sich vielleicht noch vor.“

Der alte Herr seufzte zu Ende der Rede sehr stark; es fielen ihm all' die guten Stunden ein, welche er in jenem Rohrasyle inmitten heiterer Gesellschaft verbracht hatte, froh lagernd im weichen Grase, das nirgends so schön steht, wie eben dort. Im brodelnden Topfe kochte die Fischsuppe mit Paprika und Zwiebel, und auf Stangen, bestimmt zum Tabaktrocknen, wurde der Wildbraten gezogen und gebraten, während der Lägel Wein auf dem Baumstumpfe lagerte. Und so amüsirten sich die lustigen Kameraden — durchgehends wackere adelige Herren von Qualität, — indem sie sich besprachen, Anekdoten erzählten und politisirten.

Und jetzt wird er ferner nicht mehr dort jagen; er schläft nicht mehr dort unterm freien Himmel, horcht nicht mehr dem Wimmern der Ottern, dem nächtlichen Rauschen der Rebhühner, hört nicht mehr aus der Ferne das Gebrüll des Wasserstieres und der Millionen von Frösche Gequake, welches Alles so hübsch zusammen stimmte.

Nein, wahrlich, weder er, noch irgend ein Anderer

nach ihm. Denn jener junge Mann mit dem keimenden blonden Barte am Kinne, mit jenen ins Weite schauenden blauen Augen, denkt in diesem Augenblicke darüber nach, wie klug es wäre, dieses schöne Moor auszutrocknen und den reichen Boden mit dem Howardpflug zu beackern und dann im Juni die Mähmaschine darauf loszulassen, welche er im Kleinen schon selbst gefertigt; auf jene viereckige Insel aber eine treffliche Meierei zu bauen, von der aus man alle Grenzen des Gutes übersehen könnte, mit graden Wegen eingesäumt, mit kanadischen Pappeln das neugewonnene Terrain durchschnitten. Hier Luzerner Klee, dort Rapsfelder, künstliche Mäher, Weidetrifte. Wie schön wär all' Das!

Davon aber sprach er Nichts zu seinem Vater, sondern sagte ihm blos, er werde sich schon selbst jene Güter ansehen, und darauf denken, wie man sie nutzbringend machen könne.

„Das Rohr importirt allerdings Etwas," war des alten Herrn Meinung.

Der alte Fehér hörte nach einigen Wochen, blos

so den Gerüchten nach, aus den ringsum kolportirten Anekdoten, daß sein Sohn verrückt geworden sei. Er messe den ganzen Tag über mit dem Astrolab die Ränder des Sumpfes von Burjánosch aus und scheuche die Vögel durch die ausgestellten Fahnenstangen. Er sagt, er wolle den Sumpf in die Theiß ableiten.

Der alte Herr, dies hörend, war selber sehr besorgt, ob seinem Sohne nicht ein Unglück passirt sei? Das wäre wirklich sehr schade, wollte Jemand das Moor von Burjánosch austrocknen. Das war noch Niemandem in's Gehirn geschossen; wäre es aber auch möglich, so bedürfte es dazu über Millionen Gulden, welche die Getreidefelder des Gutes noch lange nicht ersetzen würden. Djula aber dürfte kaum über eine größere Summe verfügen können, als über eine solche, zu deren Bezifferung drei Zahlen genügen, und derart geht sie in die Tausende nicht über.

Djula sah auch selber jene hohnlächelnden Gesichter, welche während seiner sonderbaren Beschäftigung um den Meßtisch herum auftauchten; Kavaliere zu Pferde, Gesichter mit Meerschaumpfeifen, in Begleitung von

Windhunden, u. dgl. Und sie staunten unten und oben, was denn Der da mache? Und sie frugen ihn voller Naivetät, was zum Teufel denn der Dreifuß mit dem Neste drauf bedeute, auf dem er Krixkraxstriche ziehe? Was er mit jenen Erzröhren schießen wolle? Und sie gaben ihm närrische Rathschläge, was er zu thun habe, wolle er haben, daß der Sumpf rasch austrockne. Der Eine sagte ihm, er solle ihn mit Fließpapier eindecken; der Andere empfahl den archimedischen Spiegel, mit dem man die Sonnenstrahlen konzentriren und so das Wasser auftrocknen könne. Der Dritte sagte ihm, er möge inmitten des Sumpfes ein großes Loch bohren lassen, durch das würde das Wasser in den Bauch der Erde absickern.

Djula hörte kaltblütig die Witze an, und nivellirte mit Ingenieur-Flegma weiter. Und er nivellirte so lange, kalkulirte so lange, bis er drauf kam, daß das den Sumpf im Halbkreise umfließende Wasser der sogenannten „todten Theiß“ um anderthalb Fuß tiefer liege, wie des Sumpfes Wasser.

Das war unbegreiflich. Was dürfte also die Ur-

sache sein, daß das Wasser des Sumpfes nicht in die Theiß hinabrieselt? Irgend wo muß sich ein geheimes Hemmniß befinden. Wenn man diesen Damm — denn ein solcher war es doch wohl? — auffinden könnte? Das war aber die schwere Aufgabe. Das Einfachste wäre gewesen, einen breiten Kanal durch die ganze Länge des Sumpfes bis in die Theiß zu legen; aber dazu hätte er wenigstens 50,000 Gulden bedurft. Dem mußte man daher entsagen. Bei glühender Sommerhitze pflegten sich verschiedene, in den Sumpf hineinreichende Erdzungen zu bilden, ganz schmal, welche die Sonnengluth inmitt des Wassers austrocknete. Diese verbanden dichtbewachsene Erdengen untereinander, trügerische blühende Wiesen, welche das Gras überwuchs und welche wie ein blüthengestickter Teppich die geile Sumpfflora überzog. Die Blüthen streben ans Tageslicht, die Wurzeln aber verschlingen sich zu einem lebenden Gewebe auf dem Spiegel des tiefen Wassers, daß auf diesen hängenden Brücken ein ortskundiger Jäger das ganze Moor der Kreuz und Quer abschreiten könne.

Eine Trauerweide da und dort zeigt auch an, wo der Boden dem Wasserspiegel gleich steht; aber mehr als das kann man nicht wissen. Auf die Frage, wo auf dem ungeheuren Heidelbeerterrain, zwischen dem menschenhohen Schilf der kleine Damm verborgen sein könne? vermochte keine Erfahrung Antwort zu geben.

Aber der Verstand, die Wissenschaft, sie vermochten zu antworten.

Djula's erste Sorge war, in der menschenleeren Gegend geschützte Hütten zu provisorischem Aufenthalt zu errichten, und dazu schien ihm die von seinem Vater erwähnte Heideninsel am gelegensten.

Das regelmäßige Viereck, welches diese Insel bildete, fiel unserem jungen Gelehrten gleich beim ersten Anblick auf. Was konnte das sein? Ohne Zweifel Menschenwerk. Vielleicht eine Dazische Wachtschanze oder eine Erdburg der Avaren? Dies heraus zu bekommen, war für ihn sehr wichtig. Denn war das Ganze eine Wachtstation der ehemaligen Dazier, der Sklaven Roms, der Vorahnen der jetzigen Rumänier

oder Walachen, dann ist nichts mehr zu erforschen. War das aber einst eine Kolonie der Avaren, der Gegner der Hunnen, dann müssen hier herum die Ruinen der Zirkelschanze sein, welche gleichzeitige Autoren so eingehend beschrieben, so sehr, daß man aus der Größe der Festung die Lage der Zirkelschanze berechnen konnte, deren Entfernung vom Zentralpunkte und deren Höhe.

Der junge Gelehrte begann an Seiten des viereckigen Terrains graben zu lassen; nach einigen Ellen Bloßlegung stießen seine Tagelöhner auf einen vergrabenen Baumknorrren, an dem noch die Spuren der Verkohlung sichtbar waren, und als sie diesen heraushoben, fand sich gleich daneben ein zweiter und ein dritter Pflock, und weiterhin eine ganze Reihe.

„Gefunden! Gefunden!“ stammelte in Freude der Jüngling, in solcher Freude, daß seine Arbeiter glaubten, er sei auf die Spur der Schätze des Darius gerathen; er aber griff hitzig zur Arbeit. Er nivellirte, kalkulirte wieder, maß, und andern Tages sagte er seinen Leuten, wer dahin und wer dorthin gehen solle

auf bezeichnete Punkte. Dort möchten sie zu graben beginnen, und fänden sie ähnliche in den Boden eingerammte Pflöcke, so möchten sie eilen, ihm das zu wissen zu lassen.

Am ersten Tage war alles Abmühen vergeblich. Die Leute legten nichts bloß, als Otternhöhlen; einige Otternjunge brachten sie auch lebend mit und wunderten sich ungeheuer, daß sich Junker Djula darüber nicht freue.

Andern Tages kam ein Mann athemlos daher, meldend, man habe verkohlte Säulen gefunden; nicht blos Eine, gleich eine ganze Reihe, und darunter noch eine zweite Reihe.

Djula eilte vor Freude zitternd nach dem Orte hin, und als er dort anlangte, zog er den Hut und blickte gegen Himmel. — „Warum mag der jetzt Gott Dank sagen?“ frugen sich die Arbeiter unter einander.

„Jetzt werde ich siegen,“ sagte er, den Schweiß sich von der Stirne trocknend. Ah, es war ein segensreicher Schweiß, welchen die Mühen des Verstandes heraus trieben. Wer glaubte es, daß man sogar von

der Archaeologie Nutzen ziehen könne? Die Bekannten lachten übrigens darüber, daß Djula Schatzgräber geworden sei.

Dann eilte Djula hinein nach Groß-Szölösch, und bestellte bei den dortigen Handwerkern eine Mühle mit vier Gängen, deren Bau er nach eigenem Plane angab. Jetzt erst recht lachten seine Bekannten über dies Unerhörte. Djula Fehér wird Müllermeister, er baut eine Mühle in den See und läßt sie durch Wind treiben.

In jener Stadt waren eben mehrere Kompagnien eines italienischen Regimentes stationirt, unter denen sich einige Bursche aus Istrien befanden. Sie suchte Djula auf, und mit dem Kommandanten sprechend, gelang es ihm, 40 derselben zur Arbeit zu gewinnen. Diese waren schon geübt in derlei Thätigkeit, vor der die dort wohnenden Magyaren blos sich am Kopfe kratzten, die Rußnaken jener Gegend aber geradezu in Verzweiflung fielen.

Mit diesen 40 Burschen machte sich Djula an die große Arbeit. Er selbst leitete dieselbe, maß die Breite

und Länge des Kanals aus, welcher den unter dem Moor versteckten Damm durchschneiden mußte, sowie das Bett des Wasserablaufs und dessen wahrscheinliche Kraft, und er betheiligte sich auch selbst an allen Mühen der Aufgabe. Dort war er bei seinen Arbeitern an den gefährlichsten Stellen, wohin man nur auf langen Brettern gelangen konnte, die man sich unter die Sohlen band, und in kurzer Zeit ließ er sich durch die Sonne derart bräunen, daß er sich selbst nicht würde wieder erkannt haben.

Die Leute der Umgegend lachten weiter. Djula Fehér fängt Blutegel und handelt mit Schlammbeißern. Aus Scherz schickte man ihm auch einen Blutegelhändler auf den Hals, daß er mit ihm auf ein paar Zentner Blutsauger kontrahiren möge.

Den jungen Mann beirrte all Das nicht. Er setzte die begonnene Arbeit fort, war gegen Herbst mit seinem Kanal fertig, durch den zum Staunen aller Welt lebendiges Wasser hinab zu fließen begann, und hier nun baute er die Mühle mit vier Gängen auf

und mahlte in ihr ein Mehl, wie man es im Komitate Bereg noch nicht gesehen hatte.

Jetzt erzählte man über ihn schon weniger Anekdoten. Das war wirklich ein lebensfähiger Gedanke. Die Mühle bleibt auch des Winters nicht stehen. Sie ersetzt die Unkosten und bringt sogar einen ärmlichen Gewinn, wenn es eben nur die Ambition des jungen Mannes war, sich selber Brot zu schaffen. Das hat er nun bereits. Freilich war es wahr, daß das Ding auch nicht viel mehr einbrachte, als das trockne Brot. Aber Djula war damit zufrieden. Er reichte mit sehr wenig aus und arbeitete sehr viel. Von den geringen Einnahmen mußte auch für die Frühlingsarbeiten was beiseite gelegt werden; ja auch seinem Vater was zukommen. Er selber aß oft von Tag zu Tag im strengsten Sinne des Wortes nichts als Brot und Speck. Wein stand nie auf seinem Tische und er ging in keinerlei Gesellschaft. All seine Ausgaben beschränkten sich auf nöthige Bücher und technische Instrumente.

Wie man sieht, war dieser Junker Djula der allerprosaischeste Mensch auf weiter Erde, und doch

— ich wage es vorher zu sagen, daß er der Held dieser Geschichte sein werde, den zu Ende Jedermann so lieben wird, wie ich ihn bereits liebe.

Es kam unterdeß der Frühling. Sobald das Schneewasser abrann, begann das Moor von Burjánosch ein Bild zu zeigen, daß jeder kristliche Mensch, der es erblickte, sofort von krampfhaftem Schluchzen befallen wurde. Ein weiter rothbrauner Raum zeigte sich ausgebreitet, auf dem keinerlei Gras noch Schilf grünte. Das während des ganzen Jahres abfließende Wasser flüchtete sich unter den Torf der Erdengen, und diese ragten nun eine Klafter hoch ausgetrocknet über die Sumpferde empor, von einer Torfschicht zur andern reichend. Das ganze Terrain von über 1000 Joch war mit vertrocknetem Wassermoos und vertrocknetem Farrenkraut bis zur Mannshöhe überwachsen, wo allerdings wohl Windhunde und siebenköpfige Drachen hausen konnten, so viel ihrer beliebten.

Die Gutsherrschaften der Umgegend waren empört. Dieser Djula gründete ein Wolfsvermehrungs-Institut, er nimmt Drachen und Schlangen in Kost. Auf

sieben Meilen im Umkreise von Burjànosch konnte man weder Ochsen noch Pferde auf die Weide treiben, denn all diese holen sich die langbärtigen Wölfe von Burjànosch. Der zahlreichen Füchse wegen aber, die dort gezüchtet werden, könne man kein Federvieh halten in dreien der Komitate. Es wird ein Gotteswunder sein, wächst nicht auch noch da drin der Vogel Greif!

Der Lärm war so groß, daß nicht minder der alte Fehér selber erschrocken zu seinem Sohne reiste; und er schüttelte sehr den Kopf, als er diesen so häßlich entstellten Rumpf sah. Bevor er dahin gelangte, sah er wenigstens funfzig Schildkröten über den Weg kriechen.

„Lieber Sohn, was wird jetzt aus all Dem? Das ist nun gänzlich verdorben. Bisher war doch wenigstens etwas da; es war ein Sumpf, man konnte darin Rohr schneiden und jagen. Doch jetzt ist es schon vollkommen Teufelshorst und dessen Terrain nicht mal zu beschreiten. Ich zweifle nicht, daß auch Salamander da sein dürften unter diesem dunklen Schilflabyrinth.“

„Das kann möglich sein,“ erwiderte Djula lachend, „doch vom St. Georgstage an, im April, ist jedem Thiere, das sich regen kann, die Miethe gekündigt.“

„Aber wer Teufel jagt sie heraus?“

„Nun, wir zünden ihnen das Dach über dem Kopf an, und was sich nicht weiter schleppt, verbrennt drinnen.“

Der alte Feher beugte den Kopf zur Seite und sagte, daß er daran nicht gedacht habe.

Djula zog dann vorher Schutzgräben, einige hundert Schritt von der Mühle ab, gleichfalls auch um die viereckige Insel herum; diese mußte man vor'm Feuer behüten, und dann steckte das ganze Torfmoor rings herum auf einmal in Brand.

Wochen-, ja monatelang dauerte der Brand des Sumpfes. Nachts war es ein herrlicher Anblick, wie die unter Torf sich durchfressende Flamme mit rosafarbigem Glanze den ganzen Boden weithin bedeckte. Das knisternde Schilf bildete ein Gluthmeer, in dem die feuchteren Bühle, gleich braunrothen Inseln, schwankend zu schwimmen schienen, und aus ihren

Mitten erhoben sich, wie feenhafte Bäume, belaubte Rauchsäulen, sich hoch emporstreckend, mit abfallenden Feuerfrüchten. Als dann die Luft über dem Sumpfe allmälig bis zum glühenden Aether sich erhitzte, da umarmten sich Wirbelwinde auf dem Spiegel der Lohe, brennende Feuerkrater bildend, welche rasch auf und ab wirbelnd umhertanzten auf dieser höllischen Tenne. Die einen waren wie eine beschwingte Spindel, deren Spitze die feurige Fläche berührte; die anderen wieder wie eine mit der Spitze nach unten stehende Pyramide, deren breite Grundfläche sich in den schwarzen Wolken verlor. Jede Nacht konnte man diese Feuertänze sehen, wie sie sich von einem Rande des Sumpfes zum andern drehten, und dort verloren sie sich in Nichts, als sie die kahle Erde berührten.

Zu solcher Zeit Nachts, wenn die Gluthsäulen am tollsten über dem flammenden Torfgrund dahintanzten, weckte Djula sein Gesinde und umschritt das ganze glühende Terrain. Her und dort ließen sich schwarze Striche ersehen, welche tief hinein sich zogen in flammendrothe Wiesen. Diese verriethen feuchte Kühle, da

deren nasse Wurzelfasern den Flammen widerstanden, und die, während ringsum und unter ihnen Alles zu Asche verkohlte, dem Lohen trotzten.

Der kühne Jüngling suchte an der Spitze seiner Arbeiter diese dunklen Striche auf; er drang auf ihnen hinein in die Mitte des Gluthmeeres, er schritt dort über diese schwankenden Bünken, durch deren Oeffnungen er unter seinen Füßen hinein in klaftertiefe glühende Torflager blicken konnte, und er half die feuchten Bühle zerstören, welche die Ausbreitung der Flammen hemmten. Sein Vater sah ihn, laut jammernd, bei dieser gefährlichen Arbeit, vermochte ihn aber nicht zurückzuhalten. Der Jüngling nahm alles Das für Scherz. Mit Vorsicht konnte man das ganze Feuermeer durchschreiten, denn das wird erst nach Monaten völlig einstürzen. Eben deshalb mußte man aber sorgen, daß Alles überall gleichmäßig zu Asche werde und nicht verkohlt zurück bleibe, denn das nützt dem Boden nichts.

Je mehr sich das Feuer ausbreitete, um so lauter begann das böse Konzert zu werden, welches auf der

viereckigen Insel entstand. Anfangs sprach nur ein einzelnes Wolfsgebrülle oder ein gezogener Otternruf mit hinein in das Flammengeprassel, jenachdem das vom Neste aufgeschreckte Wild vor dem Feuer sich nach der höher gelegenen Insel rettete. Als jedoch die ringsherum sich ausbreitende Flamme von Tag zu Tag den Kreis enger schloß, welcher den drin gefangenen Wildthieren zum Asyl diente, und als die Wölfe, die Füchse, die Fischottern und die Luchse vergeblich umhergaloppirten an dem ringsum rauchenden Strande, welcher sich immer mehr zusammenzog, da begann ein höllisches Gelärm und ein Gebrüll sich hören zu lassen aus der Gegend der Insel, bei deren Lautwerdung der alte Feher sich also aussprach:

„Wie schade, daß so viel schönes Wild ohne Büchsenschuß zu Grunde geht."

„Warten wir es nur ab," tröstete Djula, „nach einer Woche wird es uns schon entgegenkommen."

Der alte Herr verstand die Profezeiung nicht. Djula aber vertröstete stetig darauf, das Gesinde solle

sich nur neben dem Mühlendamm auf Anstand stellen, es werde bald was da sein.

Das war natürlich. Als die bedrängten Wildthiere merkten, daß sie das Feuer auf immer engeren Kreis einschließe, hielten sie es nicht für sicher, auf der Insel zu bleiben, sondern zuerst einzeln, dann rudelweise retteten sie sich durch den Wassergraben hindurch, welcher der einzig freie Weg mitten durch das Gluthmeer war. Dieser aber führte sie vorbei unter den Fenstern der Mühle, wo sie durch sichere Schüsse von Jägerhand unbarmherzig niedergestreckt wurden.

Für den alten Fehér begannen jetzt erst die Wonnetage. An einem Tage schoß er mehr Wölfe und Fischottern vor seinen Füßen nieder, als vordem während einer ganzen Treibjagd, und seine Freude war unaussprechlich, als auch ein gieriger Luchs ihm vor den Lauf kam. Schließlich blieb gar kein Wild mehr auf der Insel, jeder Schrei verhallte, nur das pfeifende Geheul der Schildkröten ließ sich noch manchmal Nachts vernehmen, diese verbrannten dort — und zwar war es nicht schade um sie.

Das Verglimmen und Aschewerden dauerte bis Mitte des Sommers hin. Dann aber verblieb an Stelle des früheren Sumpfes ein graubraunes Terrain, in dessen Zentrum eine mit grünen Bäumen bewachsene Insel sichtbar war, und welches ein kleiner Bach durchschnitt, eben derjenige, welcher früher den großen Sumpf verursacht hatte, und der jetzt reichlich mit Quellenwasser die ganze Gegend versah.

Djula miethete Arbeiter, denn er hatte weder Rinderknechte, noch Rinder, ließ das abgebrannte Terrain umhacken, es zum Herbst mit Korn und Raps besäen, und hatte anderen Jahres solch eine Fechsung auf der Bre des humusreichen Bodens, daß man ihm für das wüste Gut 100,000 Gulden antrug.

Natürlich verkaufte er es Niemandem, sondern mit dem Erlöse der Fechsung brachte er seine Wirthschaft in Ordnung, baute ein Haus auf das Emporium der kleinen Insel, bepflanzte seinen ganzen Besitz mit Bäumen, und von da ab lachte Niemand mehr über ihn.

Nach Verlauf zweier Jahre konnte man das Moor

von Burjánosch nicht wieder erkennen. Reiche Wiesen, blüthenduftende Rapsfelder breiten sich ringsum aus, eingesäumt von schlanken Pappeln. Die Ufer der Theiß bedecken junge Weidenwäldchen. Die kleine Insel ist umgeben von Obstbäumen, auf ihr steht ein geschmackvolles Herrenhaus, von dem aus man auf erhöhtem Hügel in weite Ferne blicken kann. Auf regulirten Wegen heimst fettes Zugvieh die eben gefällte Mahd ein. Auf den Wiesen stehen grüne Schober nebeneinander in langer Reihe, auf feuchteren Wiesen Gruppen weidender Kühe. Ueberall Leben, Bewegung und reiche Fechsung. Und all Das schuf aus dem Nichts das Verständniß und die ausdauernde Kraft eines Jünglings.

Diese verwandelte Gegend ist die schönste Dichtung, und wer sie erdacht und sie zu verwirklichen wußte, ist das poesiereichste Gemüth gewesen.

Der alte Fehér wohnt jetzt dort bei seinem Sohne und beginnt einzusehen, daß die Wissenschaft auch zu sonst noch was werth ist, als dem Menschen blos zu einem Amte zu verhelfen. Auch die Spötter der Um-

gegend kommen jetzt zu Djula — um zu lernen, und sie sprechen, als hätten sie all Das sehr gut voraus gewußt, was er thun werde, und als wäre der junge Mann in den Tapfen ihres guten Rathes dahin gelangt, wo er jetzt steht.

Alle sagen, er sei ein guter Landwirth. Er versteht es, muthig dort auszugeben, wo es nöthig ist, und ökonomisch zu sein, wo das am Platze ist. Auf seinem Gute arbeiten Eisenmaschinen, die man damals noch sehr selten in Ungarn und Siebenbürgen kannte. Er zieht solche exotische Pflanzen, davon Andere bisher kaum reden gehört, und nichts geht bei ihm zu Grunde. Der alte Fehér behauptet, an der ganzen Wirthschaft fehle gar nichts mehr als — eine gute Hausfrau.

Djula pflegte auf solche Bemerkungen nichts zu antworten.

Solch ein berechnender, praktischer Mensch äußert sich nicht so leicht offenherzig, geht nicht gleich auf den Vogelleim.

Solch ein Jüngling, der Chemie, Mechanik, Poly-

technik absolvirt, der das Nivelliren gelernt, die Geologie, das Pondus specificum, die Lehre der Vis centrifuga und centripeta, er weiß das Alles gewiß auch bei Heiraths-Angelegenheiten anzuwenden. Der vermählt sich gewiß früher nicht, bevor er nicht die Mitgift der Erwählten mit ihren Ansprüchen verglich, und bevor er nicht ein günstiges Gleichgewicht zwischen den Aktiven und Passiven herausbrachte, das zu Erhoffende berechnete, und seine materielle Situation nach ihrer Skala bemaß; denn solche praktische Leute poetisiren nicht, sie schwärmen nicht, sie werden nicht verliebt, sondern sie kalkuliren und messen blos.

Mit Einem Worte, an Djula verblieb der Spott-Name „praktischer Mensch". Er konnte ihn als Ehrenbezeugung nehmen, oder als was anders, wie es ihm beliebte.

Im folgenden Jahre brachte er seine Bekannten in noch größeres Erstaunen. Im Spätherbste, als eine Pause in den Feldarbeiten eintrat, machte er einen Ausflug auf seinen Theilbesitz nach Warbo, und kam von dort zwei ganze Monate nicht zurück.

Was konnte er da machen, was hatte er vor? Das herauszufinden war sehr schwer.

Das Gut zu Warbo war wo möglich mit noch mehr romantischen Schönheiten gesegnet, als die einstige Wildniß zu Burjánosch. Auch das war übrigens eine ähnlich vermaledeite Gegend, nur von anderem Karakter. Eingepfercht zwischen hohen Felsklüften, eine Gegend öder Buchen- und Fichtenwaldung, welche, ausgenommen die rasenden Stürme, schwerlich sonst was seit Erschaffung der Welt durchwühlt hatte.

Von den steilen Felswänden stürzte der Gebirgsbach herunter, sich ein tiefes Bett im Felsgestein grabend, welches hie und da durch die Dichtheit des Baumschlages völlig gedeckt wurde. In dem undurchdringlichen Gestrüpp fand nur gerade noch der Wildpfau gehörigen Platz, seinen Tanz auszuführen; ja, würde man sich hineinwagen dürfen, so ist zu glauben, daß man sogar Auerochsen auftreiben könnte; Bären dagegen schießt man hier in jedem Jahre zwei oder drei, aber blos jene, welche sich am Gebirgsfuße in die Nähe der Pottaschen-Brennereihütten wagen.

Was konnte Djula Fehér an diesem widerlich romantischen Orte Monate hindurch treiben? Das war für jeden Menschen mit klarem gesunden Verstande unbegreiflich. Will er Forellen im Gebirgsbache züchten? Oder gräbt er Wolfsgruben? Er will doch nicht etwa die Gebirggipfel applaniren?

Die Dienstleute, die er mit sich genommen, erzählen, daß er auch dort sein sonderbares Leben fortsetze. An verschiedenen Punkten des Gebirges erbaue er sich Baracken, in welchen er Nachts einkehrt, ermüdet von langem Umherirren. Manchmal zerren ihn die Wölfe beinahe daraus hervor, die ganze Nacht seine Hütte umheulend.

Früh am Morgen nimmt er wieder das Gebirg auf den Rücken, hängt sich die Doppelbüchse auf die Schulter, dazu die Waidtasche, faßt einen eisenbeschlagenen Stock in die Hand, an dessen Knopf sich ein Hammer befindet; und kehrt er Abends heim, so ist die Waidtasche voll von — es denke Niemand, etwa voll von Kaiservögeln oder Auerhahnen, sondern

voll von — kleingehackten Steinen, welche er auf dem Wege aufgelesen, und die er dann daheim sortirt.

Den ganzen Tag beklopft und behämmert er den Berg nach allen Richtungen hin, kerbt Zeichen in die Bäume, treibt Pfähle in den Boden, zeichnet Landkarten, kalkulirt, zündet Feuer an, bäht Steine, gräbt, schneidet, bohrt, schnitzelt; es ist unmöglich, daß Der nicht verrückt sein sollte!

Dann nimmt er Taglöhner an, läßt an irgend einem Punkte ungeheuere Gruben durch sie graben, diese läßt er wieder zudecken und geht weiter. Ohne absehbaren Grund noch Ziel läßt er ganze Höhlen ins Gebirge machen. Mit mancher dieser Höhlen ist er zufrieden, mit anderen nicht. Ohnlängst fand er in einem Winkel der Pottaschenbrennerei allerlei braune, rothe und veilchenfarbige Steine, da war des Fragens kein Ende: wie diese dahin gerathen seien? Natürlich konnte der Brenner nichts antworten, als daß sie ihm der Wassersturz zugeführt habe. Aber woher? Dieser Frage wegen mußte wieder ein Rusniakischer Bauer den ganzen Berg durchkriechen und

das Bett des Wassersturzes durchstöbern und durchgraben.

Plötzlich dann, als Schnee fiel, füllte Djula die Wagentruhe voll mit den kunterbunt zusammengelesenen Steinen, und befahl, bis zum Frühjahre an nichts zu rühren, was er dort gegraben oder abgesteckt habe. Aber wer hätte auch solchen Gedanken!

Hierauf ging er direkt nach Pest, von dort nach Raab und Wien; zuletzt schrieb er von Wien an seinen guten Vater folgenden lakonischen Brief: „Lieber Vater! In Folge Deiner gütigen Bevollmächtigung, wonach ich über unsere Güter verfügen kann, schloß ich heute einen Vertrag mit einer Aktien-Gesellschaft, wegen eines auf unserem Gute Warbo zu errichtenden Eisenhammers.“

Der alte Herr erschrak hierüber wirklich ernsthaft.

Das war schon mehr als Tollkühnheit! Djula verzettelte mit diesem Schritte das ganze Vermögen, welches er sich durch das Meisterstück auf Burjànosch erworben hatte; denn wer kann ihm voraussagen, was im Bauche der Erde wohnt? Der Alte wagte gar

nicht, darüber zu sprechen; denn jetzt werde ihn die Welt nicht mehr bedauern, sondern geradezu auslachen.

Und doch wird sie es erfahren müssen. Die Gesellschaft, welche sich auf Djula's Projekt hin konstituirte, gab 1000 Aktien zu 500 Gulden das Stück aus, deren Hälfte Djula sich selbst behielt. Zehn von hundert war die erste Einzahlung. Damit machte man rasch Vorarbeiten zur Eröffnung des Schachts, zur Errichtung der Schmelze und des Hammers. Jeder Mund war bereit, in ein Lachen auszubrechen. Jedermann glaubte sicher, es komme nicht zur zweiten Einzahlung, denn bis dahin stoben gewiß schon die Aktionäre auseinander, ihre erstmaligen Gelder dreingebend. Und in der That kam es auch gar nicht zur zweiten Rateneinzahlung; denn das eröffnete Bergwerk machte sich schon im ersten Jahre so reich bezahlt, daß über die Kosten hinaus den Aktionären eine zwölfprozentige Dividende verblieb.

Nunmehr beeilte sich Jedermann, die Hände zusammenzuschlagen und zu sagen, dieser Djula sei denn doch ein entsetzlich glücklicher Mensch! Und es war

doch kein entsetzliches Glück, sondern ein wenig bescheidene Wissenschaft. Djula hatte dadurch seine Familie wieder reich gemacht. Der Eisenhammer war eine flüssigere Geldquelle, als jeglicher Gutsbesitz; diesen konnte kein Hagel treffen, diesem schadete schlechter Markt nicht. Eisen hat stets Absatz.

Djula Fehér begann ringsum auf dem Lande sich zu jenem angenehmen Ruf zu erheben, er sei, was man so sagt, eine gute Partie.

Bekanntlich versteht man darunter eine gute Partie für heiratsfähige Mädchen. Neben seiner Jugend durch seine Selbstkraft, durch seine kühnen Berechnungen, und seine strenge Ausdauer, durch welche er es zu Vermögen brachte, und seiner halb ruinirten Familie aufhalf. Freilich ist er daneben etwas Sonderling, was ihn aber nur um so interessanter erscheinen läßt. Kein Wunder, daß man viel darüber sprach, wen er wohl heimholen werde?

Der alte Fehér liebte es selber, zu plaudern über dies Thema in den Kasino's zu Klausenburg und Großwardein, da er, seit er unter Vormundschaft seines

Sohnes gerathen, nichts sonst zu thun hatte, als in den Kasino's zu sitzen.

Auf sein Geschwätz weiter kombinirend, konnte man eine Meinung über Djula's Absichten sich zusammenbauen.

Der eine sagte, ein solch spekulativer, berechnender Mensch, wie dieser Djula, der zu sagen weiß, wieviel Nährstoff in jedem Zentner Rüben ist, und wieviel im Heue, wird sicherlich auch aus Berechnung heirathen, und wie vor ihm die im Bauche der Gebirge versteckten Erze nicht sicher sind, so ähnlich weiß er heraus zu kalkuliren auch die Mitgift seiner künftigen Braut, welche noch in der Truhe ihrer Väter oder Großväter ruht.

Der Andere behauptete: Nein! Djula sei kein solcher Mensch; er schaut nicht auf Geld und großes Gut; er werde vielmehr ein solches Mädchen sich aussuchen, welche eine gute Hausfrau ist, das die Hauswirthschaft versteht, ökonomisch, vorsorglich ist — sei es daneben auch gar nicht so sehr schön, damit man sich um sie nicht zu fürchten brauche. Denn Eifer-

sucht ist ein zu großes Hinderniß bei vieler Arbeitsamkeit, und für einen sich eifrig den Geschäften ergebenden Menschen, der oftmals gezwungen zum Reisen und selten daheim ist.

Andere wieder nahmen von ihm an, er suche eine gelehrte Frau, eine, die Geognosie und Trigonometrie studirte, die ihm beim Nivelliren, beim Bodendurchstöbern helfen könne, die zeichnen kann, welche entsetzliche Aequatien und Logarithmen auszurechnen vermag, und über alle Tage Handelsbücher führt.

Welche etwas Besseres von ihm meinen wollten, denen schien es, es sei Djula unmöglich, ein ungarisches Mädchen zur Frau zu nehmen, denn ein solches könne solcher Menschen Ideal nicht sein; er werde sich gewiß direkt aus England eine Engländerin bringen; drum hat er ja englisch gelernt, um mit einer solchen sprechen zu können. Erlangt er eine, früher oder später, werde er sich in einer Seestadt ansiedeln.

Die bösesten Zungen verläumdeten ihn eben damit, daß Der wahrlich keine Art von Frau nöthig habe, denn der bereitet sich zum Eremiten vor. Er arbeitet

ja von früh bis zum späten Abend, Der kommt gar nicht dazu, mit irgend was Frauenartigem sich in ein Gespräch einzulassen, welche Spezies er ohnehin für nichts weiter halte, als, in Reihe seiner landwirthschaftlichen und technischen Maschinen für eine unnütze Geldverzehrungsmaschine.

Djula blieb unmittheilsam. Er befreundete sich mit Niemandem, es zog ihn zu Niemandem unter seinen nächsten Bekannten, er mied die Kreise, wo man neugierig war, ihn kennen zu lernen, und war so klug, ihm angetragene Auszeichnungen von zweifelhafter Farbe nicht zu suchen.

Dagegen suchte er alte Freunde seines Vaters, welche dieser selbst schon fast vergessen hatte, auf; bescheidene Seelsorger, Herrschaftsbeamte, die seines Vaters Haus damals besuchten, als Der blos erst Komitatsgeschworner war, aber dann immer mehr von ihm wegblieben, jemehr er zu höherem Rang sich zu erheben begann. Es genirte die guten Leute, daß sie so tief unter ihm zurückblieben, und sie konnten an-

nehmen, sie thun ihm einen Gefallen, wenn sie ihm nicht beschwerlich fielen.

Diese freuten sich darüber, daß Djula nun so hübsch erwachsen. Sie wußten gewöhnlich nicht einmal, daß ihr gnädiger Freund, der alte Fehér, im Vermögen und Ansehen so sehr herabkommen sei, geschweige, daß sie ahnten, daß dies Vermögen und dies Ansehen der junge Fehér vervielfacht zurückgewonnen hatte. — Sie wußten von ihm nur, daß Djula geprüfter Geometer sei. Dies brachte ihn ihnen näher. Davon, daß Djula's Namen auch schon in den Journalen vorgekommen, hatte man nichts in Erfahrung gebracht. Es gab in jener Zeit in Ungarn noch so glückliche Familien, in die, außer den Modeblättern für die Fräuleins, noch kein anderes Blatt drang; die Familienväter interessirte Politik nicht, und ihretwegen konnte im Auslande oder im Inlande passiren, welch großes oder schreckliches Ereigniß immer. Sie wußten nichts davon. Derart fanden wir uns schon einmal mit Djula Fehér auf der silbernen Hochzeit meines Herrn Mathias Màlai; damals erkundigten

wir uns nicht einmal nach seinem Namen. Wir sahen ihn als bescheidenen, durch Nichts auffallenden Jüngling, der, kommt er auch nicht in Verwirrung, doch immerhin erröthet, wenn man zu ihm spricht. Wir waren Zeugen jener kleinen Szene zwischen ihm und der jungen Komtesse Cäcilie Schomody beim Pfänderauslösen, und wir hatten vielleicht unfreiwillig den Gedanken, daß diese beiden jungen Seelen sich in einander verlieben könnten.

Wahrlich, wir hatten Recht.

Alltägliche Leute schütteln hiezu den Kopf, und meinen: „eine glücklose Liebe, das!“

Was kann aus solcher Liebe werden? Wie könnten sie sich einander so weit nähern, eine reiche, aus mächtiger Familie stammende Komtesse, und der Sohn eines Landedelmanns, ein Jüngling, der nicht mal eine staatsmännische Zelebrität ist und im Vergleich mit seiner Angebeteten jedenfalls ein zu armer Bursche, um jemals jenes unermeßliche Meer der Vorurtheile durchschwimmen zu können, welches Beide verhindert, einander die Hände zu reichen?

In ähnlicher Frage konnte sich ein Adorjan von Borz leicht antworten: „Auch ich werde Graf!“ Es ist leicht, einen Titel zu erlangen, das koste nur Geld. Aufzutreten als kavalièrer Sieger, mit seinen auf irgend welche Weise gewonnenen hohen Verbindungen zu glänzen, all Das war ihm in sicherer Aussicht; und dachte er daran, daß Die, welche er liebte, Komtesse sei, so konnte er auch das sich zum Stolz anrechnen. Aber an Djula Fehér, der freiwillig, aus freiem Willen sich eine Laufbahn unter seinem Range gewählt hatte, der sehr gut wußte, daß seine Altersgenossen und Bekannte Scherz mit seinem arbeitsamen Leben trieben — an Djula Fehér haftete zurückstoßend der Name: Parvenu. Ein Mensch, der so lange den Demokraten spielt, bis er sich schließlich in eine gräfliche Familie hinauf drängt!

Sicherlich, er wird sein Geheimniß gar wohl bewahren, daß er verliebt sei, und wird trachten, sich nicht zu verrathen.

Diese stolzen Magnaten sollen ihn nicht durch Blicke der Geringschätzung zu Boden drücken; diese

kapriziösen Damen werden nicht über seine alberne Leidenschaft zu kichern haben, dem Zudringlichen bei jedem Schritte jene quälende Ueberlegenheit fühlen lassend, welche vornehme Erziehung, gewohntes Selbstvertrauen, ausgedehntere Weltanschauung den Gemüthern verleihen, und welche ihm stetig gleich einem Vorwurfe ins Antlitz blitzen würden die Frage: „mit uns willst Du dich vergleichen?“

Uebrigens — wer weiß — und wenn jene Magnaten etwa doch nicht so stolz, jene Damen nicht so launenhaft sind, als Romanschriftsteller sie schildern? und wenn es in der Welt sich sogar ereignen könnte, daß eine Dame glänzenden Namens sich wahrhaft in einen Mann glanzlosen Namens verliebte, und sich selber fragen würde: „vermöchte ich wohl, dem zu gleichen?

Nun, wir werden es sehen.

V.

Wie die Bekanntschaft entstand.

Die Türken halten Jeden für einen bemitleidenswerthen Menschen, welcher auf der Reise ist.

Zu den kleinen Annehmlichkeiten des Reisens gehört es auch, wenn man seinen Reisegefährten nicht kennt. Der Eine verkriecht sich dann in die eine Ecke, der Andere in die andere. Keiner weiß, was er zum Andern sprechen soll. Ob er ihn nicht beleidigt, wenn er ihn anspricht? Und in welcher Sprache man mit ihm reden soll? Ob man es mit einem freundlichen Menschen zu thun hat, oder mit einem groben?

Nun erst, wenn der Kondukteur Leuten unseres Schlages sagt: „Belieben Sie nur einzusteigen, in dem Wagen ist Niemand, als der Herr Graf!“

Djula Fehér mußte in einer dringlichen Sache von Füsesch-Djarmath nach Klausenburg in Siebenbürgen reisen, als ihm der Kondukteur mit diesen Worten in den Eilpostwagen hineinhalf.

Der biedere Jüngling kroch sehr behutsam in den Wagen, um nicht, ohne es zu wollen, zu erfahren, daß sein gnädiger Reisegefährte Leichdornen habe, und ob diese empfindlich seien? Dann zog er sich hübsch in die andere Ecke zurück und hatte Acht, damit sein Mantel nicht jenen des Anderen berühre; denn der seine war etwas kothig. Man reiste nämlich bis Djarmath durch ein Kothmeer.

Sein Reisegenosse, von dem ihm der Kondukteur eben gesagt hatte, daß er ein Graf sei, saß, gehüllt in seinen Mantel mit grauem Wolfspelzkragen, in der andern Ecke, die blaue Brille dem Ankommenden zuwendend.

„Er schaut mich in der That an,“ monologisirte

Djula und berathschlagte darüber, ob er den Fremden ansprechen sollte oder nicht?

Der Kutscher fuhr ab; der Wagen stieß und schwankte auf dem grundlosen Wege, die Brille des Grafen genirte den jungen Mann in Einem fort.

Der fand schließlich eben einen Gegenstand, über den man mit dem ihn stets anglotzenden Reisegefährten einen Diskurs anfangen konnte; nämlich auf einer Seite des Weges zeigten sich sehr gute, auf der andern sehr schlechte Saaten. Es dürfte interessant sein, darüber zu diskutiren, woher dieser Unterschied auf ein und demselben Boden komme? als ein gewisses Athmen ihn auf andere Ideen brachte. Der Herr Graf schlief und hatte nicht die geringste Absicht, seinen Reisegefährten stets anzuglotzen; das thaten blos die Augengläser.

Nach dieser Entdeckung machte es sich auch Djula bequem inmitten der Polsterung und schlief um die Wette mit dem Herrn Grafen.

Es war eine sehr schöne, warme, sehr zum Schlafen einladende Zeit. Nicht blos die beiden Reisenden da

drin im Wagen schliefen, sondern auch draußen der Kutscher auf dem Bocke und der Kondukteur.

Plötzlich träumte Djula, daß der unbekannte Graf mit jenen blauen Augen ihm um den Hals falle und daß dabei Beide von der Höhe eines Thurmes herabstürzten, wobei er unten blieb und der Graf auf ihm lag.

Als er hierauf erwachte, lag wirklich der Graf oben und er unter demselben; die Wagenfenster gegen den Himmel gekehrt, befand man sich im Graben.

Nunmehr war es unmöglich, einander nicht anzusprechen.

„Es scheint, wir warfen um?“ bemerkte der Graf.

„Und ich denke, wir sind in einen Graben gefallen, denn unter mir ist's sehr naß.“

„Dann trachten wir nur, rasch herauszukommen.“

Damit schlug der Graf die Wagenfenster ein und kroch durch sie hinaus, unterwegs Djula um Entschuldigung bittend, daß er mit beiden Füßen auf ihn trat, doch konnte es nicht anders sein. Dann flüchtete sich auch Djula hinaus und blickte um sich.

Die frommen Pferde, nachdem sie die Kutsche in den Graben geworfen, blieben stehen, und thaten daran sehr klug; denn sonst hätten sie den Kondukteur, der bewußtlos mit dem Schädel zwischen sie gefallen war, leicht zertreten können; während der Kutscher der in den Graben stürzte, jammerte, er habe sich das Bein gebrochen.

„Geschah Ihnen kein Malheur?“ frug der Graf den jungen Mann.

„Nichts.“

„Auch ich blieb heil und ganz. Sehen wir also, was den Andern fehlt.“

Den Kondukteur zog man unter den Pferden hervor und bespritzte ihm das Haupt mit Wasser, was aber nichts nützte.

„Man müßte ihm zur Ader lassen“, sagte Djula, am Arm des Kondukteur das Hemd zurückschiebend.

„Sind Sie Arzt oder Wundarzt?“

„Keins von beiden; doch versteh' ich mich d'rauf, hab's gelernt.“

„Und womit wollen Sie Ader schlagen? Haben Sie ein Instrument dazu?“

„Ja wohl; unlängst kaufte ich einen Schnäpper für Schafe. Der wird sich auch bei Dem anwenden lassen.“

Der Graf fand bei aller Fatalität der Situation doch diesen Einfall sehr humoristisch. Aber dem Kondukteur geschieht schon recht, warum schlief er ein.

Und die Operation ging glücklich; der Schafsschnäpper that seine Schuldigkeit, der Kondukteur kam zu sich und raffte sich auf.

„Nun sehen wir nach dem Kutscher.“

Der unterdeß schrie beständig weiter, er habe sich das Bein gebrochen, man möge ihn aus dem Graben ziehen. Der Graf erwiderte ihm, er möge nur dort in Frieden warten, denn der Schlamm thue seinem Beine besonders gut. Als man dann mit dem Kondukteur fertig war, zog man den Kutscher aus dem Kothe und legte ihn auf die Landstraße.

Es war ein origineller Anblick, mit welch ruhigem Flegma diese beiden Männer die Pflichten der Ambulanz übten, statt zu schimpfen und zu jammern.

„Welches Bein brachen Sie sich?“ frug Djula den jammernden Kutscher.

„Das rechte, gnädiger Herr!“ stöhnte dieser bitterlich. „Hier am Knöchel ist's entzwei.“

Djula griff mit kunstverständiger Hand nach dem Beine, von dem er mittels des Federmessers den Stiefel losgetrennt hatte.

„Das ist nicht gebrochen, Schwager, das ist blos verrenkt. Bitte, gnädiger Herr, haben Sie die Güte, fassen Sie den Burschen fest bei der Schulter an, während ich den Knochen wieder einrenke. Zwischen den Tarsusknöcheln sprang der Astragatus heraus und schlüpfte vom Os naviculare ab, und deshalb hat sich das Ligamentum talianticum schief geschraubt; sonst fehlt nichts.“

Der Graf dachte bei sich: „Das wird dennoch irgend ein Doktor sein.“

Jetzt plötzlich nahm Djula das schmerzhafte Bein und drückte mit einem Daumen den Knochen, der Kutscher brüllte entsetzlich auf, indem er mit dem andern Beine hoch die Luft hieb.

„Nun steh gleich auf!“

Der Mensch konnte sich wirklich auf die Fersen stellen.

„Es verbleibt Dir keinerlei Schaden, nur verhalte Dich ruhig. Setze Dich dort hin an den Rand, bis wir den Wagen aufgerichtet; wo ist denn die Hebemaschine?“

Der Graf und Djula spannten die Pferde vom umgeworfenen Wagen los, richteten dann die Hebeschraube unter diesen und brachten die Arche wieder auf die Sohlen. Dann setzten sie den kranken Kondukteur und den Kutscher hinein, sie seblst aber spannten die Pferde neuerdings vor und schwangen sich auf den Kutscherbock.

„Wahrscheinlich verstehe ich mich besser, als Sie, auf's Kutschiren,“ sagte der Graf, die Zügel in die Hand nehmend.

„Ich überlasse es Ihnen; obgleich auch ich es gewohnt bin, selber meine Pferde zu leiten, doch das sind sehr fromme Geschöpfe und blos ein Doppelgespann. Jedoch hier giebt's einen Fünferzug, damit hab' ich's allerdings noch nicht probirt.“

Der Graf bemerkte bei sich: „Vielleicht wird das doch ein Herrschaftsbeamter sein.“

„Mir passirt's nicht zum ersten Male,“ setzte der Graf hinzu, „daß ich umgeworfen werde, gerade auf diesem Wege; dennoch kann ich's nicht über mich bringen, wenn ich allein nach Pest reise, meine eigenen Pferde zu benutzen, da dies eine sehr unnütze Ausgabe ist und unter vier Pferden wenigstens Eins verdirbt.“

Djula dachte bei sich: „Hm, das muß ein sonderbarer Graf sein, der darauf sieht, welche Ausgabe unnütz ist, und seine Pferde bedauert.“

Der Graf kutschirte sehr geschickt; in ein paar Stunden erreichte man Großwardein. Dort harrte des Grafen eigener Wagen. Er bestieg denselben und fuhr weiter, während die Schnellpost Pferde, Kutscher und Kondukteur wechselte. Djula erfuhr nicht, wer sein Reisegefährte gewesen sei.

Einige Wochen darauf ging Djula ins Bad von Szèn. Er hatte sich soviel Geld und Zeit erspart, um sie nun für Renovirung seiner Gesundheit verwenden zu können. Er that's wirklich nur seiner Ge-

sundheit zu Liebe, denn ein gescheidter Mensch, der für seine Arbeit lebt, weiß sehr gut, daß die Gesundheit ein Kapital ist, man sie daher in gutem Zustande erhalten müsse.

Das Dorf Arpàs liegt eine Stunde entfernt vor jenem Badeorte; und als Djula an dies Dorf gelangte, stand es oben in hellen Flammen. Die ganze Straßenzeile brannte. Von allen Seiten erklangen Gebrüll und Angstrufe.

Djula sprang rasch vom Wagen und eilte nach dem Schauplatze des Unglücks, um, wenn möglich, zu helfen.

Als er vor die Kirche gelangte, sah er dort den größten Menschenhaufen bemüht, das heilige Gebäude zu retten. Auf dem Platze stand eine große Spritze, deren Stangen man unausgesetzt von zwei Seiten in Bewegung setzte. Auf der Spritze machte sich ein Mann in einer Sommerblouse bemerkbar, der dem Schlauche Richtung gab. Dies Antlitz, diese blaue Brille waren Djula bekannt. Es war sein gräflicher Reisegefährte.

Die Spritze mußte übrigens irgend einen Fehler haben; denn obgleich sie hoch genug den Strahl trug, so doch nicht beständig; sondern fortwährend stockte sie, was denn die ganze Operation des Löschens sehr störte.

„Was zum Teufel kann dieser Spritze fehlen?“ rief der Graf aus, vom erglühten Antlitze den Schweiß sich nicht abwischend, der dran herabfloß.

„Werde Dem gleich abhelfen, Herr Graf!“ sagte Djula, hineilend. „Das wird kein großes Uebel sein!“

„Ah, Sie sind es? machen Sie's, Gott segne Sie; denn Sie verstehen sich ja auf Alles.“

Damit, einander nicht einmal begrüßend — denn auf dem Platze eines brennenden Dorfes konnten sie sich doch nicht „Guten Tag“ wünschen, — schraubte man eine Seite der Maschine los. Djula erbat sich vom Grafen den einen seiner Handschuhe aus Hirschleder; diesen zerriß er und band einen Fetzen davon um die Schluß-Schraube der Wassermaschine, und von da ab schoß der Strahl fortwährend und ohne Unterbrechung aus dem Schlauche, trug auch höher, als

vordem. Gegen Abend gelang es, das Feuer zu löschen. Der Graf und Djula, gleichmäßig durchnäßt, berußt, ermüdet, trafen bei der letzten Brandstätte zusammen.

„Ich danke Ihnen sehr für die Hülfe,“ sagte der Graf, dem Jünglinge die Hand drückend. Er konnte sie drücken, sie war ebenso berußt, wie die seine. „Wie kamen Sie hierher?“

„Ich bin auf dem Wege nach dem Bade Szèn.“

„Ich aber komme von dort. Als ich das Ganze sah, ließ ich die Spritze bespannen und eilte hieher. Sie werden so gut sein, mich jetzt in Ihrem Wagen zurückzuführen, denn meine Pferde müssen noch hier bleiben, Wasser herbeizuschleppen.“

„Sehr gerne.“

„Ich aber werde Sie sehr gerne in meinem Hause zu Szèn sehen; ohnehin bekommen Sie jetzt dort schwer Quartier, denn Alles ist mit Beschlag belegt.“

„Sie verbinden mich sehr, Herr Graf.“

Die beiden Männer wuschen sich am Hause des Richters den Ruß ab und wechselten die Kleider.

„Die Badegäste könnten es leicht für Ostentation

nehmen, wenn wir so schmutzig und verbrannt nach Szèn hineinführen," sagte Djula, und diese Anschauung gefiel dem Grafen sehr, er theilte sie.

Der Richter dankte den Herren für die Hilfe, nur bedauernd, daß auch die Schule und Pastorswohnung abgebrannt seien.

Der Graf winkte auf einen Moment den Richter beiseite, als er gehen wollte, und übergab ihm heimlich 100 Gulden, sie unter den Beschädigten auszutheilen. Er that dies geheim, um seinen Reisegenossen nicht auch zu einer Kollekte zu zwingen.

„Ich danke, gnädigster Herr. Ich werde sofort die 200 Gulden zur Vertheilung bringen; denn jener andere gnädige Herr ist auch so gütig gewesen."

Daraus erfuhr denn der Graf, daß sein unbekannter Bekannter desselben Gedankens war, da er aus seinem Portefeuille gerade soviel genommen hatte, als hätten sie sich verabredet. — Das war also doch kein bloßer Maschinenbauer.

Als der Graf mit Djula auf das Bad zufuhr, trafen sie sich mit etwa zehn entgegenkommenden Wa-

gen und Kutschen, alle voll von Kavalieren. Auf manchem Gespann saßen gleich ihrer sechs. Und alle trachteten in rasender Eile nach dem Unglücksort zu gelangen. — Der Graf bat Djula sehr, nichts zu antworten auf all Das, was man etwa fragen werde.

„Das sind nichtsnutzige Renommisten, die vorher sich nicht aus ihren Löchern rührten, während das Unglück noch drohte; jetzt aber, nachdem sie sehen, wie schön die Gefahr vorüber ist, eilen sie spornstreichs hin, werden ungeheuer lärmen, und nach einer Stunde schrecklich rußig und besudelt nach dem Bade zurückkommen, wie Leute, die einen Aetna löschten. Hören Sie nur morgen an, welch eine Deklamation es vor den Damen auf der Promenade geben wird, wieviel Jeder an lebenden Kindern aus den brennenden Stätten herausgetragen habe, wie er den flammenden Thurm hinaufgekrochen sei, und welche ganze Straßen er durch seine Geistesgegenwart rettete.“

Djula erfrug vom Grafen den Namen eines jeden der Entgegenkommenden, und notirte ihn sich in's Taschenbuch. „Was wollen Sie damit?“

„Ich beabsichtige eine kleine Bosheit. Morgen gehe ich der Reihe nach zu diesen wackeren Herren, die heute so viele Theilnahme für ihre unglücklichen Nebenmenschen zeigen, und kollektire bei ihnen für die Abgebrannten.“

Der Graf lachte über den Einfall.

„Nicht schlecht. Für einen Scherz wäre das sehr gut; — wollen Sie amüsante Gesichter sammeln für ein Karrikaturenalbum, dann führt Sie das an's Ziel. Aber wenn Sie Geld sammeln wollen für die Abgebrannten, dann um so weniger. Einen fangen Sie vielleicht, die Andern sind nicht zu sprechen, oder lassen sich auf's Handeln ein, und unterschreiben Pfennige. Da habe ich eine viel bessere Idee. Wir geben ein Konzert zu Gunsten der Abgebrannten.“

„Das ist ein praktischer Gedanke.“

„Wir machen unerhört hohe Preise. Je höher das Entree, um so mehr werden sich die Leute drum reißen, Plätze zu bekommen, damit Jedermann derart seine Noblesse beweisen könne. Auf dem Wege läßt sich eine namhafte Summe eintreiben, die sonst keiner=

lei Schönredereien herauszulocken vermöchte aus den Taschen dieser Leute."

„Das ist wahr. Doch woher nehmen wir die Künstler zu dem Konzerte?"

„Ah, das ist das Geringste. Die lassen sich aus uns zusammenstellen. Können Sie singen, können Sie deklamiren?"

„Hab' noch keines von Beiden probirt; aber ich denke, wenn ich will, kann ich's."

„Nun, das ist gleich Eins. Ich habe eine Tochter, die hübsch singt; dann eine Stieftochter, die Klavier spielt. Die Leute werden neugierig sein, zu erfahren, wie die Komtessen singen und das Piano spielen. Und wie immer sie dann sangen und spielten, soviel ist sicher, man wird sie schlecht machen; doch was thut's?"

„Werden sich die Komtessen nicht davor entsetzen?"

„O nein. Die Eine thut's aus gutem Herzen, die Andere aus Eitelkeit. Ich kenne sie. Und dann gehorchen mir alle Beide."

Der Graf sagte dies Letztere mit solcher Selbstzufriedenheit. Ein Graf, dessen Töchter seinen Worten gehorchen!

Beide Männer begannen bereits es sehr zeitgemäß zu finden, einander zu fragen: „nachdem wir in solche Verbindungen getreten, so wäre es vielleicht gut, sich gegenseitig zu fragen, wie Jeder von uns heißt?“ Jedoch, jeder dachte, er werde andern Morgens im Bade schon einen Menschen treffen, den man fragen könne: „wer ist dieser, mein guter Freund, mit dem ich schon lang in Bekanntschaft stehe, ohne daß ich seinen Namen weiß?“ Und je mehr sie diese Frage hinausschoben, in um so vertrauensvolleres Gespräch geriethen sie, um so unvorstellbarer, ungeschickter erschien es ihnen, damit die Unterhaltung zu unterbrechen: „aber ich weiß noch immer nicht, wer Sie sind?“

Das konnten sie sich wechselseitig absehen, daß sie der Gesellschaft angehörten. Djula konnte am Grafen wahrnehmen, daß das ein kluger, freisinniger, vorurtheilsfreier Mensch sei, der es zwar liebt, ein Edelmann zu sein, aber auch einem Andern erlaubt, dasselbe zu sein, und der, weil er selbst stolz ist, von Andern nicht Unterwürfigkeit verlangt. Er verlangt zwar, daß ihn Jedermann als Graf respektire, dann geht

aber auch er mit Jedermann um, als wäre das gleichfalls ein Graf. Seinestheils konnte er von Djula nicht minder entnehmen, daß das kein Industrieritter sei. Anderes Genre braucht der Mensch aber nicht zu vermeiden, noch es zu bereuen, lud man durch voreiliges Wort einen Fremden zu sich in's Haus.

Djula dachte daher, er werde schon im Hause des Grafen sich als den vorstellen, der er ist.

Bald darnach erreichten sie den Badeort. Der Graf gab an, nach welcher Richtung zu fahren sei. Am Ende der Promenade stand ein kleines schmuckes Sommerhaus, das Eigenthum des Grafen; denn, wie er sagte, pflegte er immer hier den Sommer zu verbringen; er gehe nicht nach dem Auslande. Vielmehr redet er auch anderen Personen zu, den Ruf der heimathlichen Lustorte zu erhöhen. Wisse man schon durchaus sonst nichts zu machen, so lerne man wenigstens sich zu amüsiren aus Patriotismus.

Djula's Wagen bog ein in den schmucken kleinen Hof, dessen Mittelpunkt ein eben voll erblühender

Tulpenbaum einnahm. Djula lobte die Tilipifara, und der Graf bemerkte, er habe den exotischen Baum selber gezogen, und zwar aus dem Samen. Der Graf mußte ein alter Gärtner sein.

Der Graf wollte den Gast zuerst nach seiner Stube führen, damit er Toilette mache und er ihn dann den Damen präsentiren könne; denn man weiß, wie eitel Männer sind. Jedoch der Zufall vereitelte diesen guten Vorsatz der Schicklichkeit. Denn sobald sie unter die Veranda traten, öffnete sich die Saalthüre, und die beiden Komtessen, welche das Wagengerassel aufmerksam gemacht hatte, eilten dem Grafen entgegen.

In diesem Momente erblickte der Graf drei verschiedenartig überraschte Gesichter vor sich; die seiner Töchter und das Djula's. Alle drei schauten erstaunt einander an; bis endlich die ältere Komtesse gemüthlich die eine Hand Djula darreichte, die andre ihrem Vater, und beide herzlich drückend, mit unverhüllter Freude sagte:

„Grüß' Gott! Das ist in der That Ueberraschung. Woher kennst Du unseren jungen Freund?"

„Euern jungen Freund?“ fragte erstaunt der Graf.

„Nun ja, Djula Fehér, von dem wir so oft gesprochen.“

Jetzt kehrten sich die beiden Männer einander zu; jetzt wußte ein Jeder, wer der Andere sei. Djula schätzte schon lange den Grafen Schomody als berühmten wackeren Patrioten; vielleicht kam ihm auch sonst noch bei dem Namen eine Erinnerung.

„Wirklich, wir sprachen vielmal von Ihnen,“ sagte der Graf. Mehr sagte er nicht. Doch schon das war genug. „Jetzt kommen Sie denn, damit ich Sie meiner Frau vorstelle. Sie sind auch so schon gut — Sie sind ja ohnehin bei uns daheim.“

Bei uns daheim?

Die Gräfin war nicht in der Stube; man sagte, sie sei im Garten, Hortensien umzupflanzen, was Sie nie dem Gärtner anvertraut. Sie pflegt selbe stets eigenhändig. Es sind ihre Lieblingsblumen.

„Dann gehen wir ihr nach,“ sagte der Graf,

und Djula unter'm Arm fassend, führte er ihn nach dem Garten. Dort stellte er ihn der Gräfin vor, der er nicht einmal die Hand küssen konnte, denn der Dame Handschuhe waren voll schwarzer Hortensia-erde. Die Gräfin empfing den Gast übrigens sehr freundlich, gestattete ihm sogar, ihr bei Umpflanzung ihrer Lieblingsblumen behilflich zu sein, bei dieser Dame eine unerhörte Huld gegen den Jüngling, der gerade erst vom Himmel hier hinein geschneit war.

Die ganze Familie empfing ihn wie einen alten Bekannten. Serena wußte ihm so Schönes von den Stunden ihres ersten Zusammentreffens zu sagen, und ihre schweigende Schwester wußte dazu so hübsch zu erröthen.

Ein minder starker Mensch als Djula hätte sich in dieser ersten Stunde gleich zu Tode verliebt in die ganze gräfliche Familie, beginnend von deren Stamm-halter bis zu deren jüngster Blüthe. Djula war unglücklich genug, oder sagen wir, so glücklich, den Verstand vor dem Herzen sprechen zu lassen.

Wie schön auch immer die Sonne die Erde an-

lächelt, trotzdem bleibt die eine doch Sonne, die andere Erde, und welch ein Raum ist zwischen beiden! Diesen in Zahlen auszudrücken vermochten die Astronomen bisher noch nicht.

Tollhäuslerwirthschaft.

Humoristischer Roman

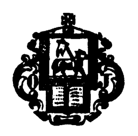
von

Maurus Jókai.

Nach der zweiten Ausgabe des Originals aus dem Ungarischen
übersetzt
von
einem Landsmanne und Jugendfreunde des Dichters.

Zweiter Band.

2



Berlin, 1873.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

VI.

Das Konzert im Bade.

Abends verschlugen sich noch einige junge wackere Herren in das Haus des Grafen Schomody. Der eine war ein Graf Aladar Hàlomi, ein netter junger Mann, ein Jüngling mit blondem Vollbarte und einschmeichelnden Manieren. Und dann ein Grundbesitzer aus dem Banate, Szilàrd Rajtschowitsch, obgleich kein Magnat, doch zur Magnatenzahl zu rechnen. Seine starken, schwarzen Augenbrauen, sein dichter Bart, sein olivenfarbiger Teint bewiesen seine serbische Abstammung. Uebrigens wußte Jedermann von ihm, daß er wüthender Magyare war, „ultraer" als alle

Ultras, der sogar sich selbst opponirte, und so freisinnig, daß, wenn man ihm gesagt hätte: komm Kamerad, gehen wir barfuß, geben wir die Stiefel an Jene hin, die keine haben, wir aber, gehen wir Holz zu fällen und zu häufeln! — er wahrlich hätte es gethan. Und trotzdem war er aristokratischer als der Kaiser von China.

Mit diesen zusammen kochten der Graf und die Komtessen hübsch den Plan aus, wie man das Wohlthätigkeitskonzert arrangiren könne. Die Komtessen legten auch mit vollster Bereitwilligkeit Proben am Piano ab, ihre Fähigkeiten im Spiel und Gesang zu beweisen. Dann zogen sich die Damen in ihre Gemächer zurück, die Männer aber in die Rauchstube, und setzten dort die Diskussion fort.

„Mein Freund," sagte Rajtschowitsch zu Schomody, „weiß der Himmel, das Konzert ist immerhin ein schöner Gedanke; thut's noth, so tret' auch ich drin auf und blase auf der Schafhirtenflöte; doch mich genirt es sehr, daß wir hier von dem maulaffenden Publikum Etwas erbetteln sollen, da, wenn wir unser

Vier, Fünf zusammentreten, wir aus eigener Tasche diese Summe auswerfen können, welche wir hier von hunderten von Personen zusammenzuflehen hätten. Weiß der Kuckuk, ich kann nicht mal für Andere was bitten, lieber gebe ich mein eigenes Hemd her. Wieviel braucht's für jene abgebrannte Kirche?"

„Das ist hier nicht die Frage," erwiderte der Graf, hübsch still den jungen Grundbesitzer bis an's Ende anhörend, der während seiner kurzen Rede sich auf das Sofa setzte und wieder aufsprang. „Ich weiß sicher, daß unsere Enkel uns ein paar tausend Gulden wegen nicht beweinen würden; doch davon ist hier nicht die Rede. Unsere Rolle hat sich gewaltig geändert. Entweder Ihr bemerkt es oder Ihr bemerkt es nicht, soviel ist sicher, daß wir, die man Grundherren nennt, nicht mehr die Herren dieses Volkes sind, doch können wir noch seine guten Freunde bleiben. Vordem war das Verhältniß zwischen uns also, daß der Bauer unseren Boden bebaute und unser Korn schnitt. Wir zahlten mit Zehnten von Wein und Korn zurück, und wenn es dagegen Krieg gab,

so kämpften wir, trugen die offiziellen Lasten und wenn irgendwo Gefahr entstand, half Jeder seinen eigenen Leuten, und wendete sich nicht an den Nachbar. Das wird jetzt und von nun an anders. Ich habe vor zwei Jahren durch Ablösung meine Unterthanen frei gemacht; seit zehn Jahren kämpfte ich für gemeinsame Besteuerung, gleiche Lasten; und ich hoffe im nächsten Jahrzehend mit Gott die Zeit gekommen, in der es keinen Unterschied zwischen uns und den Unterthanen geben wird, als höchstens die Kleidung. Und auch noch dieser Jenen zum Vortheile.

„Wieso?"

„Weil sie komfortabler, wohlfeiler und dauerhafter ist, als die unsere. Wer unter den Herren Grundbesitzern diesen Wink des Schicksals nicht sehen will, der wird nach zehn Jahren ärmer als der letzte Bauer sein, und Niemand wird ihn bedauern, sondern Jedermann wird über den Unglücklichen lachen, der trotz Besitz von einigen Tausend Morgen Land bankerott wurde. Ihr nehmt die Idee der Gleichheit blos als neuen schmucken Knopf am Rock. Ich aber sage Euch,

es ist ein völlig neues Kleid. Wir müssen uns hineinfinden. Wir müssen uns viele Dinge abgewöhnen, wodurch wir uns bisher als Herren charakterisirten."

Ich sage nicht, daß von nun ab auch der Graf in Loden einhergehen und die Hand an den Pflug legen soll, oder daß er sich keinen Koch halte und mit gebähtem Brote vorlieb nehme; noch auch mein' ich, daß wir unsere Frauen statt ans Klavier, an den Spinnrocken gewöhnen sollen. Aber wohl betone ich's, daß wir dem Glänzen entsagen müssen, denn nicht uns steht dies ferner mehr zu, sondern der Nation selbst. Dies Brilliren sei gerade so Gemeingut des geehrten Publikums, wie der Straßenbau und das Steuerzahlen. Alles was Gemeininteresse ist, dazu hat das Gemeingefühl zu kontribuiren; es darf und kann sich nicht mehr durch Opfer Einzelner steigern. Die Protektorrollen legten wir nieder, und wir traten ein in die Reihen der kommunen Arbeiter der Nation. Und es ist eine genügend schöne Aufgabe, können wir ihr entsprechen. Fünf, sechs ungarische Magnaten, — als Maecenuse — sind gegenüber der

schreienden Nothwendigkeit gleich einigen Tropfen ins Meer; doch fünf bis sechshundert Magnaten, — als ausdauerndes Publikum — bilden sie auch eben kein Meer, doch einen schiffbaren Fluß. Darum, mögen wir das Publikum nur dran gewöhnen, daß es an dem Ruhm der Protegirung von Gemeininteressen partizipire, und nicht Alles von den Grundbesitzern erwarte. Denn fallen mal auch diese dereinst hinweg, so sitzen wir mit Allem auf einer Sandbank!"

„Weiß der Kuckuk, die Nähe des größten Herrn genirt mich nicht so, als die eines harmlosen Lateiners," sagte der banater Grundherr und ahnte nicht, daß Djula Fehér selber solch ein „Lateiner" sei. „Gebe ich Jemandem zu irgend einem Gemeinzwecke 1000 Gulden, sage ich ihm: „hier, steck's bei, sag's aber Niemandem, daß Du's bekommen und versuche nicht, dafür zu danken." Wenn aber Einer von Denen 10 Gulden giebt, so wünscht er schon, bezieht er ein paar Zeitungen, daß man seinen Namen in allen Journalen ausdrucke, und Gedichte an ihn adressire, und Jedermann mit Fingern auf der Straße nach

ihm zeige, „da, hier geht der berühmte Mann oder die Frau, die deshalb oder deshalb Patrioten oder Patriotinnen sind. Hol's der Teufel, lieber zahle ich statt Jenen, um nur nicht zu hören, wie Andere sich mit dem rühmen, was sie gegeben."

„Und ist denn Das ein Uebel?" warf Djula lachend dazwischen, während es Schomody angenehm war, daß sich Djula durch alle diese Reden nicht beleidigt gefühlt hatte.

„Wie zum Tartaren wäre das kein Uebel?" brauste der banater Herr auf; „ich soll dort anhören, wie mein Herr Mathias Torhànyi sich rühmt, daß er 100 Gulden für einen Sperrsitz gegeben? Soll ich drei Wochen lang in den Spalten lumpiger Zeitungen lesen, daß diese und jene Magnaten für ein abgebranntes Dorf ein Badekonzert gaben, bei dem unser wackerer Wollhändler Mathias Torhànyi 100 Gulden für einen Sperrsitz gab? Dann ein Sonett auf Amalie Torhànyi, die ihren Bracelet zu gleichem Zwecke opferte. Denn das sieht ihr gleich."

„Bitte, bitte," sprach dazwischen Graf Hàlomi,

„es ist ist möglich, daß Einer unter uns in sie verliebt ist.“

„Nun, ich hab' sie ja nicht beleidigt!“

Djula warf dazwischen: „Warum sollten wir für's Gemeinwohl nicht Steuern nehmen von der menschlichen Eitelkeit und Neugierde, wenn diese so leicht beizutreiben sind?“

Schomody begann zu bemerken, daß der banater junge Gutsherr sehr die Augenbrauen zusammenzog, und beeilte sich scherzend, den Streit abzulenken.

„Das Ende der Rede ist, daß, nachdem der Vorschlag zur Entscheidung kam, Du aber sehr schön die Baßgeige spielst, Du gleichfalls an dem Konzerte theilnehmen wirst.“

„Ich!“ rief Szilárd von Rajtschowitsch auf die Fersen springend, „ich?“

„Nun, so schlage nicht so sehr an die Brust, es wird Dich schmerzen. — Und noch dazu Deine eigne Komposition, jenen schönen „Frührothwecker“, den ich so sehr liebe. Serena wird Dich am Piano begleiten.“

„Ach, es wird viel schöner sein, spielt sie allein; ich werde besser taugen, um unten zu applaudiren, oder als Billeteinsammler!“

„Wenn ich aber sage, daß ich selbst den Kapellmeister abgeben will?“

„Wer? Du? Du selbst, Graf Schomody, in eigener Person? Du willst der Regenschori sein? Der Kapellmeister? Nun dann werd' ich Brummgeigenspieler. Die Hand darauf.“

Szilárd dachte, der Graf spaße blos; doch er schlug sofort ein, und nun war ein Zurücktreten unmöglich. Jetzt suchte er nur darin noch Trost, daß auch seine Standesgenossen mit im Malheur sein werden.

„Und was wird der da machen?“ frug er, auf Graf Hálomi weisend.

„Der flötet.“

„Schön. Und der Andere? Wird der das Zymbal spielen?“

„Davon versteht er nichts. Er wird „Kont, den Helden“, Gedicht von weiland Johann Garay, deklamiren.“

„Hm, ein gefährlicher Mensch. Kenne übrigens noch nicht einmal seinen Namen.“

„Djula Fehér.“

Djula, verneigte sich mit scherzhafter Zuversicht.

„Was ist das für ein Mensch?“ frug Herr von Rajtschowitsch den Grafen Schomody, aber so, daß es auch Djula hören konnte.

„Dieser da, mein Freund“, sagte der Graf lächelnd, „das ist ein Genie!“

„Der Teufel!“ rief der Andere aus. Das ist weder ein Rang, noch ein Amt, noch ein Gewerbe. Was ist er also wirklich?“

Djula antwortete hierauf scherzhaft:

„Nagelschmiedemeister!“

Herr v. Rajtschowitsch reichte ihm die Hand.

„Nun, also ich begrüße Dich, Freund Nagelschmiedemeister.“

— — — — — — — — — — — — — — —

„Nicht wahr, ich hab's gesagt?“ sprach andern Tags der banater Gutsbesitzer zum Grafen Schomody; „hab' ich's nicht gesagt? Ich übernehme Dir zu lieb

die Kolportage, mache den Brautbeistand, werbe umher wie ein Narr für dein Konzert, zur Hälfte Publikum, zur Hälfte Komödianten. Nun, ich ernte überall hübsche Erfahrungen. An einem Orte sagt man mir, ob so hohe Herren sich denn wahrlich nicht schämen, umherzubetteln? Anderswo beginnt man von der Theuerung zu sprechen, die überall herrsche. Man trifft auch auf solche, welche meinen: ja, wenn Kirche und Thurm versichert gewesen wären, so würde man jetzt die Gemeinde entschädigen. Weshalb sie denn nicht versichert habe? Der eine moquirte sich: jetzt singen? deklamiren? in dieser Hitze auf einer Stelle sitzen sollen? Ein Anderer diente mit gutem Rathe, wir möchten uns als Herren doch nicht kompromittiren, möchten lieber die Ziegeunerbanden auftreten lassen, das gehe auf Eins hinaus. Und erst von Denen, die ich zur Theilnahme aufforderte, von denen bekam ich gehörigen Bescheid! Am besten erging mirs noch, wo man mich einfach auslachte und sagte, ich scherze blos, es sei unmöglich, daß noble Herren vor dem Publikum Komödie spielen sollten! Eine strenge

Mutter kochte mich hübsch ab, da ich verlangte, daß ihre Tochter ein Lied flöten möge; sie frug empört, für was ich sie ansehe? Ein Mensch von dem ich weiß, daß er wirklich klarinettirt, duellirte sich fast mit mir wegen dieser Zumuthung. Erst dann erfuhr ich, daß er geheim Verse mache, und erwartet hatte, ich werde ihn auffordern, selbe zu deklamiren! Am schönsten kam ich bei Torhányi an. Ich wußte sehr gut, daß Fräulein Amalie zu singen pflegt; ich hörte sie oft genug, sie singt stets falsch und hat von Takt keinen Begriff. Diese mußte ich also unumgänglich auffordern. Sie freute sich auch rasend darüber und versprach sofort ihre Mitwirkung. Ich war selbst noch solch ein Narr ihr zu helfen, unter den Noten hervorzusuchen, was sie singen wolle. Als ich dann vom Brautwerbergange heim kam, fand ich einen Brief auf dem Tisch von außen draufgeschrieben: „Beschwert mit 100 Gulden", als wäre ich Diligencepost, die blos den Umschlag anzusehen braucht. Den Brief schickte Herr Torhányi und schrieb: er bedaure sehr, doch Amalie sei unversehens krank geworden und könne am Kon-

zerte nicht theil nehmen, doch anbei schicke er zur Deckung der Unkosten 100 Gulden. Ich drehte rasch das Couvert um, und schrieb darauf: „man danke für die 100 Gulden, jedoch die Unkosten seien schon durch einen Herrn Anonymus gedeckt, aber hinsichtlich jenes unvorhergesehenen Uebelwerdens werde ärztliches Zeugniß erwartet, denn das sei Regel.“

„Wohin schriebst Du das?“

„Außen aufs Couvert.“

„Nun, das ist aber eine große Grobheit.“

„Sei es eine solche. Sie ist verdient. Diese Menschen, diese Geldsäcke sehen auf uns herab.“

„Man muß nicht in solche Aufregung kommen“, sprach Djula dazwischen, „Jeder Mensch, der selbstständig ist, ist stolz Denen gegenüber, von denen er nicht abhängt.

„Bitte; ich bedaure sehr, bezogen Sie etwas von dem auf sich, was ich gesagt. Ich weiß sehr gut, daß auch Sie Industrieller sind und spekuliren. Und ich bin kein Gegner der Industrie und Spekulation. Aber ich verachte die Schwindler. Diese Nichts- und

Niemands-Menschen, die keinerlei Chance haben, als blos das Glück. Die Börsencoursisten, deren ganzes Handwerk in der Kontremine besteht. Die Millionäre werden ohne irgend einen Industriezweig gehoben zu haben; trotzdem aber anerkannte Sommitäten, Ehrenbürger, Präsidenten von Wohlthäigkeitsvereinen, Ausschußmitglieder gemeinnütziger Gesellschaften, Protektoren, Mäcene, Fürsten! Und frägt der Mensch, weshalb? so antwortet man ihm „ja, weil er ein großer Mann ist.“ Doch warum? weil er Millionen hat! Woher nahm er sie? Das weiß Niemand. Plötzlich jedoch tritt Hausse oder Baisse ein! und der große Mann, der Protektor, der Präsident, der Mäcen verliert in einer Woche ebenso seine Millionen, wie er sie gewonnen. Geht ein Mensch unseres Gleichen zu Grunde, so bleibt er doch trotz dem ein Edelmann. Doch was wird aus solch' einem Geldfürsten, geht sein Geld dahin?“

„Aber, was gehören diese Expektorationen zu unserem Konzerte,“ schnitt Graf Schomody ab. „Dem dahier redest Du ohnehin vergeblich, denn das ist ein

umgewendeter Parvenu, ein zum Bürger gewordener Edelmann.“

„Gut, also sprechen wir, Freund Nagelschmied nicht mehr darüber.“

Damit setzten sich die ernsten Männer an den Tisch und machten das Programm. Mit großem Ernst und vielem Verständnisse; und sie bestimmten die Stunde des Konzerts für den andern Abend.

Bis an den Abend des nächsten Tages arbeitete die Kontremine gewaltig und zwar so geschickt, daß man kaum bemerken konnte, wer die Gräben grub. Man setzte allerlei Geschwätz, Gerüchte und Verleumdungen, über die Konzertgeber in Umlauf, und schüttete über die Theilnehmer Hohn und Provokationen aus. Jedoch all Das erschütterte nicht die Getreuen des Grafen; sie standen wie ein Fels.

Am Morgen der Konzerte bekam jede Badefamilie, jeder Kavalier und Kurgast Einladungsbriefe, in welchen mein Herr von Borz, der reiche Schafzüchter, die ausgewählte Gesellschaft zu sich in sein neues Kastell der Rosenau einlud, auf eine kleine freundschaft-

liche Sommerunterhaltung, welche bis andern Tages früh dauern werde.

Hier war schon zu ahnen, daß Herr Torhányi manövrire.

Die Kontremine war sehr geschickt gegraben. Es war unmöglich, daß Abends beim Konzerte Jemand außer den Vortragenden anwesend sein könne. Welche Schande würde es schon allein sein, das Konzert verschieben zu müssen.

Doch die Getreuen des Grafen standen unerschütterlich und zogen ihre Verkündigungen nicht zurück. Auf sie hatte die Panique keinen Einfluß. Und sie wußten doch, daß das ganze Bad offfziell zur Rosenau beschieden sei.

Am Abend war dann das Konzert so voll, daß kein Mensch seine Glieder rühren konnte. Die ganze Provinz war herbeigekommen. Die Verhöhner und Provozenten applaudirten und riefen „Eljen!“, daß es nur so bebte. Der Graf dirigirte wie nur irgend ein Maestro. Cecilie sang wie ein Engel, der Herr aus dem Banat trompetete wie ein Triton, Serena

spielte Piano wie eine Madonna, und Djula deklamirte wie ein Heros! Die ganze Unterhaltung fiel prächtig aus, Jedermann war zufrieden. Für die Abgebrannten kam soviel ein, daß sie Schule und Pfarrhaus neu bauen konnten.

So ist nun einmal unser Publikum, einzeln Jeder streitsüchtig, doch zusammengenommen liebenswürdig.

...... Bei der Sommerunterhaltung auf Rosenau dagegen erschien außer Herrn Torhànyi und seinem Fräulein blos noch Ein Mensch aus der ganzen Umgegend. Wer das war? Das will ich bald sagen. Dagegen entfernte sich des Gastgebers eigener einziger Sohn, Adorjan vor der Unterhaltung und ging hinüber nach Bad Szén, um das Konzert anzuhören, während ihm zu Liebe sein Vater daheim ein Gelage arrangirte.

VII.

Die Kontremine.

Der, welcher außer Herrn Torhányi noch zur Eröffnungsfeierlichkeit des Kastells in der Rosenau sich einfand aus der Reihe der Geladenen, war kein Anderer als der Baron Leopold von Ludvéghy.

Wir haben allen Grund, darüber erstaunt zu sein, daß man auf der rosenlosen Rosenau von einem Kastell spricht. Und zwar ist nicht etwa von einem Ziegelbau die Rede, welche ein pfeifenrauchender Edelmann sein Kastell zu betiteln pflegt, sondern von einem wahrhaften einen Stock hohen Kastell mit Erkern und eiserner Umzäunung, von einem Kastell, das 40 Gast-

zimmer enthält, und in der Mitte einen Thurm mit einer Glocke.

Die ganze Welt zerbricht sich darüber den Kopf, was meinem Herrn Borz bei so spätem Alter angekommen sei? Für ihn ein Palast! Er, der Gebäude bisher nur als dazu gut ansah, daß Menschen und Schafe nicht naß werden mögen; er, der in Allem so sehr das Gewöhnliche liebte, Armuth heuchelnd, daß er in Pest nie in irgend einem feineren Gasthofe abstieg, sondern sich die „Zwei Ziegen“ aussuchte, oder andere dergleichen alte aus der Zeit gekommene Kneipen, und auch dort sich mit dem Wirthe stritt, wenn der ihm die beste Stube gab, denn eine solche zieme doch einem Schafzüchter nicht, der auch im Hürdenstall schlafen müsse.

Und jetzt auf einmal ein Palais!

Und meinem Herrn Borz war trotzdem nicht der Verstand in seinem Alter verloren gegangen: er wußte, was er that!

Das bemerkte er bereits, daß sein Sohn Fräulein Amalie Torhányi nicht nehmen wolle, weil er verrückt

in Komtesse Serena geworden. — Also, ist er schon verrückt, so möge er wenigstens klug verrückt sein; d. h. er heirathe sie. Um aber die Gräfin gewinnen zu können, muß er zeigen, daß er selbst ein Herr sei.

Eines Tages hatte mein Herr Borz den Baron Ludvèghy um die Kleinigkeit gebeten, er möge ihm gestatten — aber schriftlich — auf dem gepachteten Gute irgend nöthige Baulichkeiten errichten zu dürfen. Baron Ludvèghy, wie wir bereits wissen, kannte sehr gut die Pomaden; aber in solch eine Pomade hatte er sich noch nie gesetzt, wie mein Herr Borz für ihn bereitete. Der Unglückliche gab's schriftlich, daß mein Herr Borz auf der Rosenau so viel bauen könne, als ihm beliebe, er möge nur belieben. Fern von dem alten schmutzigen Hofe erhob sich nach einem halben Jahre ein großes Kastell, daneben mit Ställen und Wagenremisen. Der Ziegelbrenner hatte Tag und Nacht zu thun, und es fand sich kein wohlwollender Mensch, der unterdeß den Herrn Baron Ludvèghy am Gehrocke gezupft, und ihm zugeflüstert hätte: „Herr, sie bauen wirklich auf Deinem Gute, und bevor der

Pachtvertrag abläuft, werden soviel der Bauten drauf stehen, daß Du sie niemals mehr ablösen kannst." Er selbst aber, der Herr Baron Ludvèghy, hatte nicht soviel Verstand, auf so was zu kommen.

Es war sehr schön eingeleitet worden, daß mein Herr v. Borz allmählig aus dem Pächter der Rosenau zu deren Eigenthümer werde. Dann aber — konnte Aborjan sich nach der Komtesse umsehen.

Das war übrigens noch tiefes Geheimniß, und außer den dabei Interessirten wußte Niemand was davon, diese jedoch sprachen darüber unter einander nie.

Herr Torhànyi dagegen sprach den Schafzüchter noch immer als künftigen Schwiegervater seiner Tochter an, so oft sie zusammentrafen, und manchmal pflegte er beide Hände in die Taschen zu stecken, als hätte er in ihnen bereits die 150,000 Gulden, welche der Alte als Bräutigamsauslösung für seinen Sohn zahlen werde.

Absonderlich! Einen Brautstandauslösungspreis zu zahlen!

Währenddessen traf auch mein Herr v. Borz alle

Einrichtungen derart, als erwarte er Fräulein Amalie Torhányi zur künftigen Schwiegertochter, und oft erbat der ehrenwerthe Schafzüchter den Rath ihres Vaters, welchen Geschmack das liebe Fräulein bezüglich der Wohnung und Möbel habe? Ob sie Porzellan mehr liebe oder Silber, die Seide oder den Sammet, Wandmalerei oder Tapeten? Und doch wußten alle Beide sehr gut, daß Nichts daraus werde.

Als Torhányi an Borz aus dem Bade Szèn schrieb, er hätte es sehr gerne, wollte der hochangesehene Herr für übermorgen die ganze Badegesellschaft zu sich auf eine Sommerunterhaltung einladen, ihm — und Amalien zu Liebe, — da fand mein Herr v. Borz, der nie im Leben Gästen zu Liebe sich einen Zwang angethan, es höchst natürlich, diesen Wunsch sofort zu erfüllen, und statt aller Antwort schickte er schon andern Tages Herrn Torhányi die Einladungsbriefe in blanco. Der Bankier selber schrieb ihre Adressen, wie er's am Besten fand.

Wen aber persönlich der Schafzüchter zu sich lud, das war Herr Baron Ludvèghy, der nahe bei Bad

Szén wohnte und auch Ausflüge nach dorthin zu machen pflegte, da er es sehr liebte, zu thun, als wolle er Komtesse Serena durch sein Erscheinen ärgern, die ihn aber ebensowenig bemerkte, als ihre Familie dies that.

Am Festtage war daher außer meinem Herrn Torhányi und seinem Fräulein Niemand auf der Rosenau erschienen, als blos noch der Baron. Dagegen hatte sich Adorjan von Hause entfernt. Der Bräutigam wich der Braut aus.

Solche Fälle pflegt man im Leben fatale zu nennen; aber zu was wäre denn der kluge Mensch, wenn nicht dazu da, das Mißgeschick in Vortheil zu verwandeln?

Herr Torhányi that, als wenn es ihm sehr nahe gehe, daß Adorjan nicht daheim sei; und er dachte doch bei sich: es nähern sich schon meine 150,000 Gulden, sie nahen sich hübsch still, wie eine Heerde durstiger Schafe der Tränke zueilen. Möge der junge Herr nur seine Tollheiten treiben!

Mein Herr v. Borz ärgerte sich noch mehr, daß

so viele schöne Gäste seine herrschaftliche Einladung mißachtet hatten, obgleich der Schönste und der Vortheilhafteste doch gekommen war; doch daß auch er sich was Gutes ausgedacht, konnte man aus seinem Appetite während des Diners entnehmen. Wäre er mit dem Schicksale nicht zufrieden gewesen, so hätte er gewiß nicht so viel von jener Pastete gegessen, welche für ungeheures Geld der Koch der Herrschaften zu Erdöd bereitet hatte.

Mein Herr v. Borz war an jenem Tage außergewöhnlich splendit. Er zeigte, daß er um jeden Preis ein Fest abhalten wolle, ein großes und glänzendes Fest. Kamen die wohlgeborenen und die gnädigen Herren des Bades Szén auch nicht, so würden die ansehnlichen und ehrenwerthen Herren da sein, die Herrschaftsbeamten der Umgegend, die kleineren Grundherren, die Landhonoratioren, die nicht viel mit Etiquette sich beschwerenden wackeren Herren. Diese werden sich auf die Einladung hin schon einfinden, bekommen sie auch gleich erst am Tage des Gelages

die Invitationen. Diese ließ er bestellen, sollte es sogar der Pferde Tod sein.

Er hatte bei den Einladungen besonderes Augenmerk. Vor Allem, keine Familie zu rufen, in der es ein erträgliches Frauenantlitz gab, Fräulein oder Frau. Die Ausgezeichneten waren durchaus ehrenwerthe Matronen, oder solch bescheidene Jungfrauen, welche notorisch die Farben schlecht zu ihrem Teint wählten. Was er damit wollte? das wußte er sicherlich sehr gut.

Er trog sich auch nicht in seiner richtigen Menschenkenntniß. Nachmittags 4 Uhr, zur festgesetzten Stunde des Diners, waren all' die eingeladenen Herren und ihre Damen im neuen Kastelle. Man konnte jeglichen Jahrgang der seit Napoleon I. verflossenen Moden in einzelnen Mustern sehen, hübsch beisammen, in Summa. Man konnte viele ehrenwerthe, aber etwas runzlige und von der Sonne gebräunte Gesichter erschauen, gute wuchtige Handflächen, denen es unnöthig war, Handschuhe zu tragen, denn bis an die Knöchel war ihre Haut ohnehin andersfarbig, als von

da auf weiter. Alle trugen sehr reinliche Frauenhauben, nach vorn und rückwärts gebunden, und Frisuren, an denen eben so wenig was zu verbessern als zu verderben war.

In dieser Gesellschaft glänzte Fräulein Amalie auch unter den Schönsten als wahrhafte Sonne. Sie war wirklich Sonne. Mein Herr v. Borz sorgte, daß sie Wolken um sich habe. Es müßte blind sein, wer ihre anstaunenswürdige Schönheit nicht gesehen hätte; wer bei Anblicken ihrer Reize nicht hingerissen gewesen wäre; wer auf halbem Wege hätte stehen bleiben können, bewegte sie sich ihm zu ....

Einen solchen Blinden gab's bereits in der Welt; Junker Adorjan war es, genug zum Schaden seines Vaters; aber wenn ....

.... Aber wenn Baron Ludvèghy glücklicher sein dürfte, als er?

O, dieser Schafzüchter mit den fetten Fäusten ist kein solch einfältiger Mensch, als er es liebt, sich für einen solchen auszugeben!

Der alte Herr Borz war heute ein entsetzlich lieber

Mensch. Als hätte er es sich zur Aufgabe gestellt, jeden Gast zu unterhalten, so tändelte er mit ihnen, so spielte er den Schalk. Er selbst eröffnete nach dem prächtigen Mahle den Tanz. Er war zwar kein so berühmter Tänzer wie sein Sohn, aber auch er schritt noch seinen Doppeltanz von Kàlla ab. Bis Mitternacht ließ er seinen Gästen keine Ruhe; man mußte sich unterhalten, gut unterhalten, und war man ermüdet, so ließ er Punsch oder Eis, umhertragen und die vielen ehrlichen Leute tranken alles Beides zusammen hinab.

Unterdeß konnte es passiren, daß der Baron auch einmal, zweimal mit Amalien tanzte und es war daran nichts Absonderliches, sprach er auch dann mit ihr. Niemand in der Gesellschaft war so auffallend schön, als sie; wie eine Kamelie inmitten einer Wiese. Auch konnte es sein, daß sie als ein an die große Welt gewöhntes Fräulein besser dazu geschaffen war, mit dem Baron irgend ein Gespräch anzuknüpfen, als die bescheidenen Fräulein der Edelherren. Aber darin fand Niemand etwas Absonderliches. Mei-

nem Herren Torhànyi lag es geradezu gar nicht im Sinne, sich darum zu kümmern. Er hatte mit seinem Fräulein Tochter schon das gute Geschäft gemacht. Darauf, wie die sich betrage, hatte er gar keinerlei Acht. Das ist ja im Kontrakt nicht stipulirt.

Mein Herr von Borz nahm sich während einer Tanzpause die Gelegenheit, sich an den Baron heran zu machen. Er lächelte, hüstelte, blickte schielend.

„Ei, ei, ei, Herr Baron, ich liebe die Sachen nicht, ich liebe die Sachen nicht.“

Der Baron frug verblüfft, was der gute Herr nicht liebe?

„Immerhin, Herr Baron, ich sehe, was ich sehe. Meine Augen sehen gut. Aber des Herrn Baron Augen sind böse Augen.“

Der Baron suchte in Verwirrung sein Lorgnon, als wollte er durch das anschauen, was er wohl für Augen habe?

„Ich sah, wohin sie blinzeln, ich sah jene Blicke. Ei, ei, Herr Baron; dieses Mädchen ist bereits Braut. Dieses Mädchen ist die Braut meines Sohnes.

Baron Ludvéghy wollte schwören, daß es ihm nicht in den Sinn gekommen sei, was denn auch wirklich so war; doch Borz ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Nun, nun, nun, ich will ja nicht hinderlich sein. Das ist sicher wahr, daß das Mädchen ein sehr schönes Mädchen ist, ein kapitales Mädchen; und jedes Auge muß an ihr haften bleiben. Aber belieben Sie nur in Betracht zn nehmen, daß sie bereits Braut ist, Adorjan's Bräutchen. In ein paar Wochen wird Hochzeit sein; also belieben Sie ihr nicht auf Leben und Tod die Kour zu machen.“

Damit verließ er lachend und augenbrauenzuckend den Baron, dem von jetzt ab Amalie doppelt interessant zu werden begann. Braut; Adorjan's Braut; nach ein paar Wochen wolle man heirathen — das Alles lohnt sich wohl der Mühe.

Von jetzt ab sprach der Baron mit Amalien schon mit leichterem Geflüster und sah tiefer in ihre Augen, sobald sie den nächsten Tanz antraten. Und je wärmer er ihr in's Antlitz sah, auch um so strahlender wurde dieses. Das ist der Lauf der Welt.

Mein Herr v. Borz that, als sähe er Nichts, doch rieb er sich still die Hände.

Der Tanzsaal war mit Jasmin und Rhododendrongesträuchen geziert, welche der Schafzüchter für viel Geld aus Pest hatte herbeischaffen lassen. Unter solch einem Gesträuch stand ein Armstuhl, in dem Amalie zu sitzen pflegte, kehrte sie vom Tanze zurück. Daneben stand ein runder Stuhl ohne Lehne. Darauf stellte der Baron seinen Hut, führte er sie zum Tanze.

Mein Herr v. Borz, bemerkend, daß Amalie einen ihrer Handschuhe dort auf dem Armstuhl vergessen hatte, schlich sich leise hin, nahm den einzelnen Handschuh und warf ihn in den Hut des Barons.

Dann harrte er, bis Jemand im Kotillon Amalien von der Seite des Barons entführte und dieser allein blieb. Nun stahl er sich zu ihm hin.

„Welch schönes weißes Händchen hat Ihre Tänzerin!“

„Nicht wahr, mein Herr Borz?“

„Wahrscheinlich zog sie deshalb auch den einen Handschuh aus?“

„Mein Herr Borz hält so viel auf Etikette, daß er sogar bemerkt, wenn Jemandem beim Tanzen ein Handschuh fehlt.

„Besonders wenn ich ahne wohin jener Handschuh gerieth.“

„Wohin konnte er gerathen?“

„Sehe ich gut, so befindet sich solch rosenrother Handschuh in dem Hute des Herrn Barons.“

Ludvéghy sagte verwirrt:

„Was? Ich that ihn da nicht hinein.“

„Ah, damit wollen der Herr Baron sagen, daß das Fräulein selber ihn hineinwarf?“ erwiderte mein Herr Borz mit vorwurfsvollem Lachen. „Hahaha, das wäre nicht übel; vielleicht sah das Fräulein den Hut für ihren eignen an!“

Es war Kottillon; man entführte den Baron von der Seite meines Herrn v. Borz. Statt seiner kam Amalie zurück.

Herr Borz begann mit väterlichem Ernst zu ihr zu sprechen:

„Mein Fräulein Amalie, haben Sie nicht etwas verloren?"

„Ich? Nein!" erwiderte die Dame herb.

„Ich dachte den Einen Handschuh."

„O nein, den ließ ich auf meinem Stuhle liegen."

„Das ist etwas Anderes. Ich sah vorhin, daß der Herr Baron eiuen rosenfarbigen Handschuh vom Boden aufnahm, ihn küßte und ihn sich dann in den Hut that. Nun, daß es nur nicht der Ihre war. Gestatten Sie daher, Ihnen das schöne Händchen zu küssen."

Amalie reichte ihm die schuldlose Hand hin und versteckte die andere in den Falten ihres Kleides. Sie war blaß wie die Hand, wurde aber bald wieder roth, wie ein ertapptes Kind. Und sie hatte doch noch nichts verbrochen.

Mein Herr v. Borz ging lächelnd weiter und kam vor einer Stunde nach Mitternacht nicht wieder zurück in den Tanzsaal. Man konnte sehen, wie er sich mit Torhányi niedersetzte, Karten zu spielen, was sonst nie seine Gewohnheit war, und er verlor viel Geld, mit so leichtem Herzen, als wäre es Spreu gewesen.

Der Baron und Amalie aber sprachen mit einander nun schon mit angehaltenem Athem. Ludvèghy hatte Amaliens Handschuh in seiner Brust verborgen, und das Mädchen getraute sich nicht, ihn zurück zu verlangen. Und dann begannen sie einander zu vermeiden, und sahen nur von ferne sich an. Das war schon ein schlechtes Zeichen.

Zwei Uhr nach Mitternacht kam Amalie aus dem Tanzsaale heraus und sagte ihrem Vater, es schmerze sie der Kopf, sie möchte zur Ruhe gehen.

Mein Herr v. Borz sprang selber vom Platze auf, gab die Karten irgend einem Beamten hin, daß der für ihn spiele, und, einen Leuchter ergreifend, wünschte er persönlich das Fräulein bis an die Stube zu begleiten, wo die weibliche Dienerschaft zu ihrer Bedienung wartete. Man mußte durch drei, vier prächtig tapezierte und geschmackvoll möblirte Stuben schreiten, und mein Herr v. Borz frug Amalie mit süßer Stimme, wie ihr das Kastell gefalle?

Amalie antwortete zerstreut, daß es sehr schön sei.

„Schade, schade," sagte mein Herr Borz, „daß es nur kurze Zeit unser bleibt."

Amalie blickte ihn mit ihren großen, melancholischen Augen an, und frug ihn, warum?

Mein Herr v. Borz antwortete sehr offenherzig:

„Weil mein Pachtkontrakt in kurzer Zeit abläuft, und weil ich dann das Gut mit allen Gebäuden darauf dem Baron zurückgeben muß."

„Also dies Gut ist des Barons Eigenthum?" frug Amalie erstaunt. Ihr hatte der Vater immer gesagt, das habe mein Herr v. Borz schon längst den Händen des Barons entwunden, der habe auf keinen Strauch mehr ein Recht ... was in der That auch völlig wahr war.

„Gewiß, ich bin der alte Schafzüchter, Adorjan ist der junge Schafzüchter, Grundherr aber ist der gnädige Herr Baron, das ist ja auch natürlich. Der gnädige Herr hat gar sehr viel Besitz; er weiß selbst kaum, wieviel. Die Rosenau hat er vielleicht schon seit zehn Jahren nicht gesehen."

Das Stubenmädchen übernahm aus meines Herrn

v. Borz Hand das Licht. Der Schafzüchter wünschte seiner zukünftigen Schwiegertochter gute Nacht und eilte zurück zum Baron.

„Verzeihen Sie, Herr Baron," sagte der Schafzüchter, als er Ludvèghy aus der Menge bei Seite gezogen hatte, „daß ich so kühn bin, mir zu erlauben, Sie wegen des Einen und des Andern wiederholt anzusprechen. Denn es ist immerhin, belieben Sie zu wissen, für mich nicht unwichtig. Amalie wäre für meinen Adorjan eine sehr gute Parthie. Ich bitte unterthänigst, ihr Herr Vater besitzt zwei Millionen Gulden. Das ist keine Kleinigkeit für arme Leute unseres Gleichen. Der alte Torhànyi kann zu jeder Stunde aus seiner Tasche 5—600,000 Gulden verschleudern. Das will etwas sagen. Ich sprach so aufrichtig vor Euer Gnaden, damit nicht auf irgend eine Art diese Heirath zurückgehe, was uns sehr zu Schaden wäre. Und ich hoffe, daß Euer Gnaden für so vieljährige Treue unseren Schaden nicht wollen. Doch — was fürchten? Die jungen Leute lieben einander. Adorjan ist ein wackerer Bursche, und ich

glaube, man verdrängt ihn nicht so leicht aus Amaliens Kopf. Jedoch, ich habe nur so gesprochen. Ich bitte tausendmal um Entschuldigung für meine Vermessenheit.“

Das war für Ludvéghy das Letzte, um völlig betäubt dahin zu kommen, wo ihn mein Herr v. Borz wollte. Torhányi's 2 Millionen waren ein großes Wort. Annähernd wäre soviel genug, um Baron Ludvéghy's Lage zu rangiren. Ob dem Schafzüchter Schade geschehe, darüber verspürte der Baron eben keine großen Gewissensbisse, und von jener alten Treue hätte er viel zu erzählen gewußt. Und schließlich brauchte er nur noch zu hören, daß von ihm für Amalie nichts zu fürchten sei, weil Adorjan ein wackerer Bursche ist! Das allein war schon Grund genug, die Sache durchzuführen; aber es gab auch noch andere Ursachen.

Mein Herr v. Borz setzte sich nochmals mit Herrn Torhányi hin, Karten zu spielen. Man spielte bis an den Morgen. Der Bankier gewann ein hübsches Sümmchen Geld vom Schafzüchter, that aber, als merkte er kaum den Gewinnst.

Doch mein Herr v. Borz kümmerte sich noch weniger um den Verlust; denn in seinem eigenen Spiele war der erste Robber bereits gewonnen. In dieser Nacht konnten Amalie und der Baron die Augen nicht schließen — sie dachten aneinander!

Aborjan kehrte bis zum Morgen nicht zurück; die Gäste flüsterten und wisperten; sie raunten sich allerlei Märchen zu. Man konnte sich vorstellen, in welcher Verlegenheit jetzt der alte Borz sein mußte, und der Vater der Braut, vor Allem aber sie selbst, die schöne Braut, gegen die ihr Bräutigam so unaufmerksam war. Aber es thaten alle Drei, als wenn das Ausbleiben sie nicht im geringsten interessirte.

Der alte Schafzüchter und der Kaufmann hatten sich nach dem Frühstück in eines der Nebenzimmer zurückgezogen, und berathschlagten wegen der künftigen Dinge. Mein Herr v. Borz war heute in sehr gesprächiger Laune, so gemüthlich, so freundschaftlich gegen seines Sohnes zukünftigen Schwiegervater, rügte es nicht, wenn Herr Torhányi auch seine Stiefel auf das Sammetsofa legte, noch daß er ihm die Por-

zellantassen verdarb, weil er Rum auf Zucker anzündete und den feinen Rum dann doch stehen ließ, nachdem er soviel des theuren Zuckers, des Rums und der Sahne hineingethan. Jetzt kümmerte sich mein Herr v. Borz um all' Das nicht. Man unterhandelte wegen der Aussteuer. So ernsthaft, als hätten sie wirklich ihre Kinder zusammengeben wollen. Ein Jeder bestrebte sich, dem Andern möglichst mehr zu versprechen. Was sie für Kutschen, was sie für Pferde ihren Kindern geben werden! Für wie viel Personen Silber, Tischservice? Welch eine Summe Jahrgeld! Wohin sie sie nach der Hochzeit reisen lassen werden? Der Börsenmakler hält viel darauf, daß der berühmte Herr X. sein Brautvater sein werde, der nach dem Baron Sina das reichste Haus in Wien ist. Mein Herr v. Borz aber prahlt damit, daß er selbst, der Baron, der Bräutigamsvater seines Sohnes sein werde, ein Magnat; und daß solche Wahl einem Edelmanne gezieme. Darüber gerathen sie ein wenig aneinander, dann machen sie wieder Frieden, und schließlich bestimmen sie den Hochzeitstag. Sie reißen einander

den Kalender aus den Händen. Der Eine hat einen Einwand gegen den Montag, als Unglückstag; dem Andern gefällt der Sonnabend nicht, denn dann muß man mit dem Gesinde abrechnen. Der Sonntag ist viel zu ordinär, an dem halten nur Handwerker Hochzeit. Endlich vereinigen sie sich über einen Donnerstag, welcher in gleiche Entfernung fällt von der Schafschur wie vom Ultimo, wo der eine oder der andre der Herren sehr in Beschlag genommen sein dürfte. Diesen Tag merken sie mit rother Tinte an, und Herr Torhànyi notirt ihn sich in die Brieftasche mit doppeltem Notabene.

Nicht Einer läßt seinem Munde entschlüpfen, wie es aber dann sein wird, wenn aus all Dem nichts wird? Was sie beide schon im vorhinein wissen. Die beiden Herren lächeln so herzlich, als sie einander die Hand drücken wegen glücklicher Beendigung des Handels. Nun welcher wohl von Beiden wird zuletzt lachen?

Amalie und der Baron promenirten unterdeß im Garten des Kastells.

O Ihr sentimentalen Schwärmer, die Ihr wissen möchtet, in welchem Tone beginnende Liebe spricht, kommt mit mir, verbergen wir uns unter den alten Platanen und horchen wir, was sie da sprechen so allein, so leise und nicht bange vor lauernden Horchern, während oben die Alten von Geschäften und Zahlen sprechen.

„Das ist ein sehr alter Park,“ sagte der Baron zu Amalien, als er sie auf und nieder die Schlangenwege geleitete. „Den hat nicht der Schafzüchter gepflanzt, der hat blos Wege drein gemacht; ich habe ihm das erlaubt.“

„O, wir haben zu Klein-Eden keinen solchen Park,“ sprach Amalie dazwischen. „Papa hat eine ganze Insel sich gekauft, inmitten der Donau. Diese umgab er mit Dämmen, und pflanzte sie voll mit Palmbäumen.“

„Mit echten Palmbäumen?“ frug der Baron; „das ist grandios!“

„O wohl, dort giebt es viel dergleichen,“ versicherte Amalie, und zwar selber im besten Glauben,

denn in der Gegend zwischen Raab und Komorn pflegt das Landvolk die lombardische Pappel Palmenbaum zu heißen.

— „Und in Klein-Eden giebts überhaupt keine so gewöhnlichen Bäume. Ich liebe es nicht, unter solchen zu promeniren. Bei uns sind blos exotische Bäume vorhanden, welche prächtige Blätter und Blüthen haben. Eine kleine Insel ist ganz voll mit Tulpenbäumen, und mit fremden Fichten, welche man des Winters in großen Kübeln im Glashause aufbewahrt. Und das ist dann um soviel hübscher."

„Ach, wenn dann das Fräulein erst den Garten meines Kastells zu Aranyvár sehen würden," beeilte sich Ludvéghy das Wort zu ergreifen, „diese Aruarien, Malvarien, Rendrondonen, Radikalien, welche ich dort habe!"

Amalie war ganz betroffen durch diese sonderbaren Namen und frug in all dem Anstaunen den Baron:

„Haben der Herr Baron in Ihrem englischen Garten vielleicht auch einen Nelsonsbaum, von dem ich kürzlich im Leipziger Mode-Journal las?"

„O, und wie viele!“ antwortete Baron Ludvéghy leichthin.

Man muß wissen, daß man eben damals den Nelsonsbaum in Kalifornien entdeckt hatte, dessen Stamm zwölf Klaftern Umfang mißt und daß unter dessen Laubdach das ganze Dominium des Barons Platz gehabt haben würde, so sehr war es schon durch Exekutionsurtheile angenagt.

„Sie halten das Leipziger Modejournal?“ frug er, um auf ein neues Thema zu gerathen.

„O nur der Modebilder wegen. Danach pflege ich meine Bestellungen zu machen.“

„Ich denke, der Pariser Moniteur des Dames bringt bessere Muster?“

„Wir pflegen jedes Jahr ein paar Mal selber nach Paris zu gehen. Und dann habe ich beste Gelegenheit, die Mode kennen zu lernen. O, hierher kommt Alles erst dann, wenn es aus der Mode ist.“

„Also die Herrschaften gehen öfter nach Paris?“

„Jawohl. Papa muß stets hingehen, halten die Eisenbahn-Aktionäre Versammlung; auch hat er einige

hundert Aktien, und zu solcher Zeit gehe ich deshalb gerne mit ihm, weil, wenn er in guter Laune ist, er Allerlei einkauft. Im vorigen Jahre ließ er mich plötzlich einen Fiaker besteigen, und hielt vor dem Palais Royal, bei einem Laden mit Valencienner Spitzen. Da sagte mir Papa: „Mademoiselle“ — denn er nennt mich stets so — „ich habe heute bei der Abrechnung 120,000 Franken mehr gewonnen, durch die plötzliche Hausse, als worauf ich rechnete. Diese stelle ich Ihnen hiermit zur Disposition“, und er gestattete mir nicht, den Laden zu verlassen, bis ich dies Geld verbraucht hatte.“

Bei diesen Worten sprühten des Baron Ludvéghys Augen Funken.

„Ah, ich war damals auch in Paris. Ich entsinne mich, daß ich Sie damals bei den Italienern gesehen habe. Sie fielen Jedermann auf. Jene strahlende Schönheit, jene ausgewählte Toilette! Jedermann frug seinen Nachbar: „wer kann das sein?“ Aber Niemand wußte zu antworten. Nicht wahr, Sie

saßen in einer Parterreloge vis-à-vis der Proszeniums-
loge?"

„Jawohl", erwiderte Amalie, die großen funkeln-
den Augen schämig niederschlagend, im nächsten Mo-
ment aber wieder nach ihrem Kourmacher blinzelnd.

„Warten Sie, warten Sie; jetzt weiß ich noch
mehr. Zum zweiten Male trafen wir uns in Long-
champs, Sie waren ganz in Weiß von Brüsseler
Spitzen gekleidet; und Sie hielten Ihren Florentiner
Strohhut in der Hand, damit Ihre herrlichen schwar-
zen Haare á l'anglaise niederfluthen konnten; so sahen
Sie dem Wettrennen zu. War es nicht so?"

„Jawohl, jawohl'" bestätigte Amalie lebhaft.

„Entsinnen Sie sich nicht mehr, daß ein Reiter
auf Gnaden Kutsche zuritt, mit einem blauen Flor
am Hute?"

Amalie nickte mit dem Köpfchen, daß sie sich
erinnere.

„Das war ich! Ich erfuhr von Irgendwem so-
viel, daß Gnaden die Tochter eines österreichischen
Bankiers seien, und ich dachte, ich würde Sie ange-

nehm überraschen, spräche ich Sie plötzlich in bekannter Sprache an: „Welches gefällt Ihnen von diesen Pferden?“ Sie waren auch überrascht und lächelten mir zu.“

„Jawohl, jawohl, jetzt entsinne ich mich.“

„Und dann waren Sie so gnädig, lächelnd zu erwidern, daß Sie Ihre Sympathie jenem dunkelfalben Vollblute geschenkt hätten, welches ein Jockey in blauer Jacke und rother Mütze ritt. Und darauf sagte ich, ich sei sehr glücklich hierüber, denn das sei mein Pferd, der „Son of the Sun“, und wenn es dennoch auch den großen Preis nicht gewinne, so sei es immerhin Sieger.“

Bei dieser Erklärung ziemte es sich sehr für Amalie, das Antlitz abzuwenden, und schämig zu erröthen.

„Und Gnaden Sympathie hatte merkwürdige Zauberkraft auf mich ausgeübt. Denn bei jenem Rennen gewann in der That der „Son of the Sun“ den großen Preis. Und ich sagte damals Gnaden, wie viel diese wunderkräftige Sympathie, übertragen auf einen Mann, werth sein könnte!“

Amalie kühlte sich das glühende Antlitz mit dem großen Fächer.

„Drum schienen mir Gnaden beim jetzigen Wiederfinden so sehr bekannt. Und Gnaden sollten sich meiner nicht erinnern und jener Szene beim Rennen auf Longchamps? wo mein „Son of the Sun" 5000 Sovereigns gewann?"

„O sehr wohl," stammelte Amalie und sie gestattete ihrem schönen wogenden Busen durch einen zitternden Seufzer anzuschwellen, — dem süßen Souvenir zu Liebe.

Jetzt entsannen sich Beide gut aufeinander.

Das Schönste war nur, daß bei jenem fraglichen Wettrennen keiner von Beiden anwesend gewesen. Und der ganze gegenseitig denkwürdige Vorfall hatte nie stattgefunden. Amalie dachte, es werde gut sein, den Platz jener Dame im Herzen des Barons einzunehmen, welche ihn auf Longchamps so sehr bezaubert hatte. Der Baron aber hatte blos nöthig, daß Amalie wisse, daß seine Pferde beim Rennen auf dem Long-

champs die ersten Preise zu gewinnen pflegen. Daß das nicht wahr sei, das machte nichts.

Unterdeß hatte der Hajduk meines Herrn v. Borz es fertig gebracht, daß er in der Au auf den Herrn Baron und Fräulein Amalie stieß, und ihnen zu wissen gab, die alten Herren warteten längst schon ihrer oben mit dem Frühstücke; die Chocolade werde kalt.

So gingen sie denn hinauf. Oben empfing sie mein Herr v. Borz sehr herzlich, und, den Herrn Baron bei Seite ziehend, gab er ihm mit freundschaftlichem Geflüster zu wissen, daß er mit Torhány eben über seines Sohnes Hochzeitstag mit Amalien entschieden habe, und wie beide endlos verbunden wären und sich überglücklich fühlen würden, wenn der hochgnädige Herr Baron die Huld hätte, für den Bräutigam als Beistand einzutreten.

Ludvéghy war von dem Antrag überrascht; so sehr überrascht, daß er ihn gleich beim ersten Worte akzeptirte.

Dann lud Herr Torhány all die anwesenden Gäste einzeln und persönlich, ohne Auswahl, zur Hochzeit

seiner Tochter mit Herrn Aborjan v. Borz zu sich ein in sein eigenes Palais, was wohlfeile Großmuth von ihm war, da seine Besitzung an der Jonktion der Raab und der Donau lag, die eingeladenen Gäste aber in den Komitaten Szathemár und Beregh wohnten, es damals noch keine Eisenbahn dort gab, es also nicht sehr wahrscheinlich war, daß irgend einer der kleinen Edelleute zur Zeit der Ernte seine eignen Falben werde einspannen lassen, um bei einem Hochzeitsfeste an der Donau seine Pfeife schmauchen zu können; — und dann noch — es wird, ja ohnehin nichts aus der ganzen Geschichte.

Schließlich küßten sich Gäste und Brautführer gegenseitig ab, nahmen von einander einzeln und zusammen Abschied, Jeder fand seinen Wagen und fuhr nach dahin zu, wo sein Daheim war. Der Baron und die Torhányi kehrten nach Bad Szén zurück.

Auf halbem Wege trafen sie sich mit Aborjan, der zu Pferde vom Bade her auf die Rosenau zu kam. Als er sie erkannte, gab er seinem Pferde die Sporen, und als er an ihnen vorbeischoß, lüftete er

den kleinen runden Bauernhut. Das war all sein Gruß für seine Braut. Als er weiter sprengte, schaute ihm Torhányi durch das Guckfenster der Kutsche nach, sehr lange, dann setzte er sich, innerlich vor Freude lächelnd, in die schwellenden Kissen zurück. Aborjan blickte nicht ein einziges Mal hinter sich.

Die Herzen des Bräutigams und der Braut entfernten sich so rasch von einander, wie die dahin galoppirenden Pferde sie forttrugen nach Osten und nach Westen.

Zweiter Theil.

VIII.

Der Yankee-Trikk.

„Nun, Du Herumtreiber,“ rief mein Herr v. Borz seinem Sohne freundlich entgegen, als dieser im Hofe vom Pferde sprang. „Also jetzt muß man kommen? Gut ist's, nun, es ist gut. Sie gingen schon fort, Niemand ist mehr hier.“ Damit stäubte er seines Sohnes Rock ab, und folgte ihm in's Zimmer, ihn hübsch voranlassend, als Herrn und Kavalier.

Aborjan schien auch sehr vertraut mit seinem Vater zu stehen, da er nicht einen Deut sich vor ihm fürchtete, nur etwas zu essen verlangte, da ihn das Reiten hungrig gemacht habe, und sich dann der Länge nach

auf's Sofa hinstreckte, weil er seit 24 Stunden nicht geschlafen.

„Also wie weit bist Du mit der Komtesse, he?“ frug der Alte, sich zu Füßen seines Sohnes setzend. „Sprachst Du bereits mit ihr?“

„Bin in Ordnung,“ sagte Adorjan, beide Hände sich unter das Haupt steckend. „Hören Sie mir nur zu, Vater.“

„Nun, ich höre. Wie sollt' ich nicht hören? Also wie wars? was geschah? Erzähl' nur, mein Söhnchen.“

Der alte Schafzüchter bedrohte jetzt seinen Sohn nicht mit der Eisengabel, noch brüllte er nach seinen 150,000 Gulden. Er nannte ihn sogar sein Söhnchen.

„Alles ging gut. Serena spielte Piano wie eine Göttin; noch jetzt tönt es mir im Ohre. Es war zwar keine Tanzmelodie, trotzdem aber sehr schön. Ich saß ganz vorn und klatschte so, daß vor und hinter mir keine Bank ganz blieb.“

„Das hätte ich sehen mögen.“

„Nach dem Konzerte führte ich noch die Zigeuner-

bande unter das Fenster der Komtesse, und ließ eine Stunde lang die schönsten Lieder herabstreichen.“

„Seht, wie er's versteht, was ein Kavalier ist! Aber mit ihr sprachst Du nicht, mein Adorjanchen?“

„Nur Geduld. Es wurde in's Badehaus gegangen. Die Bursche wollten sich amüsiren. Ich legte Bank.“

„Du hast schon wieder verloren?“

„Ich gewann im Gegentheil. Bis gestern Morgen war die ganze Jugend schwarz.“

„Was? Wieviel gewannst Du?“ frug hastig der alte Schafszüchter, der nach menschlicher Gewohnheit nur Den einen Spieler zu schimpfen pflegte, der verlor. Wer gewann, das war ein ehrenwerther Mensch.

„5000 und einige hundert Gulden heimste ich von ihnen ein,“ sagte träge Adorjan.

„Hast Du sie? Brachtest Du sie mit?“

„Kein Heller wahrlich ist mehr davon vorhanden. Mein Portefeuille ist leer, wie da es neu war, als es mir der Handelsjude aufdisputirte.“

„Du Narr Du!“

„Ach nichts weniger als ein Narr. Ich bin vielmehr ein sehr kluger Mensch. — Als gegen Morgen das Spiel zu Ende war, schwankte die ausgeplünderte Jugend mit langem Gesichte dahin und dorthin. Da sagte ich denn: „Gebt einen Bogen Papier her; gebt Tinte und Feder. Sage Jeder offenherzig, was er verloren; und schreibe er hierher seinen Namen und die verlorene Summe.“ Man schaute mich an, was daraus werden soll? Am Kopf des Bogens schrieb ich hin: „Sammlung der jungen Herrn des Bades Szén, in Folge Aufforderung von Adorjan v. Borz, für die Feuer-Beschädigten des Dorfes so und so, deponirt in die gnädigen Hände der Komtessen Schomody.“ Damit legte ich die Banknoten auf dem Tische aus, es möge daraus Jeder seinen Verlust berechnen. Das Geld gehöre ohnehin nicht mehr ihnen; also möchten sie ihren Namen hinschreiben. Was übrig bleibt, ist mein Geld, das schreibe ich hin.“

„Ei Du Narr, das hättest Du immerhin nicht hingeben sollen.“

„Lassen Sie mich in Ruhe. Mein Einfall machte

Furore. Die Kavaliere machten freudigen Herzens eine Großmuth aus ihrem Verluste, und dann trug ich an der Spitze einer Deputation die nahe an 6000 Gulden reichende Summe hin zu den Schomody's und übergab sie, für die Feuerbeschädigten, der Komtesse Serena, nebst einer schönen Diktion. Das machte denn seine Wirkung. Der alte Graf wechselte Händedrücke mit mir, und rühmte gar hoch die heutige begeisterte Jugend, die, statt ihre Habe nutzlos zu verspielen und auf Karten zu vergeuden, sie auf edle Zwecke opfert.

„Nun, nun, und wenn er es einmal erfährt?“

„Er kann das nicht erfahren. Alle, die gegenwärtig waren, haben Verstand genug, sich nicht zu verrathen, nachdem sie sich für ihre Verluste so große Ehre kaufen konnten, während sie sonst ausgelacht worden wären. Serena war tief gerührt; auch sie kam und drückte mir die Hand. Sie wußte kein Wort zu reden, aber in ihren Augen glänzten Thränen. O, wie schön das Mädchen war! Würden Sie es sehen, Vater!“

„Es sehen? Was sollte ich an ihr sehen? Schön-

heit — ist Schönheit. Ein Mädchen ist so schön, als das andere. Amalie ist noch schöner. Doch Amalie ist blos eines Krämers Tochter, diese aber ein gräfliches Fräulein. Das macht schon was aus. Denkst Du, man wird sie Dir geben?"

„Ich glaube, daß sie mich liebt."

„Das ist nicht die Frage, sondern, ob man sie Dir geben wird?"

„Das weiß ich nicht."

„Also warum sollten sie Dir sie nicht geben? Vielleicht, weil Du blos gewöhnlicher Edelmann bist? Kann aber nicht auch aus Dir ein Baron oder Graf werden? Kann ich dem nicht nachgehen? Wenn ich eben dessen bedarf; wenn man eben das wünscht. Klänge es nicht ganz hübsch: Graf Borz von Rosenau? Ich schrecke vor keinen Kosten zurück; auf was es zu stehen kommt, darauf kommt es zu stehen. Mein Sohn kann ein Graf sein; eines Schafzüchters Sohn ein Graf, und seine Gattin ein gräfliches Fräulein."

„Jedoch mit den Torhànyi's, was haben Sie erreicht, Vater?"

Der Schafzüchter sagte im vorwurfsvollem Tone:

„Dort hat mich Deine Narrheit in eine schöne Falle gebracht; jedoch — mein Verstand wird mir schon wieder heraushelfen, überlasse sie nur mir; um was ich Dich bat, das vergiß mir ja nicht!“

„Was?“

„Daß Du ja Niemanden sagst, Du werdest Amalie nicht nehmen. Warte ab, bis sie es sagt, daß sie Dich nicht mag. Daß sie das sage, das wird meine Sorge sein.“

Damit überließ der alte Borz seinen Sohn sich selbst, und während Der sich tüchtig seine aufkeimende Liebe schmecken ließ, ging der Schafzüchter in seine eigne Stube, schloß hinter sich die Thüre ab, bereitete sich Papier zum Briefschreiben, und setzte sich hin.

Einen Brief zu schreiben ist bei Niemandem eine außergewöhnliche Sache. Doch wenn ein gesunder rechthandiger Mensch sich auf den Gedanken wirft, einen Brief mit linker Hand zu schreiben, und wenn dies grade mein Herr v. Borz thut, so ist dies ein

sonderbarer Spaß. Weil erstens mit linker Hand Niemand so schön schreiben kann als mit der Rechten. Dann gehts auch langsamer, und endlich gleicht die Schrift nicht dem eigenen Autograf . . .

Aha! also eben, damit sie nicht der eigenen Handschrift gleiche! Der Eine Brief lautete:

„Liebes Fräulein!

„Wie bedauernswerth sind das Fräulein, daß man „Sie an einen Menschen geben will, wie dieser „Adorjan Borz ist. Nicht genug, daß er so grob war, „gerade damals vom Hause wegzugehen, als ihn das „Fräulein im neuen Kastelle besuchen wollte, sondern „er amüsirte sich im Bade Szén auch noch mit einem „andern Fräulein, mit einer Komtesse, die nach ihm „verrückt ist; denn dem Hochmüthigen genügt kein „solches Bürgermädchen, wie Sie sind. Als wenn „Sie, mein Fräulein, nicht auch einen Grafen oder „Baron heirathen könnten, wollten Sie es. Ich bin „nur einfältiger Dienstbote, die ich das schreibe, doch „ich kann nicht widerstehen, dem guten Fräulein zu „sagen, welch' ein schlechter Mensch dieser Junker

„Adorjan ist. Wenn er sich voll getrunken, dann er-
„zählt er, daß er das Fräulein blos nehme, weil es
„viel Geld habe, um seine Schulden zu bezahlen.
„Wird er ihrer überdrüssig, wisse er es sich schon
„vom Halse zu schaffen. Er und der alte Vater
„heißen das Fräulein gar nicht anders, wie die Krä-
„merbrut! Das ist schändlich. Ich bitte das Fräu-
„lein nur, diesen meinen Brief Niemandem zu zeigen;
„denn man könnte sogar meine Handschrift erkennen,
„und mich sofort von hier wegjagen.

N. N.“

So denn. — Damit steckte er den Brief ins Kou-
vert, und schrieb darauf die Adresse: dem hochgebore-
nen Fräulein Amalie Torhànyi, poste restante, Bad
Szén.

Soviel ist sicher, daß er sehr recht that, jener
Schafszüchter, als er poste restante auf den Brief
schrieb; denn auf direktem Wege wäre er wahrschein-
lich dem Vater in die Hände gerathen, während es
höchst wahrscheinlich war, daß gut erzogene Fräuleins
bei ihrer Korrespondenz den Vortheil des poste res-

tante kennen und ihn bei jeder Gelegenheit benutzen.

Das war der Eine. Diesen schickte er einfach durch den Reitknecht nach der nächsten Poststation.

Den zweiten Brief füllte er mit folgendem Inhalte:

„Servus, Bruder!

Wußtest Du's noch nicht, so erfahre es jetzt, weshalb Dich die Komtesse Serena sitzen ließ. Sie liebt einen andern Jüngling, den schönen Adorjan v. Borz, und ich kann sagen, sie hat keinen schlechten Geschmack. Sie würde ihn wohl sogar heirathen, stünde der Bursche nicht schon in einer Verlobung. Das ist das Beste an dem ganzen Spaß, daß eben Du Adorjan's Brautbeistand bist, der Du die Braut für ihn zu freien hast. Hättest Du nur so viel Verstand, als ein Kleinrichter irgend eines Dorfes, und nur soviel Kourage, als ein Glockenstrangzieher, könntest Du einen sehr guten Witz ausführen, für Dich und Andere Rache nehmend. Doch weil Du keines von Beiden hast, so sei gegrüßt und bleibe sitzen."

Dieser Brief ward an den Baron Ludvèghy adressirt.

Ihn vertraute mein Herr von Borz aber keinem Andern an, er steckte ihn selbst in die Tasche, ließ einspannen, und fuhr mit ihm sechs Meilen weit fort nach Großwardein, dort legte er ihn auf die Post. Niemand konnte wissen, wer ihn abgeschickt.

Der Mensch glaubt nicht, welch eingeborene Schlauheit in solchen Menschen ist, die alle Woche nur Einmal sich waschen!

Beide Giftdosen gelangten an den Ort ihrer Bestimmuug, und beide thaten ihre Wirkung.

Amalien begann das Wasser zu Szén zu schaden. Dort gab's irgend einen einfältigen Arzt, der glaubte ihr, daß jene Quelle ihr gefährliche Blutwallungen verursache. Und Herr Torhànyi hielt es für väterliche Pflicht, seine Tochter nach Karlsbad hinauf zu führen, was von Siebenbürgen aus ein hübsches Stück Weg ist.

Zufällig ging auch Baron Ludvèghy nach Karlsbad. Beide konnten es nicht ertragen, täglich offen

zu sehen, wie ungenirt Adorjan Serena die Kour mache, wie die Menschen flüstern, wie der alte Graf nicht dagegen sei, wolle Serena Adorjan nehmen, während ihre Mutter sich um sie nicht kümmere, da sie schon seit Jahren kein Wort mit Serena spricht. Doch würde sie auch vergeblich opponiren, denn dann heirathete ihn die Komtesse schon aus purer Kaprice, und verböte man es ihr, sie ginge mit ihm doch durch.

Damals war ihr der Jüngling aufgefallen, als er für die Abgebrannten eine solche bedeutende Summe gesammelt hatte, unter seinen Freunden und aus eigener Tasche. Ihr ahnte nicht, auf welch sonderbare Weise die Kollekte entstanden sei. Damals wie gesagt, fiel ihr Adorjan blos auf. Sie bemerkte gegen einige Leute, daß sie den Jüngling achte. Natürlich erzählte ihr sofort Jedermann, was er nur Schlechtes von Adorjan wußte. Er sei ungebildet, roh, trunksüchtig und so weiter.

Dadurch ward dann Serena völlig in ihn verliebt.

Je mehr man über ihn sprach, um so werther wurde er ihr.

Möglich, daß er roh sei, ausschweifend, dachte sie bei sich. Doch hat er ein edles Herz, doch ist seine Seele unverdorben. Eine Frau, die echt liebt, die für den leben kann, den sie liebt, sie wird ihn zum Juwel zuschleifen können. Serena war in dem Gedanken glücklich, daß sie dieser weggeworfenen Perle den Originalglanz wiedergeben könne. Und es war in ihr so viel Selbstsucht, so viel Eitelkeit, daß sie sich dessen fähig hielt. Sie suchte in des trägen Jünglings gedankenlosen Worten das tiefe Verständniß, in seiner Unordentlichkeit Genialität, und schätzte an ihm, was sonst in der Welt sehr wenig Geltung hat, die rohe, grade Offenherzigkeit.

Und doch ist nichts soviel Verfälschungen ausgesetzt, als diese schöne Offenherzigkeit; nicht mal die Chokolade. Es giebt grobe, ungewählt sprechende Leute, die wenn nöthig, so schön lügen können, wie der glatteste Höfling, der davon lebt.

Schließlich sagte man Serena auch einmal, daß Adorjon, während er sie anbetet, mit einer Anderen verlobt sei, die er nehmen muß; denn gegen den Rück-

tritt ist ein Vertrag über 150,000 Gulden vorhanden, das aber sei viel Geld. Serena's gesammtes Vermögen reiche dazu nicht aus, denn ihr Vater war nicht besonders reich gewesen.

Serena verfuhr mit diesem Einwande so, wie sie die Sache sich ihrer und Adorjans am würdigsten vorstellte.

Als sie einmal beim Abendrothe unter den Bäumen des Blumengartens von Bad Szén promenirten, ergriff sie ihres Anbeters Hand, und schaute mit ihren reinen dunklen Augen in dessen Augen.

„Antworten Sie mir, Adorjan, auf meine Frage offenherzig.“

„Befehlen Sie über mich,“ erwiderte der Jüngling mit entschiedenen Mienen. Es war nämlich entschieden, daß er soviel lügen werde auf jegliche Frage, als er nur irgend vermöge.

„Sie sind verlobt mit der Tochter Torhànyi's?“

Adorjan hatte die beste Gelegenheit, eine doppelsinnige Antwort zu geben.

„Die Welt sagt das, auch unsere Väter beschlossen es so. Doch wir selber wissen nichts davon.“

„Daß auch ein Zeitpunkt festgesetzt sei, an welchem Sie einander heirathen müssen.“

Adorjan lachte auf.

„Ein Termin ist festgesetzt; aber ich bin des Glaubens, viel eher für's Bezahlen, als für's Heirathen. Das ist Sache der Kaufleute, gnädiges Fräulein; die auf sehr gefährlicher Basis ein Geschäft aufbauten: auf die Neigung ihrer Kinder. Zur Kinderzeit waren wir einander gut; unsere Väter machten ein „Risiko“ aus unseren unreifen Zuneigungen und schlossen einen Handel ab, ohne uns zu fragen, ob auch wir in selben willigen? So pflegen sie auf Raps, Zuckerrüben, Tabak Kontrakte abzuschließen. Möglich, daß der Raps erfriert, oder ihn Hagel zerschlägt, und sein Preis kann hinauf- und hinabsteigen. Der Zurücktretende zahlt Reugeld.

„Man sagt, Ihr Vater verpflichtete sich zu 150,000 Gulden Reugeld, wenn Sie zurücktreten?“

„Sicherlich wird er's auch bezahlen; wenigstens ich befreie ihn nicht davon.“

Adorjan blickte in dem Momente mit so glühender

Leidenschaft in Serena's Augen, daß Serena durch ihn bezaubert war. Ihre Stimme zitterte förmlich, als sie weiter sprach.

„Und jenes Mädchen ist überdies sehr reich."

Für Adorjan war es eine zu günstige Gelegenheit, mit stolzer Wegwerfung zu sagen:

„Ach, was wäre das für ein Mann, der bei einer Frau, von welcher er Liebe erwartet, Geld suchen würde! Ich schätze nie das Geld."

Nun, darin sagte er die Wahrheit.

„Und sie ist eine sehr schöne Frau," fuhr Serena ängstlich fort: „man sagt, sie sei auch gut, und sehr gebildet!"

„Ich leugne ihr gar nichts ab; sie ist schön, gut, gebildet. Aber wenn ich sie nicht liebe?"

Serena kehrte sich nun plötzlich mit erglühtem Antlitze Adorjan zu.

„Und wissen Sie, daß ich arm bin?"

Das war ein Geständniß in optima forma. Und zwar ein aufrichtiges, aus reiner Seele kommendes Geständniß.

Ein Mann von echter, gerader Seele wäre durch diese Worte bis an seinen Todestag selig gewesen. Er hätte geantwortet, „ich werfe Alles von mir, was ich außer Dir besitzen kann, Du bist mir mehr als die ganze Welt werth.“ Aber Aborjan war dieser Mann nicht. Zuerst fühlte er seine Eitelkeit befriedigt; dann dachte er daran, daß die Komtesse gar nicht so arm sei, als sie selbst sich ausgiebt. Zuletzt — es giebt Wege und Arten, das Opfer zu umgehen, auf das anderseitig diese Verbindung zu stehen kommen sollte. Papachen Borz hatte ihn schon darüber aufgeklärt, und dem Sohne gefiel das Mittel: Amalien nicht zu entsagen, sondern die Komödie so lange fortzuspielen, bis diese selbst ihm durchgeht. Wenn früher nicht — doch vor den Stufen des Altars.

Demnach konnte Aborjan in sehr gewählten Ausdrücken Serena sagen, daß er sich glücklich schätzen würde, besäße die Komtesse auch gar kein Vermögen. Daß von jenem Augenblicke an, als er sie zuerst ersehen, er durch sie so bezaubert war, daß er auch sein Leben für ihre Liebe hingeben würde.

Serena drückte zartsinnig die nach ihrer Hand langende Hand Adorjans. Die Frauen sind stets so schlechte Kritiker, wenn sie glauben, ihr Ideal gefunden zu haben.

„Sehen Sie," sagte die Komtesse, „ich habe böse Launen. Ich bin manchmal für alle die unausstehlich, die mich umgeben. Oft verletze ich solche aus momentaner Leidenschaftlichkeit, die ich liebe und verehre. Ich bereue das stets, bereue es bitter, aber ich gestehe nie ein, daß ich verletzte. Mich widert jede Schmeichelei, jede Schönthuerei an, denn hinter diesen versteckt sich stets Verstellung, Lüge. Drum glaubt man, ich sei herzlos. Meine eigene süße Mutter haßt mich, weil ich ihr nicht zeigen kann, wie sehr ich sie liebe, und ich wechsle lieber jahrelang mit ihr kein Wort, als daß sie argwöhnen sollte, ich kehre aus Interesse für mich zu ihr zurück."

Adorjan war nahe der Narrheit, es auszusprechen, wie ihm das schon Mehrere gesagt hätten, doch daß er nichts darauf gebe. Der Gatte hilft dem leicht ab.

Doch statt dessen rühmte er der Komtesse schöne Augen. Das war das Klügste, was er sich erdenken konnte.

Serena schob ihre Hand in Adorjans Arm.

„Wenn ich Jemanden liebe, sei's nun Verwandter, Geliebter, oder Lieblingsthier, für die kann ich blind Alles opfern. Ich hatte ein Hündchen, man sagte, es sei toll geworden, ich sollte es erschießen lassen. Ich gestattete das nicht, ich hielt es in meiner Stube, pflegte es, mit dem Bewußtsein, daß ich mit dem allerentsetzlichsten Tode spiele, bis an des Thieres letztem Athemzug. Man sagte, ich sei verrückt; doch ich liebte das kleine Geschöpf gar sehr. Ein Mensch beleidigte meinen Stiefvater arg; ich opferte dafür meinen Ruf vor der Welt, Rache an dem Menschen zu nehmen, und ich nahm Rache. Jedermann verurtheilte mich, doch ich war mit mir selbst zufrieden. Ich frage Sie nicht, welchen Rang, welches Schicksal Sie mit mir theilen? Führen Sie mich nach einer Strohhütte, wo eine geizige Hand die Lebensbedürfnisse vorwiegt, und man mir Abends berechnet, was ich Tags gearbeitet? Ich frage Sie nicht, was für

Leute Ihre Verwandten sind, unter die Sie mich einführen? Werd' ich einen zornigen Schwiegervater haben? Eine streitende Schwiegermutter? Ich frage Sie nur, haben Sie ein so edles Herz, als ich das von Ihnen glaube? Sind Sie fähig, all' Das von sich zu werfen, was Sie lieben könnten, für Jene, welche Sie lieben?"

Adorjan war dazu ermuthigt, sich jetzt gleich selbst so anzupreisen, nur wie es die Komtesse wünschte. Doch Serena kam ihm bei dieser Absicht zuvor.

„Ich weiß, daß Sie oft leichtsinnig waren." Adorjan dachte hierbei geheim, „nun, da muß sie viel von mir wissen?" Doch fuhr sie fort: „aber ich weiß sehr gut, daß ein edler Stein der Herd der wilden Flamme ist. Als Ihre Opferbereitwilligkeit sich mit der meinen traf, da bildete ich mir ein, den Schlüssel zu einem seltenen wackeren Karakter gefunden zu haben."

„Weh!" dachte sich Adorjan; „und wenn Du einmal den Schlüssel zu diesem Schlüssel finden solltest!"

„Ich verlange von Dem ebensoviel Selbstaufopferung, dem ich mein Schicksal anvertraue, als mit gleicher ich mich ihm nähere, und ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß er je schwanken könnte, sobald es zu wählen giebt.“

Aus Adorjan's Mienen konnte Serena entnehmen, daß all Das in so hohem Style gesagt war, den er nicht verstand.

Serena stellte ihm sich gegenüber, und ihre scharfen durchdringenden Augen in Adorjan's gedankenlose Augen vertiefend sagte sie:

„Wagen Sie es, mir zu versprechen, daß von dem Augenblicke an keine jener Banden mehr vorhanden sein werden, welche Sie an eine andere Frau knüpfen? Daß nicht mal ein Spinngewebfaden davon zurückbleibt? Daß nicht Liebe noch Sebstinteresse Sie ferner dahinziehen?“

Adorjan schwur, wie nur irgend ein Ordensritter.

„Dann — vertrauen Sie mir,“ sagte Serena, glühend die Hand des Jünglings drückend; und darnach ließ sie ihn flammenden Antlitzes dort stehen. Eilend

entfernte sie sich hinauf zu, nach der Sommxa-wohnung.

Adorjan folgte durstigen Blickes dem Entschweben dieser mythischen Gestalt, die längs hin die mäandrischen Wege des Gartens entschwand und dachte sich selbst-zufrieden:

„Sie ist in mich verliebt.“

Andern Tages Abends war Adorjan daheim bei seinem Vater.

„Nun, wie weit bist Du schon?“ frug der Alte ungeduldig. Denn die Zeit war bereits dringend, der Termin mit Torhànyi nahte heran.

„Wie steht Deine Sache?“

„Gut und schlecht. Das Mädchen, freilich, das ist in mich verliebt. Das wäre bereit, heute mit mir zu fliehen.“

„Nun, wahrlich, das brauchte ich blos noch!“ schrie erschrocken der Schafzüchter auf. „Und das Reugeld der Torhànyi?“

„So? Wahrhaftig. Nun, so lange ist ja keine Rede davon. Aber mit dem Vater der Komtesse kam ich sonderbar an.“

„Hören wir, hören wir; nun?“

„Nun, ich ging am Abend noch desselben Tages, an dem mir die Komtesse ihre Liebe gestand — sie selbst fing an, ich forcirte sie nicht einmal, — zu ihrem Stiefvater, zum Grafen, und bat solenniter um Serena's Hand.“

„Nun? und war der Graf nicht aufgebracht?“

„O nein.“

„Das ist gut.“

„Nichts weniger als gut. Er lachte, als ich ihm sagte, daß ich Serena heirathen will, und er sagte, ich möge thun, was ich für's Beste halte. Er hatte einen dicken Tschibuk im Munde, auf den schien er weit mehr zu achten, als auf den ganzen Diskurs. „Lieber Adorjan, ich habe mich längst schon dessen entwöhnt, mir über die von meiner Stieftochter Serena vollführten Dinge Kopfschmerz zu machen. In meinem Hause ist Jedermann sein eigner Herr, und macht, was ihm gut dünkt. Bereits mich erzog man so und so erziehe ich meine Kinder, und hatte keine Ursache, es zu bereuen. Sowohl meine Tochter wie meine

Stieftochter, sie lieben mich aufrichtig und hängen an mir, wenn auch jede in völlig anderer Art. Cecil liebt mich gleich einem Kinde, Serena wie ein Mann. Thäte Noth, sie duellirte sich meinetwegen. Ich befehle nichts, verlange nichts, gestatte blos zu ahnen, was ich liebe, was nicht, und man versteht es. Aber in Liebesangelegenheiten, in Ehefragen erlaube ich mir nicht einmal, etwas zu ahnen. Das ist mir völlig gleich. Bitte, mißverstehen Sie mich nicht. Nicht deshalb ist mir's gleich, weil mich nichts anginge, wessen Gattin sie wird? ob sie glücklich oder unglücklich werde? Ehre oder Verachtung sich zuzieht? Nicht deshalb, sondern darum, weil sie gar zu oft schon Jemand heirathen wollte. Lieber Adorjan, Sie sind nicht der Erste, der mit den Worten vor mich tritt: „Geben Sie mir Serena's Hand, ich besitze die Einwilligung des Fräuleins;" und den ich durch die Antwort beruhige: „gehen Sie darnach aus, lieber Freund, aber geben Sie Acht, daß Sie nicht hinterdrein zurückbleiben." Jetzt bin ich's schon gewohnt, ihre Launen nicht ernsthaft zu nehmen. Drum, lieber

Adorjan, setzen Sie sich zu mir her, brennen Sie sich eine Pfeife an, und sprechen wir von was Anderem. Ich danke Ihnen sehr, daß Sie mich in's Vertrauen gezogen, aber Sie werden entschuldigen, wenn ich mir diese Anfrage nicht notire."

„Nu, derart hat er Dich doch immerhin nicht abgewiesen."

„Das ist böser, als eine Abweisung. Er ließ mich verstehen, er sehe in mir auch nichts weiter, als einen von den vielen Narren, mit denen sich Serena eine Unterhaltung gemacht, deren Liebesgeständnisse anhörend, sie zu kühnen Hoffnungen ermuthigend, und als sie dann zu freien kamen, zog sie sie alle, wie der Vogelsteller die dummen Rothschnäbel, einen nach dem andern, auf dieselbe Schnur auf."

„Hm, hm; sollte sie das zu thun gewohnt sein?"

„O mit mir kann sie das nicht thun. Mich liebt sie wirklich." Und hier verstummte Adorjan, und neigte den Kopf; denn es fiel ihm bei, daß sie gesagt: „ich liebe Dich, weil ich Dich für einen wackeren, großherzigen Ritter halte," er aber sagte sich: „und das bin ich nicht,

und sie weiß nicht, daß all Das Lüge ist, was sie an mir liebt.“ Doch er war leichtsinnig, schlug sich rasch solche traurig machende Worte aus dem Kopfe. — Dann setzte er fort: „Ich frug den Grafen, ob er was an mir auszustellen habe? Er antwortete, das sei eine völlig überflüssige Sache. Auf meine Bemerkung jedoch, daß ich auch mit Serena's Mutter sprechen wolle, gab er mir sehr höflich zu wissen, daß die arme Gräfin ohnehin schon sehr nervös sei, und daß sie jegliche geringste Ungewöhnlichkeit sehr alterire, demnach die Aerzte es geradezu verboten haben, ihr irgend welche Aufregung zu verursachen, wenigstens für so lange, als die Badekur dauert.“

„Ich weiß schon, was ihr Uebel ist, was sie gegen Dich vorbringen können?“ sagte der Schafzüchter mit schlauem Gesichtausdrucke; als wäre er hinter irgend eine sehr geheimnißvolle Sache gerathen. „Ich will dem schon abhelfen.“

Aborjan heftete die Augen offen auf ihn. Was mag der Alte wohl wissen? Denn das, daß er Reichslump sei, Kartenspieler, Trunkenbold, Prasser, das

weiß ja schon das Reich und die Welt, das ist nicht nöthig, daß es der Alte erst entdecke. Das weiß gewiß auch Graf Schomody, nur daß er es dem Menschen nicht so ohne Weiteres ins Gesicht sagen will. Und sicherlich hat auch Serena das schon oft genug gehört. Doch dergleichen macht einen Mann für die Frau nur noch um so interessanter. Die Frau glaubt bei sich stets, es sei ihr Beruf, durch die Kraft ihrer Liebe Seelen emporzuheben. Wie aber dem der Alte abhelfen will? Das war Adorjan nicht gleich übersehbar. Er wird ihm doch nicht etwa das Weintrinken verbieten wollen?

„Ihr Uebel ist," sagte geheimthuend der alte Borz, — und Adorjan am Schnurenrock erfassend, zog er ihn näher an sich heran — „daß Du nicht Graf bist, gleich ihnen!"

Hm. Das wußte Adorjan selber schon längst; doch das war ja eben das große Glück, daß ein gräfliches Fräulein in den Sohn eines gewöhnlichen Adeligen verliebt ist, und heirathet er sie, so kann er stets vor Andern sagen: „meine Gemahlin, die Gräfin" Und

das Gesinde nennt ihn ferner nicht mehr hochansehnlicher Herr, sondern nach ungarischem Gebrauche Euer Gnaden, da er eine Komtesse ehelichte. Das ist ja eben die Essenz des ganzen Verhältnisses."

„Als die Komtesse den Baron Ludvèghy heirathen wollte" — sagte der Alte, seine Rede klug an den Fingern herabzählend, — „da waren die Grafen in Verzweiflung gerathen, weil sie auf ihn zürnten und weil er zerrütteten Vermögens ist; dann auch, weil er Nichtsnutz ist, um die Wahrheit zu sagen. Als aber Adorjan Borz um ihre Tochter freit, da lachen sie blos, da achten sie nicht mal auf die Sache; denn der ist blos eines Schafzüchters Sohn. Aber der Schafzüchter hat Geld, mehr als sie. Doch sie werden nicht lange lachen! Das wette ich!"

Adorjan harrte, welchen Talisman der Alte auffinden werde, durch dessen Kraft er es hindern könne, daß die, welche lachen wollen, nicht lachen sollen?"

„Auch Du wirst Graf!" rief der alte Herr aus und begann in seiner Freude zu kichern. Der Gedanke

gefiel ihm so sehr, daß er darüber kicherte und ganz roth wurde.

Vor Adorjan war die Aussicht nicht ganz klar; er wußte nicht, auf welchen Wegen sein Alter sich vorstelle das durchzuführen; vielleicht hat er irgendwo eine alte Hundshaut aufgefunden, aus der hervorgeht, daß seine Ahnen, bevor sie Schafe schéerten, Fahnenherren waren? Oder erwartet er von seinem Sohne, daß der auf irgend eine Art das Reich rette und für seine patriotischen Verdienste zum Magnaten ernannt werde? Oder wolle er blos so via facti einen harmlos umherlaufenden gräflichen Titel abfangen, und sich den ansehen, der ihn wieder davon trennen könne?

Der alte Borz konnte noch immer schwer zu sich kommen vor all dem vielen Lachen, und es kam ihm auf Arbeit zu stehen, mit seinem Sohne ernsthaft sich zu verständigen.

„Also weißt Du, ich habe einen Agenten in Wien. Ein sehr wackerer, kluger Mensch. Mit dem habe ich schon verhandelt, auf welche Weise der Mensch zum Grafen werden kann. Weißt Du, zu einem

Grafen! zu dem Jedermann sagt „gnädiger Herr Graf!“ dem es gestattet ist, an den Hof hinzugehen, und erlaubt ist, sich an den Tisch des Königs zu setzen. . . .“

„Gut ist's, gut ist's. Weiß ich doch, was Alles ihm erlaubt ist!“

„Nun der Herr Agent, der wackere, kluge Mann, sagte, das sei nicht unmöglich. Wenn der Mensch irgend ein großes Opfer bringt, einen sehr großen Dienst leistet, was freilich auf viel Geld zu stehen kommt. Ich weiß nicht, wie? aber er weiß es schon, denn er ist ein sehr kluger, erfahrener Mensch; dieser Herr sagte mir auch mehrere solche Grafen, sogar Fürsten, die derart zu großen Herren wurden. Nun, ich wünsche nicht Fürst zu werden, das ist mir zu viel. Aber Graf könnte ich allerdings werden. Ich könnte es! Ich könnte mir Pferde halten, wie Irgendwer, denn ich hab's, wovon? Könnte mir eine Herrschaft kaufen, wo mir's beliebt, und wie groß sie mir beliebt. Nun, ist das nicht wahr?“

Adorjan verlor sich in Gedanken. Irgend eine dunkle Ahnung flüsterte ihm zu, die Frau, die sich in einen Jüngling unter ihrem Range verliebte, und bereit war, ihrem Titel zu entsagen, um zu ihm hinab zu steigen, werde sie nicht den lächerlichen Menschen verachten, der sich Rang für Geld kaufe, um sich bis zu seiner Geliebten zu erheben? Doch, dann strich ihm diese vernünftige Ansicht der angenehme Gedanke aus dem Kopfe, daß es doch schön wäre, könnte der Mensch sich die Zigarre mit dem Bewußtsein in den Mund stecken: „auch ich bin Magnat!"

„Aber dann mußt auch Du mir versprechen, Adorjan, daß Du mir gehorchst in dem Einen, um was ich Dich bat?"

Adorjan lachte auf; er zuckte die Achseln.

„Gut!"

Warum hätte er es nicht versprechen sollen? Es war ja blos von einem spaßigen Spiele die Rede, das er durchführen sollte ... jawohl, von einem niederträchtigen, ehrlosen Spiele.

Adorjan war dazu bereit.

IX.

Klein-Eden.

Herr Torhányi war in jener Zeit ein höchst angesehener Mann in der Geschäftswelt. Die, welche sich noch auf jene geräumigen Magazine an den Donau-Ufern erinnern, die werden es sagen können, welch ein Heer von Volk dort kam und ging, und dort herum bis zum späten Abend arbeitete. Hier schleppte man von den Schiffen Getreide in großen zweirädrigen Karren. Dort hob man von Fuhrwagen ungeheure Verkaufsartikel herab, Bretterkisten und Verschläge, rollte zahllose Tonnen herbei und ihrer Fünf bis Sechs schleppten Wollsäcke, sie auf den Rücken tragend, keu-

chend daher. Betriebsame Spediteure liefen mit Rechnungsbüchern dazwischen umher, prokuraführende Agenten unterhandelten mit den kleineren Kaufleuten, und im Bureau saß eine Schaar von Schreibern und schrieb ungeheure Bücher mit Zahlen voll.

Herrn Torhànyi's Geschäft ging glänzend vorwärts. Millionen liefen durch seine Hände, das wußte Jedermann. Er war in allem glücklich, wozu er griff. Er klagte nie über schlechte Zeiten. Ihm zahlten sich auch die stiefmütterlichsten Saisons reichlich aus. Er verstand sich auf jeden Zweig der Kaufmannschaft. Getreide, Wolle, Südfrüchte, die verkaufte und kaufte er. Er diskontirte Wechsel. Er hazadirte mit Kreditpapieren und Alles schlägt ihm gut aus. Seine Spekulationen sind immer glücklich. Keinerlei Artikel bleibt ihm liegen. Manko, Defizit, uneintreibbare Schulden finden sich zwischen seinen Rubriken nicht. Er weiß den Punkt zu treffen, auf welchem man sich sofort von der Hausse zur Baisse wenden muß. Und als wenn die Glücksgöttin selber dazu beitrüge, so wird der, welcher ohnehin schon reich ist, auch noch

alljährlich der Gewinner eines Lotterieloofes. Es ist ein wirklich publiker Skandal bereits, liest man nach der Ziehung, daß schon wieder Torhànyi 50-, 60-, 80,000 Gulden gewonnen habe, der schon seither nicht wisse, wohin mit all dem vielen Gelde.

Denn hätte er nicht gar soviel Geld überflüssig, so könnte er nicht dergleichen treiben, wie z. B. vor einem paar Jahren, als ein Wiener Großhandlungshaus Bankerott machte und auch verschiedene andere Häuser mit in die Kondolenz hineinriß, und man sich erzählte, daß auch Herr Torhànyi mit ein paar mal hunderttausend Gulden schwimme, während er jedoch, als man ihn eben am besten bedauerte, inmitten der Donau eine wüste Insel kaufte, vis-a-vis seinem Magazine. Er überbrückte den Fluß auf eigene Kosten, fortifizirte die Insel durch starke Dämme, und schuf auf ihr solch einen englischen Garten, daß derselbe später den stolzen Namen führte „Klein-Eden“. Zwischen den Auen aller seltenster, kostbar blühender Bäume hoben sich Lusthäuschen hervor, umrankt von aufkletternden Rosengesträuchen, daß jedes Haus

schon von Weitem durch die aufgeblühten Rosen zu glühen schien.

Reizende Fontainen schossen ihre Wasserstrahlen aus blendenden Marmorbecken, umgeben von exotischen Pflanzen und geschmückt durch die weißen Glieder der Statuen. Derart antwortete Torhànyi auf die ihn bemitleidende öffentliche Meinung, als man am meisten um ihn besorgt war. O, man muß um Torhànyi nicht einiger elender 1000 Gulden wegen bangen. Torhànyi spürt das nicht. An Einem Platze verliert er sie, am andern gewinnt er sie doppelt. Außer seinem liegenden Besitze, wer weiß wieviel er noch an Kapitalien hat, welches das arme Menschenkind nicht blos ahnen, sondern auch sehen kann.

Herrn Torhànyis Kredit hob zugleich das noch ganz besonders, daß er sich nach jedem glücklichen Unternehmen auch der auf Wohlthätigkeit angewiesenen Häuser der Armen erinnert. Er schenkt Hunderte und Tausende an Spitäler, an Kirchen und zu den Stadtbedürfnissen. Er bleibt nirgends weg, wo irgend ein patriotischer Akt auszuüben ist. Er nimmt Theil

an Gründung aller Reichs-Institute. Die dankbaren Journale zögern nicht, seine Wohlthaten zu verkünden und dann kann der Meusch erfahren: Herr Torhányi habe wieder sehr viel gewonnen; denn zu Ende dieses Jahres habe er aus dem Reingewinn der Bilanz reichlich beigetragen zu schönen und edlen Zwecken.

Mit einem Worte, Herr Torhányi ist ein wackerer, ein solider, ein glücklicher Mensch! . . .

Und das Ganze war doch nichts — als Schwindel.

Torhányis gesammtes Geschäft war auf Eis gebaut; es durfte blos die Sonne warm darauf scheinen, und Alles zerschmolz in Nichts. Alles, Alles war Täuschung. Es täuschten die ein- und ausladenden Schiffe, die herangerollten Fässer, die in die Hauptbücher geschriebenen ungeheuren Zahlen, die großen Gewinnste und die Wohlthätigkeitsgaben, die Fruchtbäume von „Klein-Eden", sogar auch Fräulein Amaliens Diamanten. . Nichts als Schwindel das Ganze!

Aber wer eben konnte das wissen?

Wer konnte wissen, was in jenen verschlossenen Magazinen ist? Daß Torhányi schon seit langer Zeit

die gefährliche Praxis treibt, zu hohen Preisen Waaren von geringem Werth auf Kredit zu entnehmen, und sie gegen baar wohlfeiler dahinzugeben, als er sie gekauft hat? Mit solch erlangtem Gelde bezahlt er dann ältere Verpflichtungen und löscht durch neue Schulden die fälligen Termine der Rechnungen.

Wer konnte wissen, daß es in Torhànyi's Magazinen ganze Abtheilungen giebt, vollgefüllt bis an den Plafond mit Tonnen voll Zucker, Kaffee, Vitriol, während in Wirklichkeit in keiner was ist, als — Sand; aber das waren Schaustücke, auf die er in jedem Augenblick Tausende von der Bank bekommen kann. Die Bank sucht stets solide Hypotheken, da sie auf Grundbesitz nichts zu leihen vermag.

Wer kann wissen, daß Torhànyi's Geschäft schon seit Jahren so in der Luft schwebt wie Mahumeds Sarg? Mit wenigstens doppelt so viel Schulden als Werthen. Es ist eine sehr schöne Wissenschaft, zwischen zwei Gläubigern, den Einen mit dem Gelde des Anderen zu bezahlen, und mit dem eines Dritten den Zweiten.

Und dann die großen Gewinnste an der Börse? Auch das ist alles Schwindel. Aus den Triumfen macht der Mensch ein großes Geschrei, die Schlappen verschweigt man. So glaubt man denn, man sei stets glücklich.

Ein keckes, lächelndes Gesicht zur Zeit des Verlustes ist eben so viel werth, als eine volle Börse; wenigstens in der Geschäftswelt.

Und die prächtige Insel inmitten der Donau, das herrliche, sublim benannte „Klein-Eden," — das ist längst schon einem Wiener reichen Bankier verkauft, der Form nach ihm übertragen, und blos geheimer Vertrag hindert, daß vor einem Jahre Jemand etwas davon erfahren darf.

Jedoch die Lotteriegewinnste? So viel aufeinander folgendes fänomenales Glück? Auch das ist blos Schwindel. Torhányi treibt damit großartiges Hazardspiel. Soviel er gewinnt, weitaus mehr giebt er auf Ankauf der Loose aus, die gewonnen haben, und wie viel er bei diesem geheimen Spiel gewinnt, das rechnet Niemand nach.

Noch mehr.

Auch das Spiel mit der Wohlthätigkeit, mit den freiwilligen Gaben ist nur Blendwerk, und zwar das allerschädlichste. Jene frommen Institute, denen der Kaufmann manchmal Dotationen zu schenken pflegt, in voller Großmuth, glaubten alle ihre Kapitalien nach keinem sichereren Orte tragen zu können, als daß sie den hochakkreditirten Kaufmann ersuchten, er möge ihnen ihr Geld hüten. Er deprezirte zwar dagegen, denn die Manipulation mache viel Arbeit. Jedoch immerhin akzeptirte er die Gelder aus Geschäftsliebe und Herzlichkeit, und hatte die Güte, ohne alle Bezahlung deren Unterbringung zu besorgen. Man konnte daran auch keinen Fehl entdecken; die Zinsen wurden regelmäßig bezahlt, die Rechnungen sind stets in Ordnung, die Kassen bis auf den letzten Pfennig gefüllt. Kuratoren und Direktoren können ruhig sein, daß sie das Gemeindevermögen in solch eines wackeren Mannes Hand gelegt hatten.

Aber wie? sollte man einmal — an einem schönen Morgen, zufällig sich sagen: „Herr Torhànyi kam

nicht zur bestimmten Stunde heim, in der er daheim sein sollte, in welcher Leute mit langem Gesichte seiner mit langen Briefen harren," und dann vergeht Tag auf Tag, und täglich beginnen mehr Leute mit langen Gesichtern an der Klingel zu reißen, und auf der Brücke zum „Klein-Eden" zu stampfen; und die Gesichter werden immer länger! Dann, ja dann, was werden dann jene so schön patronisirten Institute sagen, welchen man so unversehens die naturwissenschaftliche Wahrheit lehrte, daß Eis, auch wenn man's unter dreifaches Schloß in eine Eisenkiste verschließt, doch schmilzt?

In der Hand der patriotischen Institute verbleiben dann über große Summen ausgestellte Obligationen, welche, zum Lachen, auch auf da oder dort liegenden Dominiums intabulirt sind, welche Dominiums aber zusammen blos aus ein paar Morgen mähbaren Grundes bestehen, im Winkel mit einem zerfallenen und eingestoßenen Wächterhäuschen.

Und schließlich die Pracht der Säle, die Massen Silber und die Goldsachen, die falschen Diamanten

in Amaliens Ohrgehängen ... doch Pardon, tausendmal um Entschuldigung, Verzeihung bitte ich; ich habe ja kein Wort gesagt.

Belieben Sie darüber nicht zu erschrecken; ich wollte Herrn Torhányi's Kredit nicht erschüttern. Bereitet sich doch eben jetzt das ganze Haus vor auf die prächtige, großartige Hochzeit, welche einen Millionär — und zwar einen wirklichen! — durch seinen Sohn an das Haus schmieden wird, und das derart gewiß sich neuerdings kräftigt. Und sollte sich das vereiteln, so brächte das der Kasse 150,000 Gulden baares Geld ein, damit man wieder hübsch lange Zeit das Auge des Publikums blenden kann.

Es nahte bereits der Tag der Hochzeit, Gäste und Brautstände fanden sich schon alle ein, die Hochzeitskostüme sind auch schon fertig; Personen, welche sich darauf verstehen, haben schon Pasteten und Torten gebacken und allerlei geschmort — zu einer Hochzeit, die nie stattfinden wird.

Amalie promenirt mit dem Baron Ludvéghy im englischen Garten, und erzählt ihm von ihres Vaters

Unternehmungen, von erträumten Haupttreffern, von Schiffen auf dem Meere. Der Baron aber verschaffte ihr außerordentlich interessantes Amüsement dadurch, daß er von seinen Wirthschaftsbeamten fabulirt, die ihm über Hürden und Gestüte referiren. Schließlich finden beide sympathisirende Seelen sich in ihren Schwärmereien bei einem gemeinsamen Kohlenbergwerke zusammen, welches der Obergeometer des Baron Ludbèghy entdeckte, und aus dessen Schürfung, übernähme sie ein Kapitalist, man die Millionen nur so herauszuschöpfen brauchte, den einen Eimer für sich, den andern für den Baron.

Herr Torhànyi unterdeß glänzt in voller Klassizität beim Empfang seiner Gäste. Jedes Wort, jedes Lächeln ist mustergiltig bedacht; die Meister der Verstellung könnten daran nichts zu rügen finden, weder Fehler noch Zögerung. Niemand auf der Welt könnte an diesem heiteren, selbstzufriedenen Gesichte jene innere Unruhe entdecken, welche das Herz so unausgesetzt wogend macht, wie der ausgetretene Bach das Müh-

lenrad; nämlich der Gedanke: „werden sie wohl kommen? Werden sie nicht kommen?“

Jeder Wagen, dessen Gepolter über die Brücke sich vernehmen läßt, erneut in seinem Herzen diese Pein: „ob sie wohl kommen?“

Inmitten der größten Besorgniß bekommt er einen Brief aus Wien, vom dortigen Agenten. Er geht damit zur Seite, wo er sein Antlitz von dem ermüdenden Lächeln ausruhen lassen kann; und als er den Brief durchliest, lebt er vollkommen wieder auf; jetzt lächelt er nicht mehr aus Zwang, sondern wirklich. Man schreibt ihm, Adorjan Borz habe Schritte gethan, sich in den hohen Adel erheben zu lassen. Der alte Borz habe seinen Agenten angewiesen, kein Opfer zu hoch zu finden.

Das ist eine sichere Nachricht, auf die kann man kühn spekuliren. Das ist so solide Basis für den verständigen Geschäftsmann, wie bei der Rapsspekulation ein jeder wochenlange Frost zu 22 minus Grad Reaumur. Es ist sicher, daß bei 22 Minus der Raps erfriert, und der Preis des Vorraths in die Höhe

geht. Eben so sicher ist es, daß Adorjan Borz nicht deshalb Graf werden will, um eine Kaufmannstochter bürgerlicher Herkunft zur Frau zu nehmen.

Ohne Zweifel bekam Adorjan vom Grafen Schomody Ermuthigung, daß er Serenas Hand gewinnen könne, und nur der Standesunterschied mache noch Schwierigkeiten zwischen ihnen. Diese Kombination ist klar.

Der alte Borz zieht die Entsagung bis zum letzten Augenblick hinaus, hoffend, daß ihm vielleicht der andere Schwiegervater darin zuvorkomme. Aber darin täuschte er sich sehr. Herr Torhányi ist ein unerschütterlicher Spekulant; er ist auf jede Wendung gefaßt. Zurücktreten wird er auf keinen Fall. Kommt es dazu, daß die Herren Borz wirklich erscheinen, so wird er sie herzlichst empfangen; holt sich Adorjan in der That Amalie, so ist es auch gut. Er wird kaltblütig ansehen, wie seine Tochter sich mit solch einem Manne vermählt, den sie nicht liebt, und der sie nicht liebt, der eine Andere liebt und den er haßt.

Ah, doch jetzt lassen sich bekannte Töne in dem

Nebensaal vernehmen; so bekannte Töne, die zu vernehmen Herr Torhànyi nicht hoffte diesmal das Glück zu haben. Es sind wahrhaftig meines Herrn v. Borz krächzende Worte. Herr v. Borz spricht immer in solchen Krähtönen; bei jedem fünften Worte hüstelt er, nicht etwa als litte er an kronischem Schnupfen, sondern blos um sich dadurch noch angenehmer zu machen.

Dieses kehlenraspelnde Krächzen meinte Herr Torhànyi inmitten der süßesten Konjekturen in seinen Prachtsälen zu vernehmen.

Nun! den kann auch der Teufel holen. Und wenn gar erst der Bräutigam wirklich zur Hochzeit gekommen wäre! es giebt wohl noch soviel Gerechtigkeit unter der Sonne, daß solch himmelschreiendes Unrecht nicht vollbracht werde. Es wäre entsetzlich, hielte der Bräutigam sein Wort und feierte er die Hochzeit.

Die Bedienten öffneten vor Herrn v. Borz die Thüre. Der hatte aber noch eine kleine Streiterei mit ihnen, weil sie ihm außen nach Herrengewohnheit den Oberrock abgenommen, und er bangt, daß man ihm daraus was stehle.

„Ah, ah, in jenem Oberrock habe ich allerlei, ein Taschentuch und ein Schafimpfungsmesser; es gehe nur nichts davon verloren. Wer wird drob Sorge tragen? Sie? wie heißt man Sie? Schaan? aber heißt man Sie wirklich Schaan? Also von Ihnen werde ich mir dann meinen Rock ausbitten. Dann möge aber nichts daraus fehlen, das sage ich. Denn ich weiß alles, was darin ist. Der Teufel hole solch eine Mode! Der Mensch läßt so weit von sich seinen Rock weg. Man kann ihn sogar vertauschen. Unter soviel Menschen!"

Das war wirklich wahr, es befanden sich schon viele Menschen im Prachtsalon. Alles Hochzeitsgäste aus ferneren Gegenden, die einen Tag früher angekommen waren, um nicht weg-zu bleiben — von solch einem Feste, welches die Hauptagirende in keinem Fall abhalten wollen.

Herr Torhànyi sah unter Hoffnung und Verzweiflung seinem künftigen Mitschwiegervater entgegen; den erblickte er also; doch — Adorjan nirgends.

Der alte Borz war allein gekommen.

„Gott brachte Sie! Gott brachte Sie, lieber, verehrungswürdiger Mitschwiegervater.“

Es folgte nun Händedruck und Kuß.

„Sie beliebten anzukommen.“

„Ja gewiß. Doch wir hatten fatalen Weg. Aber was thut der Mensch nicht des Nutzens wegen.“

„Und wegen des Glücks seiner Kinder,“ fügte der Kaufmann mit frommer Miene hinzu.

„Nun, auch deshalb.“

„Also, Sie hatten die Gnade anzukommen?“

„Freilich hatte ich die Gnade! Sie sehen ja schon, daß ich hier bin. In diesem Wetter und Umweg wäre ich von Szatmàr bis hieher keinem Menschen für 300 Gulden gekommen. Aber dem Herrn zu Liebe kam ich. Mögen Sie nicht sagen, daß ich weg geblieben. Hier ist der Kontrakt in meiner Tasche.“

Herr Torhànyi schaute besorgt um sich, ob nicht die im Nebensaale befindlichen Gäste bereits was vernommen? dann sagte er:

„Ich hoffe, daß wir unseren Vertrag gegenseitig halten werden. Also ist auch Junker Aborjan gekommen?“

„O jawohl. Er ist bereits hier in der Stadt. Jedoch der gerieth an einige Kameraden, und jetzt leert er mit diesen einen Abschiedsbecher. Wissen Sie, mein großer guter Herr, es pflegen das die jungen Leute vor dem Eheschwur zu thun. Denn giebt es einmal eine Gemahlin im Hause, dann ist's mit der Freiheit vorbei."

Also um den Kummer zu vergessen?

„Was wahr ist, das ist wahr. In heutiger Welt kann die Sache sich wohl so wenden, daß nicht an die Braut, sondern an den Bräutigam die Reihe kommt in Weinen auszubrechen, wenn er vor den Altar treten muß. Jedoch trotzdem stehen wir für unseren Kontrakt ein."

„O, das dient mir zur großen Freude;" beeilte sich Herr Torhányi drauf zu erwidern. „Für mich ist es das größte Glück, das ich für meine einzige Tochter wünschen kann. Ein so schönes Vermögen und dazu noch ein Graf."

„Ein Graf? was für ein Graf?" schrie mein Herr Borz auf, das halbgeschlürfte Glas Marasquino

auf das Brett zurückstellend. Er war noch nicht an den Gedanken gewöhnt, daß er einen Grafen zum Sohn habe.

„Wer? Nun, den Grafen Adorjan Borz v. Rosenau! Belieben Sie ihn nicht zu kennen? Ja, ja! ich weiß auch das schon, ich kann sagen, daß auch ich dabei geholfen durch einen meiner Agenten, daß er diesen Titel bekommen. Natürlich, auch mir wird das zum Stolz gereichen.“

„Nun, wahr ist's; das ist wahr!“ sagte Herr Borz, der es für gut fand, auf diese Entdeckung hin sich niederzusetzen. „Ich dachte mir so, warum könnte nicht auch Adorjan Graf sein, da es schon so viele sind?“

„Wahrhaftig, ein großes Glück für Amalie. Ein Bürgermädchen! ich würde mich nicht wundern, wäre das einer Komtesse oder Baronesse zu Liebe geschehen. Aber für ein Bürgermädchen. Das ist wirklich umgekehrte Welt; doch sehr schön.

Herrn Borz genirte diese Wendung des Gespräches ungemein.

„Nun, was wahr ist, das ist eben wahr. Junker Adorjan hätte allerdings hübsche Partieen machen können. Doch, das ist nun einmal geschehen, dem können wir nicht abhelfen. Hier in meiner Tasche ist der Kontrakt, an den halte ich mich."

„Und auch Graf Adorjan?" frug anspielend Torhànyi.

„Nun natürlich! er muß das thun, was ich befehle. Der Herr Graf muß das thun, was der Schafzüchter befiehlt! ich ließ ihn nur deshalb Graf werden, um sagen zu können, der Schafzüchter befiehlt dem Grafen; denn der Schafzüchter ist der Vater, der Graf aber der Sohn! Drum muß er mir auch die Hand küssen, ist sie gleich bis an die Knöchel voll Wagenschmiere, denn ich bin der Herr!"

Herr Torhànyi ließ ihn fortschreien, er wußte, wie wenig Wahres daran ist.

„Wird Graf Adorjan zum Mittagtisch kommen?" frug er mit großer Freundlichkeit.

„Es ist nicht nöthig auf ihn zu warten, er kommt, wenn es ihm beliebt; der wird nicht hungrig sein.

Uebrigens, wenn das Diner spät ausfällt, so werde ich auch nicht darauf warten, denn ein anständiger Mensch soupirt um 6 Uhr, nicht daß er dann dinirt. Lassen Sie mir also nur etwas zum Beißen vorsetzen. Ueberhaupt liebe ich es nicht dort, wo viele Menschen auf einem Haufen beisammen essen. Ich bin gewohnt allein zu diniren; ich bin gewohnt, mich auf den Tisch zu lehnen, und dann während des Essens auszuruhen. Drum liebe ich nicht solche Gesellschaft. Der Mensch kann sich nicht einmal die Weste aufknöpfen, wenn er satt ist. Dann verstehe ich's auch nicht, mit jenen löffelartigen, silbernen Gabeln zu essen, und dann liebe ich es, in der Schüssel nach Lust umher zu rühren. Nun, also mir zu Liebe, lassen Sie Ihre geehrten Gäste nicht warten, sondern lassen Sie mir vorher allein serviren und irgend wo besonders. An mir ist ohnehin nichts zu sehen. Wahrlich, mit mir sollen sich auch die vielen kleinstädtischen Dütendreher keinen Spaß erlauben."

— „Bitte unterthänigst", sagte verletzt Herr Torhànyi; „meine Gäste insgesammt sind sehr distinguirte

Herrn, Hofagenten, Finanzräthe, Präsidenten, Direktoren . . . .“

„Ei was! — Nicht Einer von Allen hat einen Grafen zum Sohn.“

Und damit war die Rede entzwei geschnitten.

Meinem Herrn Vorz servirte man in der That besonders, was Herr Torhànyi vor seinen Gästen dadurch entschuldigte, daß der wackere alte Herr sich sehr angegriffen fühle, und sich früh niederlegen wolle. Daß aber der Bräutigam noch nicht angekommen sei, erklärte er dadurch, weil ihm auf dem Wege ein kleines Malheur zugestoßen sei. Doch werde auch er sofort anlangen. Geheim sagte er sich dabei: „Wovor mich aber alle Mächte des Himmels und der Erde bewahren mögen!“

Herr Torhànyi freute sich sehr, daß die sich so zahlreich in seinem Hause eingefunden, welche zum morgenden Feste offiziell geladen waren. Besonders aus Wien waren Viele gekommen. Eine Tante von Torhànyi spielte die Rolle der Hausfrau, welche man zu anderer Zeit nicht zu respektiren pflegte, und die blos die Vorzimmer beherrschte.

Das konnten aber die Gäste vom Lande nicht wissen.

Die Braut bemühte man jetzt nicht an den Tisch. An dem Tag vor der Hochzeit steht es ihr noch frei, sich zuletzt in ihrem Privatzimmer zu verbergen, wo nur vertraute Bekannte den Vorzug haben, sie zur Gratulation zu besuchen. Unter diesen Bekannten gehören auch die Beistände; einer von diesen aber war Baron Ludvèghy. War also daran etwas Auffallendes, wenn der freiende Beistand am Abend vor der Hochzeit einige Worte mit der Königin des morgenden Festes wechselt? Gewiß nicht. Es lag dies in Niemandes Interesse.

Die Gäste unterhalten sich, die Braut unterhält sich, der Bräutigam unterhält sich. — Gegen 10 Uhr kommt ein bekannter Geschäftsgenosse des Herrn Torhànyi aus der Stadt her; in seinem Antlitz nur zu sehr die Spuren des Erschrecktseins, welche er durch etwas Zorn verschönern will. Der ruft Herrn Torhànyi sehr geheimnißvoll zur Seite, einer dringenden Mittheilung wegen.

„Nun, was bringen Sie Gutes, mein Freund Hafner?“

Mein Freund Hafner ist in großer Hast dem Ersticken nahe, und denkt nicht, er habe eine Maske vor dem Gesichte, die was Gutes vorlügt.

„Sie sind völlig ermüdet; belieben Sie nicht ein Glas Champagner?“

„Ich danke, wahrlich ich trinke nicht; kaum kann ich noch sprechen. Stellen Sie sich vor, hochgeehrter Herr Torhànyi — soeben komme ich aus dem Gasthof.“

„Aha, also deshalb trinken Sie nicht?“

„Durchaus nicht. Ich spreche auch gar nicht deswegen. Im Gasthofe sah ich des hochgeborenen Herrn Bräutigam.“

„Zum Kuckuk? meinen Bräutigam? ich bin keine Braut.“

„Bitte, ich versprach mich, ich wollte sagen Ihren künftigen Schwiegersohn oder was. Mit einem Worte, Herrn Adorjan Borz.“

Doch jetzt konnte Herr Torhànyi dem Lachen nicht mehr widerstehen.

„Zum Teufel. Adorjanchen Borz! den Borz Adorjan.“

„Doch ich bitte unterthänigst, belieben Sie das nicht so laut zu fragen; ich hätte es nicht gern, würden die Gäste auf das aufmerksam, was ich spreche.“

„Nun, also was sahen Sie, mein Freund Hafner? an was nahmen Sie Aergerniß? mein Herr Sohn amüsirt sich gut?“

„O, bitte unterthänigst, was für eine Art von Unterhaltung! Nun wahrlich, auch ich war ein junger Mensch. Doch fi donc, das ist ja eine Orgie, ein wahrhafter Skandal.“

„Sahen es auch andere?“

„Wem es nur immer beliebt. Ich konnte nicht widerstehen, den Junker anzusprechen: „Sehr geehrter Herr, ich bin ein guter Freund Ihres künftigen Herrn Schwiegervaters, deshalb kann ich nicht umhin, Sie herzlichst zu bitten, daß, da Sie morgen mit Fräulein Amalie Ihre Hochzeit halten werden, Sie solch eine lärmende Unterhaltung wenigstens nicht vor der Welt aufführen mögen. Wenigstens machen Sie daraus kein Gemeinärgerniß.

„Nun, und auf das hat er Sie zur Thür hinausgeworfen, nicht wahr?“

„Es wäre mir behaglicher gewesen, hätte er das mit mir gethan. Aber nichts weniger. Er umarmte mich, küßte mich um und ab, nannte mich gar Du und sagte: „Bange nicht, Kamerad, ich werde nie die Tochter des alten Wucherers nehmen.“ — Ich bitte um Entschuldigung, aber er drückte sich derart aus. — „Ich raub' ihm Fräulein Amalie nicht, wäre sie auch allein auf der Welt; und sie ist doch nicht allein vorhanden. Ich habe Schönere und auch Bessere; wenn ich will, auch eine Grafentochter. Spiele mir, Zigeuner, jenes mein Lied: „Als einander wir geliebt uns!“ Damit zog er sich den Vorlobungsring ab, den er von Fräulein Amalie erhalten, und wollte ihn der Bier auftragenden Kellnerin an den Finger stecken. Zum Glücke ging er nicht einmal an deren Nagelspitzen, so dicke Finger hatte diese. — Ich, hochgeehrter Herr, glaubte, in den Boden zu sinken, und weiß noch jetzt nicht, ob ich wach bin, oder träume?“

Herr Torhányi klopfte scherzend dem erschrockenen Herrn auf die Schulter.

„Posse ist das Ganze, mein Freund Hafner. Es war schade, sich drob so große Sorgen zu machen. Dieser Adorjan ist solch ein Mensch. Trinkt er einmal, dann spricht er alle Verrücktheiten zusammen. Sonst aber ist's ein goldig guter Junge. Wissen Sie, ich hatte einen guten Bekannten, der die jungen Leute stets frug, welche zur Brautwerbung bei ihm seiner Tochter wegen vorsprachen: „waren Sie mal schon Vagabund, mein Herr Jungbruder?" und wenn der Bursche Ausflüchte gebrauchte, er sei das nie im Leben gewesen, so sagte er ihm, daß er also demnächst Ausschweifling werde, der Herr Jungbruder. Doch wer eingestand, wahrlich er sei so was dergleichen gewesen, der gefiel ihm, denn der war schon durch. Wir Alle wahrlich fielen auch was durch, lieber Freund Hafner, nur daß es Mancher von uns besser verheimlichen konnte. Ach, gäb's nur kein größeres Uebel auf Erden!"

Herr Hafner sprach nicht weiter, trank die Reste

des Champagners, die man ihm vorsetzte, während Herr Torhànyi erheiterten Antlitzes zu seinen Gästen zurückkehrte. Eine bessere Nachricht hätte man ihm nicht bringen können. Adorjan will Amalie nicht nehmen, denn er ist in eine Komtesse verliebt!

Noch 20 Bouteillen Champagner auf diese Nachricht hin! — Die kosten ja blos 150 Gulden Silber baar.

Es begann schon auf Mitternacht zu gehen. Die Gäste raunten sich einander zu, der Bräutigam bleibe allerdings lange weg. Vielleicht stieß ihm sogar ein großes Malheur zu. Man begann bereits über sein geheimnißvolles Verbleiben Fragen anzustellen; bis es endlich Herr Torhànyi an der Zeit fand, die Besorgnisse durch einen rechtzeitig angebrachten Toast zu zerstreuen. Er hob das Glas mit den Worten:

„Auf Gesundheit meines lieben, zukünftigen Schwiegersohnes, der zwar unaufschiebbarer Beschäftigungen wegen in diesem Augenblicke fern ist, aber stets in unserem Herzen gegenwärtig.“

Kaum klirrten die Gläser aneinander, als ein Bedien-

ter Herrn Torhányi melden kam, Junker Adorjan sei angelangt.

Torhányi gerieth der Champagner bei diesen Worten beinahe in die Luftröhre. Das hatte er nicht erwartet.

„Dem Junker dürfte auf dem Wege irgend ein großes Malheur passirt sein,“ beeilte sich der Diener erschrockenen Antlitzes die Gesellschaft aufzuklären. „Denn man hob ihn förmlich vom Wagen herab: und getragen bringen ihn ihrer Vier die Treppe herauf!“

„Um Gott! Irgend ein großes Unglück!“ rief man von allen Seiten und brach sich Weg der Thür zu.

„O nein, belieben Sie nichts zu besorgen!“ bemühte sich Torhányi die Gesellschaft zu beruhigen. Er wußte bereits gut, was Junker Adorjan fehlt.

Uebrigens war es schon zu spät, der Gefahr vorzubeugen; denn der alte Borz, der schon langher in seiner Privatstube auf Wagengepolter lauerte, kam gewaltig lärmend die Treppe herauf. Ihm nach

schleppten vier Diener Aborjan an Händen und Füßen.

„Mein Sohn ist hin! Mein Sohn stirbt!“ brüllte der Schafzüchter, sich fast die Kehle zersprengend. „Wo ist ein Doktor? Lauft nach einem Geistlichen. Er brach sich das Genick; die Pferde haben ihn gegeschleift, die Pistole ging ihm in der Tasche los; es ging ihm durchs Herz durch. Man laufe rasch!“

Nun, auf den Lärm hin brach sich Herr Doktor Paffmann, der Oberarzt der Stadt, die Vorstehenden bei Seite stoßend, Bahn bis an den bewußtlos herbeigeschleppten Jüngling, und noch im Anlaufe begann er seinen Aderlaßschnepper zu suchen in der Seitentasche, und war derart in Eifer, daß er einen Zahnstocher statt dessen nahm. Das Gesinde langte eben mit Aborjan oben im Saale an, und legte ihn dort auf den Teppich hin. Doktor Paffmann kniete neben ihn hin und griff nach seinem Pulse; da riß der heldenmüthige Jüngling seine Hand aus der des Doktors. Und er begann mit jener eigenthümlich schwärmerischen Stimme, welche gewisse Krankheiten so sehr karakte-

risirt: „Thu nicht so, Tsillagch! Spiele das Lied von der schönen Frau, ist Dir Dein Leben lieb; denn sonst schlag' ich Dir die Brummgeige ein!"

Doktor Paffmann sprang auf.

„Wahrhaftig, der stirbt nicht, der ist ja total betrunken!"

Torhányi hieß das Gesinde, den Menschen rasch bei Seite zu bringen. Die Gäste bestrebten sich, mit verwirrten Mienen sich aus dem Saale zu verlieren. Und nach drei Minuten war im großen Speisesaale Niemand, als Herr Torhányi und Herr Baron Ludvèghy.

Der Baron kam erst auf den Lärm zum Vorschein.

Herr Torhányi wäre mit Freuden zwar auch ihm ausgewichen, doch war es ihm nicht mehr möglich, denn Ludvèghy kam gerade auf ihn los. Der edle Herr schien sehr aufgeregt, und zeigte nicht, daß er Herrn Torhánhi zu trösten hergekommen sei.

„Geehrter Herr!" sprach er, hoch Athem schöpfend, „das ist eine große Infamie! Was dieses Schafzüchtervolk sich gegen honette Menschen erlaubt, ist

mehr als genug. Ja wohl, Schafzüchter nannte ich sie, und ich werde mich in meinen Ausdrücken nicht sehr mäßigen; denn wenn ich selbst auch ein unbedeutender Mensch bin, so gab's doch unter meinen Vätern viele wackere Männer, auf die ich stolz bin. Wenn der Herr genug Spekulant ist, solch einem Menschen seine einzige Tochter hinzuwerfen, der sie in dieser Stunde so kompromittirt, so ist das des Herrn Sache, aber ich werde solch' einer Hochzeit Beistand nicht sein. Der junge Borz, soviel ich weiß, kaufte sich gräflichen Rang, und so wird er wissen, daß mit Adelsprädikaten Adelspflichten verbunden sind. Nun, dies wollen wir abwarten. Ich verlasse noch in dieser Stunde Ihr Haus, schwöre aber bei meinem Edelmannsworte, daß Junker Borz sich aus diesem Hause nicht als Gemahl von Fräulein Amalie entfernen werde. Ich wünsche eine geruhsame Nacht!"

In jener Nacht aber hatte Jedermann sehr schlechte Ruhe. Herr Torhányi blickte nun schon sehr tief hinein in die Intrigue des Schafzüchters. Das war wirklich ein brutaler Gedanke, einen Vater bei so

empfindsamer Seite anzufassen. Aber mein Herr v. Borz wird erfahren, daß diese empfindsame Bürgerstelle bei Herrn Torhányi nicht vorhanden war. Wenn der Schafzüchter glaubt, daß der Kaufmann das als Beleidigung aufnimmt, und nach solchem Aergerniß dem Bräutigam den Abschied giebt, dann hat er wahrlich schlecht gerechnet. Für solche Scherze wirft der Börsenmakler die schon fälligen Prozente nicht aus der Tasche. „Wer sich schämt, wird nicht reich.“ Ein berühmter Banquier sprach dies goldene Wort, Herr Torhányi hat es als Parole akzeptirt. Wer Geld braucht, sei nicht verletzbar! Und was der Baron gesprochen? So was dergleichen, als werde er Ardorjan zum Duell herausfordern. Auch das wird sehr gut sein. Der Baron schießt, wie Wilhelm Tell. Erfährt dies Adorjan, so reist er ab und dann brach er die Bedingnisse des Heirathskontraktes. Weiß er das aber nicht, so schießt man ihn nieder, Amalie wird Wittwe und bekommt die Morgengabe. Auch so gut! Aber das glaube nur Niemand, daß Torhányi vor Borz zurückweicht. Und will der wirklich nicht

die Morgengabe einbüßen, entsagt er lieber der gräflichen Aussicht und der neuen Liebe, dann sehe er zu, wie's geht. Der Börsenmakler wird es wahrlich lächelnd sich anschauen, wie Adorjan vor dem Altare zu Amalien schwört. Sie werden einander nicht lieben, aber an einander gefesselt sein.

Jedoch der Mann der Börse hatte trotzdem die Menschen noch nicht genug ausstudirt! Er traute dem Kopf des wagenschmierhändigen Borz nicht eine Verschlagenheit zu, welche die mit den Händen zu greifende Brutalität überstieg. Ebensowenig faßte er den Karakter des Baron Leopold v. Ludvéghy auf.

Etwas ganz Andres geschah bis nächsten Morgen, als eine Forderung. Der Gentleman fand eine ganz andere Art von Rache, und zugleich der Beschützung der Unschuld!

Er entführte noch in selber Nacht die Braut.

Der alte Schafzüchter hatte sich den Fall hübsch zusammen gelegt.

Gar sehr wußte er, daß dies in letzter Stunde erfolgen müsse. Er machte, daß die Braut den

Bräutigam haßte und sich in den Beistand verliebte, und betäubte beide durch Illusion ihres gegenseitigen Reichthums.

Als Herr Torhànyi andern Tags das Zimmer verließ, seine Tochter zu suchen, fand er auf deren Tisch einen Brief, der an den Vater adressirt war. Darin warf sie ihm vor, wie erbarmungslos er mit ihr verfahren sei, daß sie diese Schmach nicht ferner ertragen könne. Lieber ginge sie hinaus in die Welt, um zu dienen, dränge sich ihr zufällig nicht das Glück auf, daß sie zu Baron Ludvèghy gehen könne, um zu herrschen.

Jetzt gingen dem Börsenmakler die Augen auf!

Das sind „krepirte Fische!“ wie's im Börsenjargon heißt.

„Gut ist wahrlich all das, meine liebe Tochter. — Gingst Du durch, — so gehe auch ich durch . . . .“

X.

Frauenillusionen.

„Liebe Komtesse Serena, so sagen Sie mir doch, wann Sie endlich heimgehen werden?“

Mit dieser Frage überraschte eines Tages die Rentmeisterin der Herrschaft Schomody Serena, die damals auf Schomodydorf schon die sechste Woche zugebracht hatte.

Eine amüsante Frage, wenn der Mensch glaubt, er sei ein herzlich gerne gesehener Gast, und daß er annähernd „daheim“ sei! Komtesse Serena hatte jedoch zuviel des Gemüthes, als hätte sie das nicht gehörig zu würdigen gewußt.

„Liebe gute brummige Mama, jagen Sie mich nicht hinaus. Sie wissen, daß ich mich unter Ihren Flügeln zur Wirthschaftsfrau ausbilden will, und bevor nicht fortgehe."

„Die Komtesse jedoch werden niemals eine gute Hausfrau!"

„Ach! Warum nicht?"

„Weil Sie keinerlei Talent dazu haben. Die Komtesse verstehen es besser, zu schießen, als eine Mehlsuppe einzubrennen. Sie verstehen sich mehr auf ein Pferd, als auf Gänse. Uebrigens besteht darin auch gar nicht das, was eine gute Hausfrau ausmacht; sondern darin, daß man von Allem die Ordnung wisse. Das, liebe Seele, fehlt der Komtesse; zürnen Sie mir nicht, aber Gnaden werden niemals eine gute Hausfrau."

„Doch wenn ich ernsthaft will?"

„Kaprice, liebe Komtesse, weiter nichts."

„Stehe ich nicht um 5 Uhr auf? Gebe ich nicht auf's Gesinde Acht? Lege ich nicht Alles aus der Speisekammer vor?"

„Alles wahr; aber ein viel größeres Uebel, als thäten Sie es nicht. Die Dienstboten, statt vor Ihrer Gegenwart zu bangen, rechnen bei allen Fehlern auf Sie als eine sichere Beschützerin. An der Speisekammer lassen Sie noch immer aus Vergeßlichkeit den Schlüssel stecken. Und dann gaben Sie auch gestern wieder zwei Mäßchen Mehl auf Eierkuchen für drei Personen; wer sah so was jemals? Gnaden sollten heimgehen, hinab nach Klausenburg. Dort haben Sie das herrschaftliche Palais, dort vornehme Gesellschaft, dort Ihren guten Vater, Ihre süße Mutter, Ihre Schwester Cecilie. Dort ist der Platz der Komtesse, nicht hier. Zürnen Sie nicht, aber Sie wissen schon, mir sitzt auf der Lippe, was mir im Herzen sitzt.“

„Nun, auch ich habe auf den Lippen, was ich im Herzen habe. Ich will keine Komtesse sein, ich bin jener aristokratischen Kreise überdrüssig, in denen ich aufwuchs. Ich will sie nicht verreden, aber sie vermeiden. Ich fand nur Leid in ihnen. Ich muß gestehen, es ist mein Ungemach, daß ich Komtesse bin.

Wie beneidenswerth sind die mittleren Stände, in stiller Genügsamkeit, nur sich selbst lebend, und nicht den Vorurtheilen der Welt lebend.

„Lassen Sie das, Komtesse; auch die haben ihre Sorgen und Leiden. Und dann ist das nun einmal ausgemacht, daß der Herr nicht leben kann wie der arme Mensch, und damit ist die Sache zu Ende.“

„Doch sie ist nicht zu Ende!“

„Nun ich nehm's so an. Wie denn nicht?“

„Wenn z. B. eine Komtesse einen Mann des Mittelstandes heirathet.“

„Das kann sie thun, dann sieht aber Jedermann bei uns in Ungarn ihren Gatten für einen Halbmagnaten an.“

„Warum glauben Sie das?“

„Weil das bei uns noch nie geschehen, daß, wenn ein wohlgeborner Herr ein gnädiges Fräulein zur Frau nahm, diese wohlgeborne Frau geworden wäre, vielmehr wird der Gatte dann gnädiger Herr.“

„Liebe Mama, Sie werden schon das entgegengesetzte Beispiel sehen.“

„Wollen vielleicht Komtesse Serena das produziren."

„Ja wohl. Ich. Sehen Sie, das ist mein Stolz. Ich bin stolz darauf, die Gattin eines Jünglings aus unterem Adel zu werden. Ich werde eine Frau, die ihres Mannes Namen trägt, nicht aber, daß mein Mann meinen Familiennamen annimmt! Ich will zeigen, wie ich nicht für die Welt, sondern für einen Menschen leben kann, der mich liebt und den ich liebe. Darum will ich jetzt nicht in meines Stiefvaters Haus sein. Er ist nicht dagegen, dazu ist er viel zu gut. Aber in jenem Lächeln, das ich unausgesetzt an ihm finde, muß ich jenen ewigen Hohn erkennen, mit dem er mir vorwirft, daß ich nur mich selbst täusche, daß dies nur meine Kaprice sei, während es doch mein Blut ist, die Ueberzeugung meines Lebens. Ich wage auch nicht, mit meiner Mutter zusammen zu treffen; sie sieht auf mich herab, spricht aber nicht, oder spricht sie, so ist's blos ganz Alltägliches. Und wenn dann einst mein Blick auf mein kleines armes Schwesterchen fällt, das, wenn es seufzt,

allein von mir verstanden wird, warum? O, wenn schon für sonst Niemanden, um Cecilie willen, muß ich der Welt zeigen, daß eine Komtesse blos wohlgeborne Frau, und dabei sehr glücklich sein kann."

Die Rentmeisterin zog sonderbar ihre Lippen zusammen, was ihrem vollen Antlitze einen eigenthümlichen Ausdruck verlieh, und während Serena's Schwärmereien schüttelte sie fortwährend den Kopf.

„Hm, hm; nun, nun, nun; ei, ei. Also die Komtesse glauben wirklich, daß Sie wohlgeborene Frau werden?"

„Ja wohl. Ich glaub' es und will es."

„Nun, nun, dies Wort „„ich will"" ziemt der wohlgeborenen Frau nicht, das steht blos der Komtesse zu."

Serena erkünstelte Ruhe, während sie sehr aufgeregt war.

„Ich kann sagen: „„ich will"", weil's einzig nur von mir abhängt."

„Wahrlich."

„Vater und Mutter machen keinen Einwand."

„Ich weiß. Trotzdem sage ich, die Komtesse werden keine wohlgeborene Frau, sondern blos Gräfin, wie sich das schickt.“

„Nun aber, liebe Mama, diese Behauptung ist von Ihnen bereits Possenhaftigkeit. Da wäre es besser gewesen, mich vor die Thüre zu setzen.“

„Possenhaftigkeit? süße Komtesse, ich sage schon lange keine Possen mehr. Versteh' mich auch nicht darauf. Das paßt nicht zu meiner Natur. Ich weiß schon lange Etwas, was die Komtessen nicht wissen sollten, damit es eine Ueberraschung werde. Da Sie mich aber damit anklagen, daß ich Possen treibe, so bin ich gezwungen, damit hervorzurücken. Jawohl, die Komtesse werden Gräfin bleiben!“

„Tritt er vielleicht von dem Schwur zurück?“

„O nein! Nun wahrlich, das brauchte es noch! Ich bitte um Verzeihung; meine Zunge ging mir durch. O, auch nur zu denken, von solch einer Braut zurückzutreten!“

„Nun also?“

„Sie werden sich vermählen, das ist nun einmal

sicher. Aber ich bitte, verrathen Sie es nicht, daß Sie es von mir wissen, was ich jetzt sagen werde. Adorjan würde mir ewig zürnen, was mich natürlich seinetwegen wenig kümmern sollte, würde er nicht der Gemahl der Gräfin — der Schlingel!“

„Also ich bitte Sie, sagen Sie nicht ferner Gräfin,“ flehte Serena im Tone eines widerspenstigen Kindes.

Die Rentmeisterin zuckte die Achseln und fuhr fort:

„Komtesse Serena sollen nichts davon erfahren, bevor Sie vor dem Altar stehen. Der hochwürdige Herr kreuzt schon die Hände ineinander, so, als wenn dieser Bund Schlüssel die Hand des Bräutigams wäre, und dann beginnt er erstens diesen zu fragen: Liebst Du diese ehrenwerthe Jungfrau, die gnädige Komtesse Serena von Schomody? Der antwortet natürlich: „Mehr, als mein Leben!“ Dann kommt die Reihe an die Braut. Nun, nicht wahr, sie harren mit Ungeduld, was da kommen wird? Aber verrathen Sie nicht, daß ich es Ihnen gesagt.“

Serena stampfte ungeduldig mit dem Füßchen.

„Dann wird Sie der Priester fragen: Nun, Du fromme Jungfrau, liebst Du diesen wackern Mann, dessen Hand Du in der Deinen hältst, den Herrn Grafen Adorjan Borz von Rosenau?

Serena's Antlitz wurde roth wie der sturmanzeigende Abend-Himmel.

„Was ist das?"

Die Rentmeisterin kicherte.

„Der Graf Adorjan Borz von Rosenau. — Seit drei Tagen habe ich schon hier den Brief des Junkers darin er mir schreibt: es sei seines Vaters Agenten in Wien gelungen, für ihn den Grafentitel zu gewinnen. Und ich vermochte das zu verschweigen. Und nicht wahr, meine Seele, „gnädige Gräfin", daß ist doch eine große Ueberraschung. Und ich vermochte bis jetzt darüber zu schweigen!"

Serena's Antlitz glühte noch immer — der Schande wegen. Sie antwortete der offenherzigen Frau nichts, die glaubte, eine sehr amüsante Sache durchzuführen, indem sie Serena schon früher die Sache mittheilte.

„Nun, also jetzt, süße Seele von Komtesse, geben

Sie den Versuch mit der „wohlgeborenen“ Frau auf, denn Sie können ja sehen, daß daraus nichts wird. Wen Gott zum Herrn bestimmt, der bleibe Herr. Es bleiben ohnehin noch genug der armen Leute; man muß diese nicht noch künstlich vermehren; sie wachsen schon von selber. Jetzt können Sie mich verstehen, weshalb ich vorher gefragt, wie lange Sie sich noch hier zu unterhalten belieben? und warum Sie nicht in das Vaterhaus zurückzugehen belieben? Denn obgleich ich es für eine sehr große Ehre halten würde, könnte ich die Hochzeit ausrichten, was mir die gräfliche Familie auch gar nicht übel nähme, so halte ich es doch für weit schicklicher, daß, wenn eine Magnatentochter einen Magnatensohn heirathet, die Hochzeit mit gewohnter Festpracht und Ausschmückung vor sich gehe.“

Serena ließ sich nichts weiter sagen. Sie hing sich den Hut an den Arm und wankte wortlos nach dem Garten. Dort blieb sie vor dem Becken des Springbrunnens stehen und schaute den tanzenden Mücken zu. Die eine oder die andere schlug manch-

mal hinein in das Wasser, und wenn das Mückchen sich nicht zu retten verstand, so erschnappten es die lebhaften Goldfische. Und Serena war so herzlos, daß sie den armen Mücken aus solcher Todesgefahr nicht heraus half. Es mußten große Dinge mit ihr geschehen sein, wenn sie Anderer Unglück so gleichgiltig ansehen konnte . . . .

Wenn das wahr wäre!

Sollte es Sünde gewesen sein, derart zu schwärmen; Sünde für eine Komtesse, dafür zu schwärmen, sich einen Gemahl unter ihrem Range zu wählen und sich hineinzuträumen in jenes geräuschlosere Leben, welches — natürlich nur in ihrer Einbildung — die Gesellschaft des unteren Adels karakterisirt; wenn sie lange Zeit hindurch mit der Ausdauer der Kaprice sich störrisch die Ueberzeugung zu eigen machte, die Aristokratie könne gar nicht glücklich sein; wenn sie mit starkem Entsagen darnach gestrebt hatte, sich Alles abzugewöhnen, was man ihr anerzogen, um sich einem neuen Lebensprinzip anzubequemen, und sie dahin opferte: ihre bisherigen Bekannten, ihre Familienkreise,

ihre Titel und alle Vortheile der Welt, für einen Mann, der in ihren Augen das Ideal des glücklichen Mittelstandes repräsentirte? — Und wenn sie dann durch die Nachricht plötzlich überrascht wird, ihr Bräutigam sei Graf geworden und zwar auf die simpelste Weise, als man dies nur werden kann — so hatte sie den Preis theuer bezahlt.

O, welch lächerliche Situation!

Der biedere Gärtner, welcher Pelargonien in eine Rabatte setzte, konnte sich gar nicht vorstellen, was denn die Komtesse über ihn so heiter lache, als er auf ihre Frage, verschiedene der biederen Storchschnabelblüthen nach Gärtnerweise also benannte: „Das ist der Duc of Wellington, das ist der Vicomte de Bellegarde, das ist die Marquise von Pompadur. Diese hier mit den bunten Blättern sind Hybriden, das hier ist die Komtesse de Berny, jener dort der Lord Evendale . . .“ Nichts als Grafen und Fürsten, die leicht dazu gekommen sind!

„Hahaha! hahaha! der Vicomte de Bellegarde, die Marquise von Pompadur! hahaha! Diese aber

sind Hybriden? Ein Graf und der Nachkomme eines Fürsten! Komtesse, Mylord, Baron und Graf! hahaha! und dazu auch noch Hybriden! hahaha!“

Der Gärtner blieb dabei, es sei schade, einen alten Mann auszuspotten. Aber nichts weniger als ihn spottete Komtesse Serena aus — über sich selber kicherte sie zornig und über ihr eigenes Schicksal.

Als sie nach dem Kastell zurückkehrte, stieg eben Herr Andreas Gàbor vom Pferde, jener einstige Genosse Adorjans, dessen karakteristische Eigenschaft wir kennen, daß er während des Sommers ein sehr ernsthafter Mann ist.

Er kam zu Eßtika, der Tochter der Rentmeisterin, mit der er seit letztem Fasching verlobt war. Es war das offenes Geheimniß.

Komtesse Serena, vor dem Gartenzaun stehend, ließ sich absichtlich von dem Reiter nicht ersehen. Er möge seine Braut aufsuchen. Es wäre schade, einem glücklichen Menschen die Augenblicke durch gewöhnliches Gespräch zu rauben.

Indeß arrangirte sie es so, daß, wenn Gàbor

wieder wegreitet, sie sich mit ihm treffe. Sie hatte mit ihm zu sprechen.

Nach einer halben Stunde wurde ihr das Warten zu lang; es fiel ihr bei, daß Gàbor auch zu Tische hierbleiben dürfte, und dann harrt sie seiner vergeblich vor der Gartenthür. Sie ließ daher durch das Gärtnermädchen Eßtika fragen, ob sie nicht heraus kommen wolle, um im Garten zu promeniren? sie wußte, daß dann Gàbor nachfolgen werde.

Eßtika eilte zur Gräfin hinaus. Die Brautmiene stand ihr sehr gut. Serena dachte sich, die sei doch glücklicher wie sie; und sie habe auch nichts Anderes gewollt, als glücklich sein.

„Mein Täubchen Eßtika,“ sagte Komtesse Serena, ihren Arm in den der Rentmeistertochter schiebend, „ich hätte eine große Bitte an Dich. Deine Mama erschreckte mich vor einer Stunde durch die Nachricht, daß Adorjan Graf geworden sei — zu einfachem Markt-Preise.

Hier mußte Serena inne halten, so nahe war sie daran, in Weinen auszubrechen; dann fuhr sie fort:

„Ich glaube, daß das nur Scherz sei. Gàbor würde es gewiß wissen, ob es wahr ist. Ich selbst kann darnach nicht fragen; thu' mir das zu lieb, meine Süße, bring' es ihm vor und sage mir Alles, aber Alles, welcher Meinung darüber Gàbor ist? ich gebe so viel auf seine Worte, denn weißt Du, das sind alte treue Freunde. Nicht wahr, Du thust mir das zu Liebe? Es ist zwar eine langweilige Sache für Dich, mit ihm von Anderen zu sprechen; doch nur eine Minute lang."

Eßtika behauptete, sie habe ohnehin sonst nichts mit Gàbor zu sprechen.

Wie Komtesse Serena voraus wußte, so harrte der ungeduldige Verlobte gar nicht, bis Eßtika zurückkehrte, sondern kam ihr nach. Serena erblickte ihn am Anfang der Promenade.

„Siehst Du, er kommt schon. Doch sprich mit ihm davon nicht hier unter den Bäumen; Jemand könnte es hören, und das wäre mir nicht lieb. Locke ihn bis zum Garten-Pavillon, und dort erst bringe Adorjan vor."

Damit entfernte sich Serena von Eßtika in entgegensetzter Richtung; doch bei erster Wendung des Weges, die Dichtigkeit des Gesträuchs benützend, eilte sie dem Pavillon zu und huschte durch dessen rückseitige Thüre hinein. Dann schloß sie die vordere Thüre ab, derart, daß, als die beiden glücklich Liebenden langsam wandelnd dahin gelangten, sie in das Sommerhaus nicht gekonnt hätten, wenn sie dieses auch gewollt hätten. Doch sie machten nicht einmal den Versuch dazu, sondern blieben gleich außen auf der Veranda. Serena konnte durch die dünne Bretterwand jedes ihrer Worte hören.

Eßtika frug Gàbor:

„Wann sprachst Du mit Aborjan?"

„Schon lange nicht," war darauf die gleichgiltige Antwort.

„Wann wirst Du ihn einmal sehen?"

„Wohl niemals mehr."

Diese Antwort brachte Eßtika so in Verwirrung, daß sie in einer Weile gar nichts zu fragen wußte.

„Ihr habt Euch vielleicht gestritten?"

„Wir sahen einander gar nicht — seit ewigen Zeiten her nicht.“

„Vielleicht hat er Dich beleidigt?“

„Dann hätte er Ursache, mir auszuweichen.“

„Also was hast Du gegen ihn?“

„Ich? eben gar nichts.“

„Und Du weichst ihm doch aus?“

„Weil ich seiner überdrüssig bin.“

„Vielleicht darum weil er Graf geworden?“

„O, deshalb gewiß nicht. Es giebt soviel Grafen, die ich achte. Konnte er es thun, so ist das seine Sache.“

„Ich glaubte, Ihr habt Euch deshalb überworfen, weil er nach höherem Rang als Du strebte, und blos um Geld.“

„O nein! Vielmehr bin ich endlos höher im Range als er.“

„Wie so?“

„Ich bin ein ehrenwerther Edelmann; er aber ist eine niedere Seele von Betrüger.“

„Um Gotteswillen, sprich nicht so laut. Vielleicht im Spiel?“

„Jawohl, im allerschändlichsten Spiele, im Spiel mit der Ehre, dem gegebenen Worte und der Liebe! Du erinnerst Dich noch an die Torhànyi's?"

„Sehr wohl."

„Amalie war Adorjan's Braut."

„Doch das Verhältniß war längst aufgelöst, von jenem Augenblicke an, als Adorjan die Komtesse Serena erblickte. Du erinnerst Dich doch noch jener Polka am letzten Faschingsabend.

„Das Herzensverhältniß war aufgelöst. Doch gab es einen schriftlichen Vertrag, demnach beide Parteien sich zur Zahlung eines ungeheuren Reugeldes verpflichteten, für den Fall, wenn durch das Zurücktreten der einen oder andern Partei, die projektirte Heirath sich zerschlage."

„Davon hörte ich; ja ich weiß sogar, daß Adorjan der Komtesse Serena sein Ehrenwort gab, er lasse seinen Vater das Reugeld zahlen an Torhànyi, und werde nie mehr mit Amalie zusammentreffen."

„Das mag er der Komtesse an demselben Tage gesagt haben, als er im Kartenspiele der ganzen Ge-

sellschaft das Geld abgewann, es dann durch sie als freiwillge Gabe zeichnen ließ für die durch die Komtesse protektionirten Abgebrannten. Ein paar Hunderte mehr oder weniger, was macht das aus?“

„Ah!“

„Und wie hielt er sein Ehrenwort? Das werde ich gleich sagen. Er spann mit seinem Vater eine Intrigue, Torhányi's Familie mit diesem Baron Ludvéghy bekannt zu machen, den einst Komtesse Serena vor dem Altare hatte stehen lassen. Der Baron ist ein derangirter Mensch, der hat es nöthig, seinen verfallenden Vermögensverhältnissen durch die Hand der Tochter eines vermeintlichen Millionärs aufzuhelfen. Die beiden Vorz haben das ausgezeichnet verstanden. Unterdeß gingen aber die Hochzeitsvorbereitungen so schön weiter, als gäbe es für Adorjan keine Komtesse Serena in der Welt. Der letzte Tag, der vor der Hochzeit, trat ein.“

„Und Adorjan sollte bei der Hochzeit erschienen sein? Wenn dies die Komtesse jemals erfährt!“

„Er erschien, und noch dazu herbeigeschleppt durch vier Menschen als totalbetrunken.“

„Totalbetrunken."

„Keineswegs wirklich. Er stellte sich blos so."

„Wie? Ich verstehe nicht."

„Du verstehst nicht? Um sich jener Frau, mit welcher er andern Tages vor den Altar treten sollte, verabscheuungswerth zu machen!"

„Ah! Das ist eine häßliche Geschichte!"

„Nicht wahr? Und um so häßlicher, da der Zweck vollkommen gelang. Amalie entfloh noch in selber Nacht mit dem Baron Ludvèghy."

„Still! Leiser!"

„Die Welt wird es erfahren. Denn Torhànyi, dadurch gezwungen, Bankerott zu machen, verschwand gleichfalls, und man brachte seine Habe sub hasta. Bald wird man auch den guten Ruf des Mädchens subhastiren, welche der Baron, als er erfuhr, sie sei vermögenslos, nun gewiß nicht zu seiner Frau macht."

Ah, das ist entsetzlich!"

„Das ist niederträchtig. Für 150,000 Gulden brach Adorjan Borz sein Ehrenwort, stand in Ver=

lobung mit zwei Bräuten, brachte er eine Familie zum Bankerott, und brachte er ein Mädchen ins Gerede, das seine Braut war. Dann kaufte er sich für diese 150,000 Gulden den Grafentitel, und jetzt glaubt er bereits, sein Geld gut angelegt zu haben."

„Und dieser Mensch wird der Gemahl der Komtesse Serena!"

„Die Komtesse sucht selber das Fatum."

„Sei nicht ungerecht gegen sie; sie ist so schwärmerisch. Den sie liebt, dessen Fehler sieht sie nicht."

„Dann kann sie mit ihm auch noch glücklich werden."

„Doch der entsetzliche Gedanke, daß solch eine edle Seele an solch einen niedrigen Menschen für immer angeschmiedet sei. Das müßte man ihr sagen."

„Woran denkst Du? Du würdest sie Dir zur Todfeindin machen. Die allerniedrigsten Menschen werden am allerbeständigsten geliebt. Das sind Geheimnisse des Frauenherzens; Wunder, welche wir Männer nicht verstehen."

„Aber ich denke, früher oder später wird sie's doch wissen müssen.“

„Möge sie es von Andern erfahren. Von wem sie das hört, den wird sie ihr ganzes Leben hindurch hassen; jenen Mann aber um so mehr lieben. Niemand versteht, warum das so ist, aber es ist stets so.“

„Arme Serena!“

Das glückliche Paar verließ die Veranda und ging, von beseeligenden Idealen flüsternd, schlendernd dahin die verschlungenen Wege des Parkes.

Die Grafentochter dagegen lag innen im Gartenhause auf den Boden hingestreckt, und benäßte mit Thränen die stumme Diele, welche alleinige Zeugin ihres Schmerzes war . . .

Nach einer halben Stunde erschien Serena bei Tische. Sie hatte sich umgekleidet und war niemals bei besserer Laune als jetzt. Sie sprühte nur so nach allen Seiten hin die Witze. Die Rentmeisterin riskirte die Bemerkung, daß die Komtesse „wahrscheinlich etwas nicht fühlt.“

Nach Tische flüsterte Esterchen Serena zu, Ador-

jans Grafschaft sei wirklich wahr, daß aber Gàbor „deshalb“ Adorjan nicht verurtheile.

Serena drehte bei sich den Satz also um: „nicht deshalb“ verurtheile er Adorjan; und sie war so guter Laune, wie noch nie im Leben.

XI.

Dem Bräutigam zur Seite.

Von diesem Tage an ging mit Serena's Gemüth eine große Veränderung vor. Als hätte man ihre Hausfrauenleidenschaft rein abgeschnitten, ließ sie Küche, Speisekammer und Gemüsegarten sein. Sie stand spät auf, und legte sich spät nieder. Der langen Toilette wegen verspätete sie sich beim Diner. Sie war mit ihren Pferden und mit ihrem Piano beschäftigt. Und die Familiengemeinsamkeit mit der Rentmeisterin beschränkte sich auf jene zuvorkommende Herzlichkeit, welche guterzogene Komtessen so gut zeigen können, treffen sie mit Leuten zusammen, die zu achten

sie allen Grund haben, aber mit denen es doch nicht wünschenswerth ist, alle Abend um dem Heerd herum zu sitzen.

Die Rentmeisterin bemerkte sofort das, und erwähnte es auch gegen Eßtika, bemerkend, sie habe ohnehin vorausgewußt, daß jene Posse bald ihr Ende finden werde. Um so mehr finde sie es nöthig, die Komtesse zu drängen, sie möge heim nach Klausenburg gehen. Es sei ja doch unmöglich, daß ein gräflicher Bräutigam eine gräfliche Braut von der Rentmeisterin weg zum Altare führe.

„Dorthin gehe ich nicht," erwiderte die Komtesse, „dorthin nach Klausenburg: auf keinen Fall. Ich kenne die dortigen Kreise; dort nimmt man einen neugebackenen Magnaten sehr schlecht auf. Das nähme für Aborjan ein schlechtes Ende! Besonders auf meinen Vater rechne ich nicht. Er ist ein großer Demokrat. An seinem Tische pflegen Gelehrte, Professoren und Künstler zu sitzen. Er könnte leicht den Scherz machen, für den „gekauften" Grafen am „Katzentisch" aufdecken zu lassen. Ich stände die Ironie

nicht aus, welche sich dort gegen uns richten würde.“

Nun, das ist eine kluge Rede, dachte die Rentmeisterin bei sich. Sie bangt um Adorjan; gut thut sie. Sie durchsah es, daß er ein Maulaffe von Junge ist, aber sie liebt ihn. Auch so ists gut. Auch das ist Gottes Segen, kommt den albernen Männern eine kluge Frau zur Lebensgefährtin.

„Aber ich dachte mir, daß ich lieber zu meiner Großtante nach Preßburg zurückkehre.“

„Das wird wahrlich sehr gut sein. Wenigstens findet sich bei dieser noch die vorjährige Ausstattung ordentlich vor.“

Serena zog ihre schönen Augenbraunen zusammen, was ihr so gut stand. Aber der Rentmeisterin biederes Gesicht konnte sich darüber trösten, daß bei der Bemerkung keinerlei Malice mit unterlief. Die gute Frau schien blos das sehr schicklich zu finden, daß eine Braut, angemessen ihrem Range, am Hochzeitstage mit genügend zahlreichen Battist-Taschentüchern versehen sei.

„Schon deshalb wird's besser sein, in Preßburg zu heirathen, weil man dort mit mehr Vorliebe empfängt, welche irgend eine noch sehr neue Ehrenauszeichnung von Wien her erhielten.

„Da man dort um so näher an Wien ist.“

„Dann, schließlich auch, kommt ja jeder Grafentitel von Wien. Die ungarische Konstitution kennt keine Grafen; die es sind, sind es des weiland heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Sehr Viele, suchten sie in der Biografie ihrer Ahnen nach der Quelle ihrer Titel, fänden noch mehr des Verschweigens werthe Anlässe auf, als Adorjan für seine „treuen Dienste.“

Die Rentmeisterin dachte bei sich: sie vertheidigt den Junker; das ist sehr gut. Die kommt nicht wieder nach Schomodydorf. Dann frug sie:

„Und wann haben die Komtesse die Absicht, nach Preßburg zu Ihrer Großtante zu reisen?“

„Das weiß ich selber noch nicht. Ich werde mich schon bedenken.“

„Aber ich möchte das gerne hübsch voraus wissen wegen der Vorbereitungen.“

Serena sagte lachend:

„Nun, meinetwegen braucht man nicht einmal Kuchen für die Reise zu backen.“

„Ich weiß, daß bei der Komtesse in jedem Augenblick das „spann ein, vorwärts“, bereit ist; aber ich muß das Haus in Ordnung zurücklassen, will ich so lange wegbleiben.

Serena that, wie wer sich hoch verwundert.

„Ah, ich verlange keineswegs Ihre Begleitung. Dann pflege ich Tag und Nacht zu reisen, Sie würden darüber krank.“

„Aber liebe Komtesse, bedenken Sie nur, in welche Schande Sie mich dadurch brächten vor Ihrem süßen Vater, dem Grafen, gestattete ich, daß Sie sich allein, ohne meine Begleitung, auf so langen Weg machen. Ich wagte es nie, ihm wieder vor die Augen zu treten. Und geschähe etwas mit der Komtesse auf der Reise, dann möchte ich gleich selbst in die Welt laufen.“

„Was könnte mir geschehen? Ich reiste doch schon

genug allein. Dann werden mein Stubenmädchen und meine Pistolen bei mir sein."

„Nun die behüten Sie vielleicht vor Krankheit und vor Räubern — aber nicht vor der Zunge der Welt."

„Ach!" lachte Serena höhnisch, „die vermag mich nicht zu verwunden."

Die Rentmeisterin betrübte sich völlig über diese Weltanschauung, welche ja gar nicht zum Lilienantlitze eines jungen Mädchens passe, und sie bat sie, nochmals zu bedenken, was sie thue.

„Sprechen wir nicht mehr davon. Sie können wissen, daß, jemehr man mir zu etwas zuredet, ich um so weniger dazu neige. Diese Reise ist nicht für Sie, ich werde allein reisen."

Das machte dem Gespräch ein Ende. Die Frau Rentmeisterin kam zur Ueberzeugung, sie habe es mit einem inkurablen Trotzkopf zu thun. Hätte ihn Gott nur gar nie hierher gebracht, und brachte er ihn schon, so möge er ihm je früher je besser nach irgend einem sichern Orte verhelfen, wo es Anderer Sache wäre, die Aufsicht zu führen.

Serena aber setzte sich noch in jener Stunde hin Briefe zu schreiben. Sie schrieb zwei; und versiegelte derart beide wiederholt mit rothem Lack, daß gewiß menschlicher Blick nicht in selbe dringen konnte.

Der eine Brief war an Herrn Adorjan Vorz adressirt, der andere an Herrn Djula Fehér. Alle beide mit Retourscheinen. Sie schickte die Briefe auf die Wiener Post.

Von da ab hatte der Reitknecht alle Tage zu thun, hinein zu galoppiren nach Deèsch, zu erfragen, ob die Empfangsbestätigung zurück sei?

Zuerst kam die des Djula Fehér; erst Tags darauf die Adorjan's. Zur selben Zeit trafen auch zwei Briefe der genannten Herren an die Komtesse ein.

Als sie diese bekommen, machte sie sofort alle Vorbereitnngen zur Abreise, um übermorgen abziehen zu können. Gegenüber der Familie des Rentmeisters war sie so zurückhaltend, daß ferner es Niemand mehr für passend fand, einen Einwand gegen ihre Anordnungen vorzubringen.

Völlig zurückgezogen arrangirte Serena ihre Reise-

vorbereitungen mit Hülfe ihres eigenen Stubenmädchens. Ihr Kutscher erhielt Ordre, auf lange Reise vorgesehen zu sein, wessen er sich sehr freute. Die Leute des Hauses mischten sich in nichts mehr.

Am letzten Tage kam Serena nicht einmal mehr zum Diner herab zu den Rentmeisterschen; sie ließ sich die Speisen auf die Stube bringen, und aß allein. Sie wollte wirklich, daß Niemandem das Herz nach ihr schwer wird, geht sie fort.

Am Vorabend der Abreise beeilte sie sich, kurz Abschied zu nehmen von den Hausleuten, sehr trockne Anweisungen dem Rentmeister gebend, was er sagen solle, langt er bei ihrem Vater in Klausenburg an.

Dann zitterte doch ein wenig ihre Stimme, als sie bat, ihre gute Schwester Cecilie zu grüßen.

Esterchen bat sie, von ihr eine Armspange als Brautgeschenk anzunehmen. Diese hätte sich freilich mehr über einen Abschiedskuß ihrer Freundin gefreut, mit welchen noch vor einigen Tagen die sich zur Rolle der „wohlgeboren Frau“ vorbereitende Serena so freigebig war. Aber heute wußte sie bereits, es

sei ihr unmöglich, keine Gräfin zu sein, und diese pflegen blos werthvolle Gegenstände zu verschenken.

Schließlich ersuchte Serena Alle, man möge ihretwegen nicht früh aufstehen, denn sie werde sehr zeitig in der Morgendämmerung aufbrechen, während Alles noch im Hause schläft.

Der kleine Rentmeister lächelte bei diesen Worten etwas bei Seite; konnte man auch wohl vor ihm vom frühen Aufstehen sprechen? Für Wirthschaftsleute beginnt und endet der Tag nie; diese schlafen wach, und Mitternachts visitiren sie reihweise die Ställe. Für die giebt's kein „zu früh."

Aber Serenens Plan gelang vollkommen. Nach erstem Hahnenkrähen stand die Kutsche bereit. Serena saß ohne Geräusch auf und verließ das Kastell, ohne Jemanden erweckt zu haben; nicht einmal der Hund bellte ihr nach.

Durch das Dorf fahrend, stieß sie auf Niemand, als auf den Nachtwächter. Die in den Hausthoren sitzenden Köter bellten ein wenig schläfrig hinter dem abrollenden Wagen drein, dann ließen aber auch sie

es bleiben, und bald holperte die Kutsche außen auf der Reichsstraße.

Als sie hinausgelangten auf die mondhellen Wege, blickte Serena durch das Hinterfenster der Kutsche, und bemerkte ein Fuhrwerk sich nachkommen.

Es dürfte ein Kaufmann sein, der so spät reist; denn wer sonst sollte zu solcher Stunde freiwillig fahren?

Nach einer halben Stunde blickte sie wieder zurück; da fuhr das Fuhrwerk bereits näher. Es hatte blos drei Pferde, aber leicht bespannt, konnte daher um die Wette mit der vierspännigen Kutsche laufen.

Von da ab begann jener Wagen für Serena Gegenstand der Beachtung zu werden. Alle zehn Minuten schaute sie sich nach ihm um, der nur noch einige hundert Schritt hinter der Kutsche dreinkam; und dann, als sei er zufrieden mit dem Erfolge, blieb er in den Tapfen, wollte nicht ausweichen.

Plötzlich befahl Serena ihrem Kutscher, rascher anzutreiben; dann blickte sie zurück nach dem Fuhrwerk

was das thue! Blieb es auch mal eine Weile zurück, so war es nach einer halben Stunde doch wieder nach auf den Fersen; sie konnte es nicht abschütteln.

Jetzt befahl Serena, stehen zu bleiben; hierauf blieb auch der nachfolgende Wagen stehen. Sein Kutscher sprang ab, und hatte so viel an seinem Zeuge in Ordnung zu bringen, daß er Serena's Geduld erschöpfte. Fuhr sie aber weiter, so schob sich auch jener Wagen ihr gleich nach.

„Was kann das für ein Mensch sein? Jener, der uns nachkommt, uns weder verlassen noch zurückbleiben will?“ frug schließlich die Komtesse ihren Kutscher.

„Es dürfte irgend ein biederer Krämer sein,“ antwortete Jener, „der sich freut, daß er so spät Nachts Jemanden vor sich sieht.“

Diese Erklärung fand auch Serena für die wahrscheinlichste; und dann das Haupt an die Seitenkissen der Kutsche lehnend, begann sie einzuschlafen. Sie selbst bemerkte es nicht, daß sie trotzdem nicht schlief, sondern wach war.

In jenem Fuhrwerke dagegen, der so hartnäckig der Kutsche folgte, befand sich Niemand Anders als — der kleine Rentmeister, der es sich zur Aufgabe stellte, dem gräflichen Fräulein zu folgen, und sei es gleich bis ans Weltende.

Als der Reisewagen den hohen Bergweg von Ilonda emporkeuchte, da trat auch der Frührothstern an den Horizont, und als die Pferde etwas stehen blieben, um auszuschnaufen, stieg auch Serena für einen Moment aus der Kutsche.

Es war ein herrliches herbstliches Morgenroth. Von den hohen Berggipfeln konnte man tief hinab sehen auf die ungarische Ebene, deren Sehraum noch in nebliger Lilafarbe schwebte. Die immer niederer werdenden Bergrücken folgten sich wie Treppenstufen; aus einer umnachteten Bergseite leuchtete blutigroth das Gluthauge eines Eisenhammers hervor, aus weiter Ferne bis dahin scheinend. Am entgegengesetzten Horizont aber begann der Himmel schon in Rosafarbe zu spielen, und über den vergoldeten Gesimsen der

Alpen des Szèkelherlandes Siebenbürgens funkelte der Morgenstern.

Der grüne Sammet der Wiesen ist da und dort mit Silber überstreut. Am reinen Himmel ziehen Reiherschaaren dahin, vielleicht die eben aufsteigende Sonne zu begrüßen, deren Gluthantlitz wie ein auftauchender Goldberg sich emporzuheben beginnt über die Alpen, sofort nach vorausgeschicktem Sternenherold.

Serena sah sich so lange den Flug der Reiherschaar an, daß sie kaum gewahr wurde, wie von unten den abschüssigen Weg herauf ihr entgegen eine andere, doch fünfspännige Kutsche komme, und erst dann kehrte ihre Aufmerksamkeit wieder zurück zur Erde, als der drei ersten Rosse Glocken durch den Nebel erklangen.

Die Dame bedurfte blos eines Blickes, um die Pferde zu erkennen.

„Halt! Bleib stehen!“ schrie sie dem Kutscher des herankommenden Wagens entgegen, als dieser an ihre Kutsche herankam. „Das sind des Vorz Pferde.“

„Jawohl, des Herrn Grafen“, antwortete der Dienstknecht.

„Der Herr Graf schlafen sicherlich?"

„Möglich, denn wir fuhren die ganze Nacht."

„Ich werd' ihn schon wecken."

Serena erweckte ihn dadurch, daß, während Adorjan bewußtlos und offenen Mundes zwischen den Kissen der Kutsche schlief, sie eine ihrer Pistolen ihm über den Kopf hin abschoß.

Es war höchst amüsant zu sehen, wie der derart aus dem Schlafe aufgeschreckte Junker sofort ins Leben kam, und im ersten Augenblicke nicht wußte, ob er im Himmel sei oder unterm Wasser. Im ersten Momente griff er nach der Brieftasche; dann machte er sich bereit, an entgegengesetzter Seite des Wagens hinauszuspringen, aber nach der Büchse zu greifen fiel ihm nicht bei.

„Hahaha!" lachte Serena auf, die leergeschossene Pistole ihm auf die Brust setzend: „La bourse ou le coeur!"

Im zweiten Momente war Adorjan bereits im Gebrauche seiner fünf Sinne. Er erkannte seine Braut, bedachte, daß er gute Miene zu dem Scherz

machen müsse, obgleich der Mensch gewöhnlich sich zu ärgern pflegt, schläft er gut und man lärmt ihn auf. Mit einem Satze sprang er aus der Kutsche und war zur Parole bereit.

„Beide gehören längst schon Ihrer Gnaden.“

Dann gabs Handküsse; mehr gestattete Serena nicht.

„Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie gehorchten, und gekommen sind.“

„Ohnehin war ich schon auf dem Wege, als mich Ihr lieber Brief traf.

„Finden Sie gut, was ich schrieb?“

„Vollkommen!“

„Ist die Dispensation bereit?“

„Es bedurfte nur eines Wortes ihretwegen beim Untergespan. Und Ihre Gnaden?“

„Auch ich hab' die meine bei mir. Dachten Sie an die Zeugen?“

„Mein Beistand ist Graf X, wie Gnaden befohlen. Er harrt unser in Szathmár.“

„Was wählen Sie solch' einen vornehmen Beistand? Der meine ist Djula Féher.“

Das schien Adorjan etwas in Verwirrung zu setzen. Doch er pflegte nicht über unangenehme Gegenstände nachzudenken.

Glauben Sie, daß wir noch heute Szathmàr erreichen?"

„Ueberall warten unser ausgeruhte Relais. Uebrigens, sollten Gnaden ermüdet sein, so könnten wir in Groß-Bànya Station halten."

„Und bedauerten Sie nicht den Tag, den wir so verlören?" frug Serena mit jenem tiefblickenden Lächeln, welches Männer aus Glückseligkeit wahnsinnig machen kann.

Adorjan bedeckte mit Küssen jene schönen Hände, welche ihm die Pforte des Glückes geöffnet, und er dachte, jetzt verstehe er bereits völlig jene schönwangige Sphynx, deren Räthsel bisher noch kein Mann hatte lösen können.

Serena kehrte hierauf in ihre Kutsche zurück, durch einen Händedruck auf kurze Zeit Abschied von Adorjan nehmend. Des Junkers beispiellose Selbstvergessenheit ging so weit, daß er dem Kutscher die Zügel aus

der Hand riß, zartsinnig erklärend, daß, bis man das Ende des gefährlichen Abhangs erreicht, er nicht ruhig leben könnte, wüßte er jene Zügel, bei deren fehlerhafter Leitung seiner Seligkeit Göttin in Gefahr wäre, sich das Genick zu brechen, in einer fremden Hand.

Er hoffte, daß die feinfühlige Dame so viel Mitgefühl haben werde, um einzusehen, daß das blos Vorwand sei. Der verliebte Bräutigam konnte vom Standpunkte der Schicklichkeit nicht erwarten, innen in der Kutsche neben seiner Braut zu sitzen, obgleich es am Ende alles eins, ob schon heute, oder ob einen Tag später. Also um mit ihr wenigstens in Einer Kutsche zu reisen, und ihr nahe zu sein, setzte er sich auf den Kutschbock.

Eine schöne Idee, nur daß der Mensch keine Zeit hat, sie reichlicher auszuarbeiten.

Das räthselhafte Fuhrwerk blieb unterdeß wieder in einigen hundert Schritten Entfernung stehen, und mein Herr Rentmeister sah und beschaute sich die ganze kurze, aber vielsagende Szene.

Also daran sind wir . . .

Demnach wäre es nun völlig überflüssig gewesen, der Komtesse auch nur ein Schrittchen weiter zu folgen.

Wenn sie das für gut findet, nun, so beliebe sie es. Gegen Todesgefahr beschützt sie nun ihr Bräutigam, vor ihm aber war sie nicht mehr zu behüten.

Mein Herr Rentmeister kam mit sich darüber überein, daß diese schöne Schäferscene ganz Dem gleiche, was Moses Buch I., Theil XXIV., Kap. 63 und folgende vorher so schön beschreibt, wie nämlich Isaak hinausgeht auf die Wiese und sieht Rebekka, seine Braut, mit den Kameelen kommend. Auch Rebakka ersieht Isaak, ihren Bräutigam, und sie steigt vom Kameele, läuft Isaak entgegen, führt ihn in ihrer Mutter Zelt, und „sie gewann ihn lieb.“

Der kleine alte Herr barg sehr patriarchalische Gefühle und gab sich mit den Fügungen des Schicksals zufrieden. Aber solche Fügungen schmerzen Jene, welchen die Naturwissenschaften eine andre Skepsis lehrten!

Welche wissen, daß des Himmels Bläue nicht bis ans Himmelreich hineinreicht, sondern blos Dunstkreis

der Erde ist, der kaum eine geografische Meile weit geht, und daß von dort ab der Himmel sternenlos und schwarz ist.

Welche wissen, daß der Morgenstern nicht irgend ein Loch in der Himmelsdecke bildet, durch das hindurch man in des Himmels Glorie blicken könnte, er vielmehr blos ein gleich plumper Felsklotz ist, wie unsere Erde, der schwarz bleibt, kehrt er uns nicht die von der Sonne beschienene Seite zu. Und die wissen, daß jene Wolke dort vor der Sonne nicht ein Kahn Gottes ist, sondern zur Form eines Strato-Cumulus verdichtete Erdverdünstung; ja daß sogar jene Feuerkugel dort am Horizonte nicht die Sonne selber ist, sondern blos deren optisches Trugbild, entstanden aus dem Dunstkreise nach der Theorie der Strahlenbrechung.

Welche endlich wissen, daß jener Silberstaub auf der Wiesenfläche keine Sternasche ist, sondern Reif, und jener Sammet selber nichts anders, als böses Feldmoos, welches der gute Landwirth schon lange hätte ausreuten sollen, da es das Gras erstickt. Welche

wissen, daß die Reiher nicht deshalb von hier wegwandern, als schmerzte sie die qualvolle Gestaltung unserer politischen Verhältnisse, und als zögen sie eine glücklicher Heimath suchen, wo's noch keine Zensur noch Journalstempel giebt, sondern blos, weil man hier das Korn bereits einheimste, und sie so wohin ziehen müssen, wo man auch ein zweites Mal im Jahre mäht.

Und welche wissen, was das ist, treffen Braut und Bräutigam sich mal unversehens, einander überraschend? Das Erröthen, das Erglühen, das schamhafte Niederschlagen der Blicke, das ermuthigende Händedrücken, der unterdrückte Seufzer, die Herzpochen erregende Sehnsucht, das geflüsterte Wort, das Glückseeligkeit strahlende Lächeln, das tändelnde Scherzen, der elektrische Gemeinwille, das unerklärliche Zusammenfühlen! Welche mit einem Worte wissen, was das ist, die Liebe!

Welche wissen, daß auch die nichts andres ist, als Nebel und Brodem; irdisches Dunstsymptom, optische Täuschung!

Aber all Das wußte der kleine Rentmeister nicht und darum kehrte er um mit seinem Wagen, und entschied bei sich, was er erfahren, wolle er vorher daheim seiner Gattin sagen, und dann dem Grafen zu Klausenburg.

Serena ließ am Fuß des Abhangs die Kutsche halten, und befahl geradezu Adorjan, er möge in seine eigene Kutsche gehen. Der Bräutigam gehorchte.

Mittag gelangten sie forcirten Zuges nach Groß-Bànya, und nach kurzem Imbisse, der nur dauerte, bis das neue Gespann angeschirrt war, fuhr man wieder weiter.

Während des kurzen Zusammentreffens bei Tische glaubte Adorjan völlig, der Komtesse Liebe sei ungeduldig. Wie sie die Vorspann beschleunigte! Sie versprach Trinkgelder, wenn man rasch fahren würde, und als man bereit war, ließ sie keine Sekunde warten.

Doch war es schon ziemlich spät, als man nach Szathmàr kam. Die beiden Kutscher fuhren hinein in den Hof des Gasthofes, wo sonst kein anderer Wagen sichtbar war.

Serena wartete nicht auf Adorjan, daß er ihr vom Wagen herab helfe, so leicht sprang sie vor Allen vom Wagen herab, als fühlte sie nicht die geringste Reiseermüdung.

„Drei Stuben, welche sich ineinander öffnen," befahl die Komtesse dem ihr entgegeneilenden Wirth.

„Ah, das geht prächtig", dachte sich Adorjan, dem bei dem Gedanken an die in einander sich öffnenden Stuben das Blut zu Kopf zu steigen begann.

Dem Befehle nach erschloß man die drei Stuben, von denen jede einen besonderen Ausgang hatte. Die mittlere war saalförmig mit zwei Fenstern, zu beiden Seiten mit einem kleineren Kabinette.

„Das hier rechts ist Ihr Stübchen, das links gehört dem Stubenmädchen, das mittlere mir", sagte Serena zu Adorjan, der die Anordnung sehr liebenswürdig fand. „Nun bitte ich, entfernen Sie sich auf kurze Weile in Ihre Stube, während ich mich umkleide. Sie können durch die entgegengesetzte Thür hinausgehen."

Adorjan fand auch diesen Wunsch höchst natürlich;

ja er fand sogar in dem Umstande, daß Serena die Zwischenthür abgeschlossen, mehr Anregung als Zurückweisung.

Als er allein in seiner Stube war, stellte er sich zwei Aufgaben. Die eine, daß auch er sich umkleiden wolle, denn die Reise bringt des Menschen Toilette in Unordnung, entzieht ihm viel von seiner Tournüre, und er muß doch im nächsten Augenblicke mit allen männlichen Vorzügen vor einer Frau erglänzen, die selber in den Augen ihres Bräutigams schön sein will.

Die zweite sich gestellte Aufgabe war, durchs verrätherische Schlüsselloch seiner zukünftigen Glückseligkeit einige Augenblicke vorher abzustehlen, wenn eine schöne und liebenswürdige Frau nichts ahnend vor der Toilette sitzt. Der Geiz diebischer Blicke geht über erlaubte Wonne.

Seine erhitzte Fantasie machte aus dieser zweiten Aufgabe die erste. Er dachte, für die erste habe er auch dann noch Zeit; aber bei der zweiten könnte ihm was entgehen. Also vor Allem an's Schlüsselloch.

Durch die verrätherische Oeffnung konnte er gerade

nach dem Tisch hinblicken, auf dem Serena in ihrem Reisenezessaire umherkramte. Aber er täuschte sich. Sie nahm Schreibrequisiten heraus und setzte sich an den Tisch, um zu schreiben.

Ah, das beginnt langweilig; unterdeß hat der Mensch Zeit sich umzukleiden.

Aborjan suchte daher aus seiner Reisetasche alle Hilfsinstrumente für männliche Schönheit hervor. Das Millefleur, das Mundwasser, die parfümirte Seife, die Haarpomade, den Handspiegel, die Bartwichse, das parfümirte Oel, und all dies stellte er in Schlachtordnung vor sich auf den Tisch und ging an die Arbeit.

Er benützte dergleichen eben nicht viel, bevor er Graf geworden. Vordem fand er es für besser, mit seiner natürlichen wilden Schönheit die Frauenherzen zu unterwerfen. Wenn aber des Menschen Rang sich erhöht, dann ziemt es sich, daß er beginnt, sich zu qualifiziren.

Als er vor Allem mit dem Barbieren fertig war, — was nicht lange dauerte, da er blos, dem Journal

nach, die Mitte des Kinns auszurasiren hatte, — legte er das Messer hin und ging neuerdings ans Schlüsselloch. In dem Momente war Serena — eben am Briefsiegeln.

Sicherlich schreibt sie jetzt ihren Eltern ihren raschen Entschluß.

Jetzt schellte Serena. Das Stubenmädchen kam. Serena sprach leise mit ihm.

Das Stubenmädchen entfernte sich und schellte dann seinerseits außen; dem herbeieilenden Hausdiener übergab es dann einen Brief, und kehrte darauf wieder in die Stube zurück.

Adorjan war wieder am Schlüsselloch. Serena winkte dem Stubenmädchen nach ihrem Stübchen zu gehen und sich schlafen zu legen, denn es werde früh geweckt werden.

Also endlich! Aber wann beginnt das Umkleiden?

Adorjan hatte sicher auch noch Zeit, sich das Haar aufzuwickeln, und obgleich er sich dabei noch zweimal an das „trou Judas“ stahl, wie man in Gasthöfen

die Schlüssellöcher nennt, so zeigte ihm doch das nichts anderes, als eine stumme Frauengestalt, welche das schöne Haupt traurig in die Hand geneigt hatte, sich auf den Tisch stützend, und in die flackernde Flamme der Kerze blickte.

Auf was mag sie nur so lange warten?

Adorjan konnte sich dann auch noch die Fingernägel abkippen, den Schnurbart wichsen, eine neue Weste und ein Daheimröckchen anziehen, das Taschentuch parfümiren, und sein Haar im Handspiegel und im Wandspiegel ansehen, mit deren doppelseitiger Hilfe prüfend, ob es rückwärts gut gescheitelt sei? Serena rührte sich noch immer nicht von jenem Platze, um daß er sich vor ihr hätte interessant machen können.

Schließlich erklangen außen im Flur Männertritte. Jemand klopfte an die Thüre. Serena stand auf, öffnete. Adorjan war bereits am Schlüsselloche, und er sah eintreten — Djula Féher.

Als Serena den Eintretenden ersah, eilte sie ihm in jener elektrischen Gemüthsstimmung entgegen, wie

es Gewohnheit ist, längst und aufrichtig ersehnte Bekannte zu empfangen.

„Gott brachte Sie! Ich danke Ihnen, daß Sie nicht Anstand nahmen, auf das Wort einer launischen Frau hierher zu kommen.“

Djula gestattete, daß die Komtesse seine Hand zwischen ihren beiden Händchen drückte.

„Ich hielt es für meine Pflicht, in Szathmàr zu sein, nachdem Komtesse mir geschrieben, daß Sie in sehr ernster Sache meine Dienste wünschen.“

„Ich schrieb nicht „Dienste“, sondern „samaritanische Hilfe“; so steht's in meinem Briefe. Ich entsinne mich gut des Ausdrucks. Sie müssen ein verlorenes Kind ihrem Vater zurückführen.“

Djula lächelte bei diesem Ausdrucke; er glaubte, dieser Frau bis in's Herz zu sehen.

„Und dieses verlorene Kind? . . .“

„Sie wissen, daß ich das selber bin.“

„Und zu welchem Zwecke wollen Gnaden meine Vermittelung?“

„Wie Sie ahnen können; ich will mit Vater und Mutter Friede machen."

„Gestatten Sie mir, Komtesse, eine praktische Frage, wie sie für solch' einen Gewerbsmenschen paßt, wie ich nun einmal einer bin. Soll der Graf dazu gebracht werden, seine Einwilligung zu Gnaden Vermählung zu geben, oder aber die Gräfin, Ihrer Gnaden väterlichen Antheil auszuliefern?"

„Von keinem ist die Rede. Ich heirathe überhaupt nicht!"

„Sie heirathen nicht? Es spricht doch schon die ganze Umgegend davon."

„Mögen sie reden, sie werden schon müde werden. Ich sehne mich nach heim. Ich sehne mich nach Vater und Mutter."

„Sonderbar."

„Nicht wahr, sonderbar, daß ein Frauenzimmer, das bisher sogar auch unter seinen Sklaven auswählte, jetzt plötzlich selbst den Platz sucht, auf dem es Bedingniß ist, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben? Und es ist doch so. Ich will eine gehorsame Tochter

meiner Eltern sein, reuig Asche mir auf's Haupt streuen und anerkennen, daß Alles, was ich bisher nach eigenem Kopfe vollführte, Irrung und Fehl war; und ich verspreche, daß ich mich ferner bedingungslos dem Willen Jener unterwerfe, die verständiger sind als ich, und die mich noch immer so lieben, wie ich sie."

„Geehrte Komtesse. Ich kann mich nicht sofort zurecht finden. Komtesse sprechen davon, nicht zu heirathen, sondern zu den Eltern zurückzukehren; ich hörte aber erst heute vom Untergespann, daß er Adorjan einen Dispensationsbrief gab, und Adorjan sofort nach Schomodydorf abreiste. Hat sich dieses Verhältniß gelöst? Was kann der Grund dazu sein? All' das kann ich nicht einmal ahnen. Sehen Sie, Komtesse, da Sie in ernster Angelegenheit meine Intervention wünschen, so muß ich auch in Alles eingeweiht werden."

„Das wird geschehen. Ich habe einige Stunden Zeit hier zu verbringen. Sie werden so gefällig sein, bei mir zu bleiben, und diese Zeit mir zu opfern."

„Mit größtem Vergnügen."

„Nehmen Sie mir zur Seite Platz."

Serena zeigte auf eine Stelle neben sich auf dem Sofa.

„Sie denken nun bei sich: „Das ist eine kapriziöse Abenteuerin, deren allerkleinste Eitelkeit es ist, ihre Bräutigams an der Schwelle des Altars stehen zu lassen." Ich verdiente, daß Sie das von mir denken. Das ist mir Strafe dafür, daß ich Ausnahme sein wollte von der normalen Ordnung der Welt, welche vorschreibt, daß die Frau keinen Willen habe. Und sehen Sie, die Strafe ist nicht gerecht; denn ich liebe gar sehr, ja sehr diesen Menschen!"

Serena neigte in tiefer Muthlosigkeit den so schönen, lockenbeschatteten Kopf; einen Moment lang verdüsterte der wahrhaftigste Schmerz ihr Antlitz. Aber nur auf einen Augenblick. Im nächsten war sie schon wieder stark wie ein Mann. Nein; stärker — wie eine Frau!

„Ich glaubte, in diesem Menschen mein Ideal aufgefunden zu haben, das ich so lange suchte. Sie

erinnern sich des feierlichen Moments, als wir im Bade Szén Konzert gaben, und er mit so großmüthiger, mit so opferbereiter Miene vor mich hintrat, daß ich glauben mußte, in seinem Herzen liegen die edelsten Perlen zerstreut und verborgen umher, es fehle nur der Taucher, sie an's Licht heraufzubringen. Sie, der Sie den Ursprung jener Wohlthätigkeits-Kollekte kennen, können hübsch über mich lachen. Nein, nein — ich will Ihr gutes Herz nicht beleidigen. Sie haben mich geheim gewiß recht sehr bedauert. Aber Sie schwiegen, denkend, daß im Leben die Basis fast aller Glückseligkeit die Illusion sei. — Uebrigens war es ja auch nicht Ihre Aufgabe, mich vor meinem Mißgeschick zu behüten. Ich hatte Verwandte, Vater und Mutter. Und von seinen Gegnern hörte ich genug des Schlechten über ihn, wenigstens über seine Vergangenheit. Ich war aufmerksam gemacht, hatte Winke erhalten. Zu was hätten Sie zwischen uns Beide treten sollen, da Sie sahen, daß ich ihn gegen Jedermann vertheidigte, da ich ihn liebte! Ich habe diesen Menschen wahrhaft geliebt. Ich dachte, mein Ideal

in ihm aufzufinden. In ihm das Gegentheil von Jenen, welche sich außen schminken, innen beschmutzen, welche sich gern mit dem Rufe, ein wackerer Mensch zu sein, schmücken, die aber unter dem gestickten Kleide egoistische, feige, herzlose, gemeine Seelen sind. Er jedoch schien mir all Derer Gegenbild. Er will schlecht scheinen, um mit Jenen nicht verglichen zu werden; doch in der Tiefe der Seele beweine er es, in der Welt keine zwei Augen zu finden, die es werth wären, sich ihnen in eigentlicher Wesenheit zu zeigen. Ein Mann, aus dem große Zeiten einen Patrioten, einen Schlachtenheros hervorzaubern könnten, während unsere Versunkenheit ihm keine andere Rolle freiläßt, als sich als Wüstling zu raufen. — Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie nicht hell auflachen."

Djula sah aber sehr gut in Serena's Augen das unterdrückte Blitzen, aus dem die Thränen entsprangen.

„Nach Jahren, wenn mein eigenes gestriges Ich mir selber eine unbekannte Persönlichkeit sein dürfte, werden wir genug darüber lachen. Wie machte er eine verwöhnte Frau glauben, sie werde von da ab

zwei verschiedene Organismen völlig umwandeln können, den eines Mannes und ihren eigenen. Wie brach sie ihr Gemüth, um es den befehlenden Verhältnissen des bürgerlichen Lebens unterzuordnen. Wie ging sie der Wirthschaft und Häuslichkeit nach. Sie verbrachte Monate beim Rentmeister ihres Vaters, um in dessen Hause zu lernen, was ihr bis dahin völlig Mysterium geblieben und was der gewöhnliche Adelige so sehr schätzt. Wie trachtete sie, sich von ihrer Vergangenheit loszureißen, von all ihren Fäden, um ohne ihnen sich eine neue Zukunft zu weben. Wie verwarf sie ihrer Bekannten guten Rath, wie ertrug ihr Herz ihres Vaters Hohnlächeln und die Kälte ihrer Mutter. Ah Herr, das wird nach Jahren entsetzlich lächerlich sein; aber jetzt macht es mich zusammenbeben. Dieser Mensch, für den ich aus der Krone des Wappens meiner unbefleckten Ahnen die Zacken abbrechen wollte, um sie seinem Wappen gleich zu machen, der erwarb unterdeß für das seine ein paar Zacken mehr — für Geld! damit sein Wappen dem meinen gleiche!

Serena schämte sich darüber so sehr, daß sie sich das Antlitz mit beiden Händen verhüllte.

„Ah, wie ward' ich erniedrigt, wie bestraft. Ich fühlte, daß ich den Bund zerreißen mußte, das Gewebe, in das sich mein Herz so sehr verstrickte, werde es darnach auch brechen! Die Wunde bleibt unheilbar; ich werde dran sterben; aber ich lebe nicht mit dem Polypen in der Brust."

Im Antlitze der Komtesse war der Ausdruck des wildesten Schmerzes sichtbar, als sie plötzlich auflachte, vom Platze aufstand und sich dem ihr folgenden Djula mit aller Naivität in den Arm hängend, im gewöhnlichen Tone sagte:

„Erschrecken Sie nicht, lieber Freund; ich bin schon kurirt. Was ich eben gesagt, war nur lebhafte Einbildung, ich habe nichts davon gefühlt."

Damit begann sie am Arm Djula's den Saal auf und ab zu promeniren und setzte so ihre Rede fort:

„Wüßte ich nur soviel; dies brächte mich um. Doch da ich jetzt bereits Alles weiß, so ist er der Gestorbene — für mich. Ich kann von ihm sprechen

wie von einem völlig unbekannten Menschen. Ich kann Alles erzählen wie Anekdoten, die ich in irgend einem Blatte gelesen. Seiner Gnaden der Graf Adorjan v. Borz sind nicht nur eine alltägige Seele, sondern wahrhaftig ein auserwählt nichtsnutziger Geselle. Vor Jahren knüpfte er ein Liebes-Verhältniß mit einem schönen, und, wie ich glaube, liebenswürdigen Mädchen. Auch Sie konnten sie gesehen haben; wir trafen uns mit ihr eines Abends zu Schomodyhof. Die beiden Väter, zwei Krämer, bauten auf dies Liebesverhältniß ein Geschäft auf, wie es auf Börsen Gewohnheit ist, aus der Freundschaft oder dem Zorn der Staaten Geschäfte zu machen. Man ahnte vom Vater des Mädchens, daß sein Reichthum nur ein scheinbarer sei, und trachtete, den Vertrag zu lösen. Anderthalb hunderttausend Gulden betrug das Reugeld, das die Partei zu zahlen hatte, welche von der Ehe zurücktrat. Ich wußte das, als der junge Borz zum Erstenmale sich mir erklärte und brachte es ihm in Erinnerung; er versprach mir auf Ehre, er habe gar nichts mit der ganzen Geschäftsfrage zu thun, diese möchten

die beiden Krämer unter sich abmachen, wie sie eben vermöchten. Er sei entschieden zurückgetreten, und werde nie mehr an das aufgelöste Verhältniß denken. Ich glaubte ihm; weshalb sollte ich ihm nicht glauben? Ein Mann verliert beim Kartenspiele Hunderttausende, warum sollte er nicht so viel auch für das Herz seiner Dame verlieren, als er auf die „Koeur-Dame" opferte? Ich dachte leichtsinnig, daß, wer Geld verachtet, nicht an materielle Verluste denke, folgt er dem Rath seines Herzens. Sie wissen, was weiter geschah."

„Nur allgemein. Die Kontrakte brach die andere Partei."

„Aber wie? Die Menschen, um ihr riskirtes Geld zu retten, brachen lieber das Herz eines armen, schutzlosen, argwohnlosen Mädchens, damit es ihnen nicht im Wege stehe. Sie stellten sich fortwährend an, als hielten sie am Heirathskontrakte fest; sie machten Vorbereitungen zur Hochzeit. Unterdeß spannen sie niedrige Intriguen, die Braut zum Falle zu bringen, diese durch einen faden Abenteurer verführen lassend, den sie durch den Titel als Beistand zu dem Schritte verlockten.

Und während der alte Borz sich zum schmutzigen Kuppler erniedrigte, spielte der junge Borz eine andere Rolle in der Komödie, eine ekelhafte, ehrlose Rolle. Die Rolle als Wüstling, dessen Aufgabe es war, seine Braut in Verzweiflung zu stürzen, sich ihr ekelhaft zu machen. Und er spielte diese Rolle mit vollem Bewußtsein, dem Souffleur nach', wie irgend ein Dorfkomödiant! Nicht wahr, das ist eine amüsante Geschichte?" frug Serena, absichtlich vor der verschlossenen Zwischenthüre stehen bleibend.

Und dann schritt sie stumm, mit in den Schooß gekreuzten Armen den Saal entlang.

„Das Stück gelang vollständig, ganz bis zum letzten Akte. An dem zur Hochzeit bestimmten Tage erschien der junge Borz im Hause der Braut, sich betrunken stellend, nachdem er vorher in der Stadt durch allerlei Skandal diesen Ruf gehörig verbreitete, und in selbiger Nacht ließ sich seine Braut entführen. Der Eine Krämer machte hierauf Krida, der andere kam triumphirend nach Hause, da er sein Geld gerettet, und seinen Sohn gratis aus der Hochzeit ausgelöst

hatte, wie es beim Militär Gebrauch ist, daß Rekruten wegen verstellter Krüppelhaftigkeit loskommen. Und ich stand während all der Zeit fortwährend mit ihm in Verlobung und träumte ihn mir als einen Halbgott!"

Und Adorjan, wie mußte er sich während dieser Rede fühlen, von der er jede Sylbe hörte?

Wie fühlt sich das in die Falle gegangene Wild?

Es gab aus seiner Stube, wie er jetzt ersah, keinen besonderen Ausgang, er konnte also seiner Züchtigung nicht entfliehen. Er mußte bis ans Ende die schreckliche Erniedrigung anhören, in jeglichem Worte jeden Schlag der Peitsche erdulden, hineinblicken in den ihm vorgehaltenen Spiegel, der seine Seele in ihrer ganzen inneren Wesenheit aufwies, und dabei noch still sein, den Athem unterdrücken, auf einem Orte ruhig stehen bleiben, damit nicht im Nebenzimmer Jemand frage: Wer geht denn da drinn? und erfahre, es sei eben Jener, von dem gesprochen werde. Auf einmal führten ihn Wuth und Scham soweit, daß er auf die Thüre lostrat. Es durchblitzte sein Gehirn, das Schloß zu erbrechen, hineinzustürzen und jenem Manne,

der all das über ihn angehört hatte, zu sagen: „Herr, Sie erfuhren solche Dinge, davon entweder Sie oder ich sterben müssen. Madame, reichen Sie ihr Taschentuch dar und sehen Sie, wie jetzt zwei Männer sich über Ihr Taschentuch schießen werden.“ Doch eben da ertönte ein Hohnlachen von Serena's Lippen, und dieses Lachen nahm ihm allen Muth. Er zitterte, wie das schuldbewußte Kind, und statt die Thür einzubrechen, lehnte er sich an dieselbe, um besser zu hören.

Und von da ab, je weiter er zuhörte, um so mehr verließ ihn aller Muth; jedes Glied zitterte ihm, jede Muskel verließ ihre Kraft. Er war kein Mann mehr. Zuletzt sank er auf's Knie, denn durch das verrätherische Schlüsselloch konnte man nur kniend blicken. Und dann so kniend, durch jene kleine Oeffnung lugend, schaute er sich das Cherubantlitz seiner Braut an, welche mit solcher Verachtung von ihrem Bräutigam sprach.

Mit ähnlicher Neugierde mag einst Damiens zugesehen haben, als der Henker ihm siedendes Oel in die offenen Wunden goß.

In jener Stube aber legte sich allmälig der Zorn. Serena sank ermattet auf einen Stuhl.

„Sie können sehen," sprach sie so leise, als wollte sie jetzt bereits nicht mehr, daß auch Andere sie hören; „ich habe einen Ort nöthig, wo ich mein, von Schamröthe erglüthes Antlitz verbergen kann. Es ist das der Busen meiner Mutter."

„Darin haben Sie Recht Gräfin; aber Eine Frage bleibt für mich noch immer Räthsel. Sie werden in Schomodyhaus desillusionirt; Ihre Eltern wohnen in Klausenburg, Klausenburg liegt von Schomodyhaus aus östlich, und doch finde ich Sie hier in Szathmàr, vom Kastall zu Schomody westlich."

„Das scheint Ihnen ein Räthsel. Aber Sie werden es sofort verstehen, bringe ich Ihnen in Erinnerung, daß, sobald meine Eltern vom Schomodyhaus nach ihrer Residenz in Siebenbürgen wollen, sie den Fluß Szàmosch überschreiten müssen. Ginge ich aber über jene Brücke, und dächte daran, daß ich mich jetzt vor das, Verachtung ausdrückende Antlitz meines Vaters zu stellen habe — so fürchte ich, ich fände den

Grund des Wassers sehr verführerisch. Es muß meinem Kommen Jemand voran eilen, Jemand, der von mir sagt: Das verlorene Mädchen kehrt zurück, es war thöricht geworden, ist aber nicht gefallen; ein Jemand, von dem ich weiß, daß, indem er mich vor meinen Eltern vertheidigt, er mich auch in seinem Innern nach eigener Ueberzeugung freispricht, und von dem meine Eltern wissen, daß er die Wahrheit spricht. Unter meinen Verwandten giebt es keinen Solchen. Und unter meinen Bekannten sind Sie der Einzige, an den ich hierbei denken kann."

„Abgerechnet das Eine, daß ich Sie allerdings in meiner Seele erhaben über jede Verläumdung fühle, überschätzen die Komtesse mich in allem Andern."

„Nicht um ein Haar. Ich hörte Ihrer oft genug in unserer Familie erwähnen, stets mit der allergrößten Liebe. Bei uns liebt Sie alle Welt. Verstehen Sie — alle Welt!"

Djula seufzte und antwortete nicht; er schlug vielmehr die Augen nieder, und schien Serenas Blicken auszuweichen.

Serena sah den Jüngling eine Weile mit forschender Aufmerksamkeit ins Antlitz, als wollte sie aus dessen Zügen lesen, was er sich eben dachte.

Und als sie das zu errathen meinte, erröthete allmählig tief ihr allabasterglattes Antlitz, und erglühte immermehr; plötzlich jedoch begann sie aufzulachen.

„Aha! Sie denken sich jetzt bei sich: hier ist eine der sieben thörichten Jungfrauen des neuen Testamentes, die schon den zweiten Bräutigam vor dem Holzkreuz sitzen ließ, und sich jetzt einen Dritten sucht, um durch ihn Revanche an den zwei Anderen zu nehmen! Nein lieber Freund; ich verstand das nicht so. Ich liebe Sie wie einen Bruder — als einen zu erhoffenden Bruder; meine Eltern lieben Sie wie ihr Kind, und dann giebt es in unserem Hause noch Jemand, die Sie völlig anders liebt, als ich es thue."

Jetzt war es an Djula vor innerer Erregung zu erröthen.

„O Komtesse, das ist von Ihnen ein trauriger Scherz."

„Weder traurig noch Scherz. Denn das steht in

den Sternen geschrieben. Und Sie verursachen viele Traurigkeit dadurch, daß Sie die Gegend unseres Hauses vermeiden, Sie verursachen sie dem engelreinsten Herzen. Weshalb unterbrachen Sie Ihre Besuche?"

„Komtesse, ich kann vor Ihnen nichts verhehlen. Ich fühle, daß mich jede Miene verräth; so ergebe ich mich denn. Ich gestehe, daß ich sehr liebe; ich gebe zu, daß ich sehr unglücklich bin."

„Und weshalb eilen Sie denn nicht dahin, wo man Sie wieder liebt?"

„Ich werde aufrichtig sein. Unsere Lebensstellung ist so verschieden wie Himmel und Erde. Ich bin Industriemann, der mit dem Leben kämpft, der sich mit Koth und Schollen balgt, um das Glück zu zwingen, das zurückzugeben, was es uns geraubt; sie dagegen ist ein überirdisches Wesen, das keine Ahnung von der Prosa des Lebens hat. Allerdings ist es wahr, daß das Herz nicht fragt, wen es lieben soll. Doch manchmal hat man im Innern neben dem Herzen auch sonst noch was, das man „Karakter" nennt.

Der fragt dann: was willst Du? willst Du Dich in solche Kreise hinauf arbeiten, in denen Du fremd bist? wo andere Gewohnheiten, andere Lebensart, andere Leidenschaften herrschen? oder willst Du, daß Jemand, den Du liebst, sein bisheriges Leben verlasse und Dir zu Liebe ein anderes beginne? ein unterwürfiges wie es das deine ist? denn Komtesse, mein Leben ist ein untergebenes. Ich bin nicht jener stolze Komitatsredner, der Parteiführer, dergleichen meine Ahnen waren. Ich bin ein Industrieller; ich arbeite, ich treibe Handel. Was gestattet das Schicksal nun leichter: daß ein Industrieller seiner Gattin zu Liebe Magnat werde, oder daß eine Komtesse ihrem Manne zu Liebe sich als „Kaufmannsfrau gäbe?“ wiederholt sich hier nicht ewig die Liebe des Fischers im Märchen zur Wassernixe? ob nun er ihr unters Wasser folgte, oder sie ihm ans Ufer, es war stets der Tod des Einen von ihnen.“

„Auf diese Frage wird Ihnen Cecilie antworten, und ich weiß, was sie Ihnen antworten wird.“

„Sie wissen das?“

„Sicher weiß ich es. Wir sprachen oft davon. Cecilien's Seele liegt ganz offen vor mir. O, wir sprachen sehr viel unter einander davon. Ich entsinne mich, als einst große Gesellschaft bei uns war, nur Frauen, und irgend eine alte Fadesse Abhandlungen über den Vorrang der Stände hielt. Der Streit entstand, weil Jemand nicht zu entscheiden wußte, ob die Marquise höher oder tiefer stehe als die Gräfin? Einige behaupteten, sie sei mehr als eine Baronin, aber weniger als eine Gräfin; während eine andere Meinungsnüance behauptete, die Marquise stehe sogar im gleichen Range mit der Herzogin. Und da man sich schließlich mit Stimmenmehrheit darüber einigte, daß der Titel Herzogin wohl der höchste sei, der sich im Range erreichen lasse, da sprach Cecilie dazwischen: „Ich aber kenne einen noch höheren Rang, und dieser Titel lautet: glückliche Frau." Jedermann lachte über diesen Einfall, gab aber geheim demselben Recht. Sie vielleicht nicht?"

„O Komtesse."

„Sagen Sie nicht: o Komtesse! sagen Sie:

o Schwester! Sehen Sie, das ist ein so seltener Fall, der vielleicht im Leben nicht wieder vorkommt, daß man einen Mann bittet, wie ich Sie jetzt bitte: „Komm, bleibe nicht fern, man liebt Dich dort, erwiedere es!" das ist zwar ein außergewöhnlicher Fall, doch Sie verdienen, daß er sich ereigne."

Djula erhob sich erröthend.

„Gut ist's. Ich glaube es und gehe."

„Und bleibe dort."

„Das hängt nicht von mir ab."

„O gewiß. Ihr erstes Wort zu meinen Eltern hat zu sein: „Ich will ein Glied Ihrer Familie werden." Glauben Sie mir, man nimmt Sie mit offenen Armen auf. Wenn aber das geschehen ist, dann werden Sie sagen: „Diese unsere Familie hat noch ein Mitglied, ein verlorenes Kind. Dieses arme Mädchen steht draußen vor Eurer Thür, mit dem Hanfstrick der Reue um den Hals. Dieses Mädchen ist jetzt bereits meine Schwester, ich darf für es das Wort ergreifen. Gestattet mir zu bitten, daß ihm das Elternhaus offen stehe, sowie das Herz der Eltern;

es kehrt unterthänig zurück, bereuend was es gethan, bereuend was es geträumt.“ Sie werden das sagen, nicht wahr? Sie mein lieber — lieber — Bruder.“

Und sich selbst vergessend, fiel hiebei Serena Djula um den Hals, wand schluchzend die Arme um ihn und küßte des Jünglings Antlitz; dann bebte sie selbst zusammen und flüsterte mit gebrochener Stimme:

„Sie werden nun wissen, daß ich mit diesem Kusse Sie mir als meinen Bruder verlobte.“

„Noch in dieser Stunde breche ich nach Klausenburg auf.“

„Ich bäte sehr darum; Sie wissen, daß die Verläumdung Flügel hat. In einer halben Stunde folge auch ich nach. Wir werden an jeder Station neuerdings zusammentreffen.

„Gott segne Sie.“

„Sagen Sie lieber: „Gott verzeihe Ihnen!“

Djula nahm seinen Hut und entfernte sich.

Serena begleitete ihn bis an die Thüre; Djula trat bereits über die Schwelle, aber Serena hielt ihn zurück.

„Sie haben mir ja nicht ein einzig Mal gesagt: „böse Schwester.“

Djula ergriff gefühlvoll die Hand des schönen Frauenwesens, und sagte: „Gott mit Dir, Du süße, liebe Schwester!“

Serena harrte, bis sich die Thüren hinter Djula schlossen. Dann kehrte sie zurück in ihre Stube, und am Fuße des Ruhbetts niedersinkend, betete sie lange, die Stirn in den gefalteten Händen begrabend.

Sie mußte lange beten, um jenen Flüchen ein Gleichgewicht zu geben, den in andrer Stube ein in Wuth gerathenes Wildthier ihrethalben der Hölle zuschickte.

Adorjan begann jetzt bereits hastig in seinem Zimmer auf und ab zu gehen, wie in Wirklichkeit eine in den Käfig gerathene Hyäne.

Bei solch absichtlicher Infamirung mußte sich ihm jeder Blutstropfen in Galle verwandeln.

Dieses entsetzliche Frauenzimmer hatte es nicht für genügend gefunden, was eine andere Frau gethan haben würde, nehmlich, sobald sie ihren Geliebten

verachten lernte, ihm das schriftlich zu wissen zu machen; nein, sie rief ihn tollkühn zu sich, schloß ihn in eine Stube ein, und warf ihm in Gegenwart eines fremden Ohrs seine Niederträchtigkeiten vor.

Dieser Auftritt hat traurig zu enden.

Wer Hyänen dem Publikum produzirt, sei gefaßt, daß einer solchen es plötzlich in den Kopf kommen könne, bei beschämendem Peitschenhiebe dem Zähmer an die Gurgel zu fahren, um ihn vor Augen der Anstauner zu zerfleischen.

Du schwaches Weib! So was gegen einen Mann zu wagen! Der nichts braucht, als blos die fünf Finger zusammen zu ballen, um ihr die Seele zu ersticken.

Er schwur sich schrecklichst, daß er diese Frau ermorden werde. Sie lacht gewiß nicht mehr über Das, was in dieser Stunde vorgefallen. Zuerst sie, dann sich selber.

Er kleidete sich an; dann steckte er sich die doppelläufige Pistole in die Tasche des Ueberrocks, blies bei sich das Licht aus, und griff nach der Klinke der

Zwischenthüre, diese aus den Angeln zu heben. Das wird keine schwere Arbeit sein. Giebts dadurch Lärm, nun, so sei ein Lärm. Mit zwei Schüssen wird ohnehin Alles zu Ende sein; mögen dann die Leute rathen weßhalb das geschah.

Für einen Moment blieb er stehen, da er Serena's Stimme vernahm. Die Komtesse weckte ihr Stubenmädchen, sich für die Weiterreise bereit zu halten und es möge die Pferde vorspannen lassen.

Das Stubenmädchen entfernte sich gähnend, wie Jemand, dem es sehr ungelegen kam, aus bestem Traume aufgeschreckt zu werden.

Und darnach blieb Serena allein in ihrer Stube.

Jetzt flog Adorjan ein neuer Gedanke durchs Hirn.

Zu was das Allarmiren, zu was Selbstmord? Es ist Gelegenheit da, straflos Rache zu üben; man muß die Thüre unversehens aus den Angeln heben, sich dann auf jene Frau stürzen, ihr den Mund durch ein Tuch verstopfen, und sie festhalten, bis sie erstickt — dann aber sie einschließen und sich in die weite Welt flüchten.

Als sein Gehirn diesen Gedanken aufkochte, hörte er plötzlich, daß auf Seite Serena's der Schlüssel sich im Schlosse umdrehte, und die Thüre von selbst aufging; in ihr stand ihm gegenüber jene Frau — allein.

Das Wildthier zog sich vor diesem Blick zurück. Sein Antlitz war bleich, sein Haar verworren; seine Zähne klapperten, und seine Glieder machte lähmende Furcht unbeweglich; er vermochte nicht, dem Blicke dieser Augen zu bestehen.

„Nun, mein Herr," sagte Serena ruhig, mit leisem Tone. „Reisen wir nicht weiter? Ich bin bereit."

An Adorjans Lippen zeigte sich so was wie weißer Schaum, das Blank seiner Augäpfel war pur Blut; das Seidentuch, das er in der Hand hielt, wandte er krampfhaft zusammen.

Dreimal wollt er zu sprechen beginnen, doch irgendwas schnürte ihm die Brust zusammen, und als er endlich seine Stimme wieder erlangte, war sie völlig heiser.

„ — Nachdem, was Komtesse eben vorher, — hier in der Nebenstube — gesprochen — kann man daran denken?“

„Also Sie horchten?“ platzte voll Stolz Serena los. „Auch das noch? — Fi donc!“

Damit blickte sie ihn von oben bis unten stolz, würdevoll an, mit tödtlichen Augen den Mann betrachtend, der vor diesem hoheitsvollen Blicke zu nichte zu werden sich fühlte. Er taumelte in die dunkle Stube zurück, und wo ihn das Licht nicht erreichte, dort warf er sich der Länge nach auf das Ruhbett, und gleich gepeitschter Hyäne biß er in das Seidentuch, welches er in Händen hielt; das kaute er wüthend.

Und dann hörte er, wie Serena die Stube verließ, wie sie der Länge nach den langen dunklen Gang ganz hinabschritt, während im Gasthofe noch Alles schlief. Und da bildete er sich denn ein, er schleiche ihr auf den Zehenspitzen nach, hole sie in dem langen dunklen Korridor ein; und dort könne er das Funkeln ihrer stolzen Augen nicht ersehen; er fasse sie also an den Zöpfen ihres langen Seidenhaares, schleife sie

sich unter die Füße, zertrete die göttlichen Reize ihrer herrlichen Figur unter seinen Fersen, und bade sich die Hände in ihrem warmen Blute, sie am langen Haare auf kaltem Fließe längs hinab zerrend, so lange noch eine Muskel sich lebend in ihr regt. Und all das war blos Fieberfantasie; dort lag er gebrochen, unfähig, in der dunklen Stube und that Niemanden was zu leid, blos seinem Seidentuche, das er zwischen den Zähnen hatte.

Dann horchte er noch lange, ob er nicht noch einmal die Stimme jener zaubervollen Frau vernehmen könne, die er schon die Seine wähnte, mit der zu brilliren er sich einbildete, von deren Schönheit er trunken war. Zu was hätte es ihm getaugt, diese Stimme noch einmal zu hören? Warum sehnte er sich so gewaltig darnach? — Er hörte sie nie wieder.

Er hörte blos, daß nach einer Weile sich Thüren öffneten, Pferde stampften, eine Kutsche rollte, hinter ihr sich ein Thor schloß, und wie darnach wieder Alles still wurde. Es war noch um Mitternacht.

Da erhob er sich dann; er überdachte sich, daß es

in weiter Welt keinen Elenden giebt, ihm gleich. Und damit drehte er sich aus dem Seidentuche einen Strick, band daraus Eine Schleife, suchte einen großen Nagel an der Wand, der einen Menschen tragen kann; und indem er das Eine Ende des Seidentuches dran hing, probirte er, mit der Hand in die Schlinge fahrend, ob die wohl genug stark aushalte? Dann sagte er sich, das sei doch ein sehr häßlicher Tod, und löste still das Tuch wieder vom Nagel herab.

Der Mensch ist ein Edelmann und besitzt Pistolen. Das giebt um vieles schöneren Tod. Eine doppelläufige Waffe, beide Läufe auf einmal losgedrückt, das bringt sicher um. Es ist nur noch die Frage: ob ins Herz oder in die Stirn? Sich ins Herz schießen macht sich interessanter; dabei bleibt das Antlitz unentstellt; doch das ist nicht genug sicher. Zielt die Hand schlecht, so giebts nicht sofortigen Tod; man kann sich noch lange quälen; die Kugel kann sich an den Rippen stauen und zur Seite gehn. Sich vor den Kopf zu schießen ist sicherer, nur daß das

Antlitz entstellt wird; leicht fliegt der Schädel rings und das ist ein häßlicher Anblick.

Und dann schaute er lange in die Doppelläufe der Pistolen, in die beiden schwarzen Höhlen, in denen die Vögel des Todes nisten. Er spannte die Hahnen: nahm das Ende der Läufe in den Mund, und überdachte, wie absonderlich es sei, daß es jetzt nur noch eines Druckes mit dem Zeigefinger bedürfe, und rings um ihn giebts mehr keine Welt. Und dann zog er der Pistole Mündung sich wieder aus dem Munde, ließ die Hahnen ruhen, und legte die Waffe zurück ins Futteral.

Der besaß keinen Muth, weder um sich, noch um Andere umzubringen.

XII.

Die Perplexitäten meines Herrn Mathäus Màlai.

Der fromme Rentmeister dachte sich nach dem, was er beim erstehenden Glanze des Frühroths ersehen, durchaus sonst nichts, als daß auch er sich dabei beruhigen könne und nach Schomodyhaus zurückzukehren habe.

Denn, bevor er den Grafen von dem Vorfalle unterrichtet, sei es unumgänglich nöthig, mit seiner Gattin über die Art des Verfahrens zu diskutiren; das wird denn doch wohl Jedermann erlauben, der einen Funken konstitutionellen Gefühls in sich hat

und seiner Achtung vor parlamentarischer Regierung illuminirt.

Was wird die Frau bestätigen, was verwerfen?

Deßhalb reiste er vorher zurück nach heim. Die Familienkonferenz bestimmte dann, daß mein Herr Mathäus den ganzen Vorfall zuerst schriftlich vortragen müsse, bis dahin, wo Komtesse Serena auf den Weg aufbrach, er sich aber zur Begleitung inkognito entschlossen hatte.

Dieser Brief gehe dann vorher mit Post ab.

Andern Tags rasch ihm nach setze sich Herr Mathäus zu Wagen und strebe hinab nach Klausenburg. Dort arrangire er also die Sache, daß er sich allein mit dem Grafen treffe und diesem hübsch vorsichtig erzähle, was er mit lebenden Augen gesehen.

So wird's am besten sein.

Mákai blieb also noch jenen und den nächsten Tag daheim, und erst bei folgendem Frührothe machte er sich auf den Weg, Siebenbürgen's Hauptstadt zu.

Der Herr Rentmeister pflegten keine Pferde todt zu fahren. Es wird genug Zeit sein, bis Abends an

Ort und Stelle zu kommen. Er trottete denn ruhig dahin mit seinen muthwilligen beiden Rößlein, mit dem Fuhrwerke, und machte sich nichts daraus, wie oft auch Nachkommende ihn überholten.

Diesseits von Szàmosch-Ujwàr, vor dem Badehause, giebt es eine Tschàrda, ein Pußtenwirthshaus. Vor dem pflegte er regelmäßig abfüttern zu lassen. Man kannte ihn schon, als wäre er dort daheim.

Der Wirth, ein Armenier, deckte für ihn keinen besonderen Tisch, sondern setzte ihn gewohnheitsmäßig gleich an das Familiengedeck, was eine sehr gute Gewohnheit ist. Für den Gast dürfte es sehr beruhigend sein, daß auch der Wirth vom gleichen Wein trinkt, den er dem Gaste schänkt.

„Heit giebts vül Possoge hür!“ sagte der ernste Armenier mit jenem eigenthümlichen Akzente, welcher der Sprache beinahe possenhafte Weichheit verleiht. „Erst vorher kam eine Harrenkotsche, in der soß ein jonger Harr, der sich vurderte vier frische Pfarde, und daneben noch befahl, noch vier weitere Pfarde

sollen im Geschirr stehen, es werde schun bald nachkommen eine andere Kotsche, die braucht sie."

„Wahrlich, wer kann es sein, der so eilt?"

„Wahrlich, wer kann das sein?

Daraufhin machten sich denn die beiden Männer dran, zu rathen, wer das wahrlich sei?

„Vielleicht kommt Staffete von Majestät, die Gubernator beruft?"

„Vielleicht ist wer krank in Klausenburg, und man bringt ihm von Wien her einen Doktor?"

„Vielleicht geht der türkische Gesandte nach Bukurest, und der eilt so sehr?"

„Oder es flüchtet Irgendwer von irgendwo her, vor irgend was?"

„Mir liegt wahrlich nix dran" sagte mit stoischer Ruhe der Wirth; „zahlt er nur Preis für Vorspann."

„Auch ich kümmere mich nicht viel darum."

Kaum hatten sie sich darüber geeinigt, daß sie sich gegenseitig nicht darum kümmern werden, wer und was mit solcher Eile reise, als Peitschenknallen, Trom-

petenton und Wagengerassel anzeigten, daß Jemand vor das Wirthshaus gelangt sei. Die Kutsche jedoch blieb diesmal vor dem Thore, fuhr nicht herein. Man harrte blos, bis man die Pferde ausspanne und neue vorspanne.

Der angekommene Wagen war sehr schmutzig, denn den ganzen Tag regnete es, und deshalb waren auch die Seitenleder lang herabgelassen, man konnte nicht ins Innere blicken.

Und doch eilten sowohl der Wirth, wie sein Gast, ans Fenster, ob man was über diese Kutsche erfahren könne?

Doch die Ledervorhänge rührten sich nicht.

Der Wirth war ein Diplomat.

„Du Jutka", sagte er zur tellerwechselnden Magd, „gehst hin an jene Kotsche und sprichst hinein: ob Exzellenz nichts befehle?"

Jutka rannte mit dem Befehle hinaus. Sie umkreiste die Kutsche, konnte aber nirgend hineingucken. Schließlich interpellirte sie blos aufs Gerathewohl hin.

Sie bekam die Antwort und kehrte zurück.

„Nun, was befuhlen ihre Exzellenz?“

„Pferde so schnell als möglich; und dann ein Glas Wasser.“

„Nun, und das, warum gabst Du ihm nicht? Wie ist der Harr?“

„Sah es nicht.“

„Wie ist also seine Stimme?“

„Sehr eine dünne.“

„Gut ists. Also gieb ihm zu trinken.“

Damit stellten sie sich wieder ans Fenster. Jetzt wird man doch wenigstens die Hand heraus strecken, um das Glas zu fassen. Daraus wird dann zu ersehen sein, ob daran goldene Tressen sind, Schnuren, Litzen oder Verbrämung? Ists ein General oder ein Pascha oder ein Doktor, oder aber ein russischer Prinz?

Die Magd erschien mit dem Glas Wasser in der einen Hand, und in der anderen mit einem schwarzen Kruge, wenn etwa noch ein Glas beliebt werden sollte.

Da wurde denn nun eine Falte der Lederdecke etwas emporgehoben und eine Hand streckte sich nach dem Glase aus, welche aber weder die eines Offiziers

war, noch die eines türkischen Herrn oder eines Doktors, noch eines Russenfürsten Hand, denn es war die feinste, weißeste Damenhand.

„O, dieser Harr ist ja ein Fräulein!“ brummte der Wirth herabgestimmt. Und damit setzten sich Beide an den Tisch zurück, wo sie dann noch lange darüber berathschlagten, warum eine herrschaftliche Dame so außerordentlich eilen könne? Dann einigten sie sich aber darüber, daß sicherlich wer in der Familie sterbe, den wolle sie noch am Leben treffen.

Nach ein paar Minuten waren die frischen Rosse vor die Kutsche gespannt; Trompetentusch, Peitschenknallen, Geräusch der Räder und der Hufe, was Alles anzeigte, daß die Reise weiter gehe, und ferner kümmerte sich Niemand mehr darum.

Mein Herr Màlai pflegte seinen Pferden auf der Reise Zeit zu lassen; er selber pflegte danach zu sehen, daß in gehörigen Perioden ihnen servirt werde, zuerst Heu, dann Hafer, zuletzt das Wasser, dann noch etwas Heu; denn der Pferde Diner beansprucht zwar wenig Kochkunst, doch das Serviren dabei muß man besonders verstehen.

Erst Nachmittags nahm er Abschied von seinem Wirthe, ihm Speise und Trank bezahlend, zum Preise, wie das demselben zu stehen kam; denn der armenische Wirth wollte sich doch an den Bissen der Gäste nicht bereichern. Und dann setzte er sich in seinem Karren zurecht und der Himmel gestattete es, daß er derart bis Klausenburg schlummerte.

Zu Klausenburg hatte er in der herrschaftlichen Meierei sein Quartier, dort gab's für die Beamten Gelegenheit, wo sie sich umkleiden konnten. Und unter gewaltigem Herzklopfen schlenderte er der gräflichen Residenz zu, die am Hauptplatze sich befand.

Jemandem üble Nachricht zu bringen, gehört nie zu den angenehmen Missionen. Doch eine schlechte Nachricht mit der Absicht überbringen, daß man sie so vortragen müsse, wie eine gute, dazu fiel ihm in der That kein Präzedenzfall bei, dem guten Herrn Màlai, weder im alten noch im neuen Testament.

Denn nimmt der Mensch Eli's Fall, so sagte der Bote auch dem nicht: „Herr freue Dich, Du hast die Bundeslade nicht mehr zu hüten, denn es raubten sie

die Philister!" Aehnlich sagte auch dem Patriarchen Job der Dienstbote nicht: „Tröste Dich, Herr, brauchst nicht mehr für Heu zu sorgen, denn der Stall erschlug Deine Kameele!" Auch dem h. David sagte der Bote nicht, der ihm Absalons Empörung zu wissen machte: „Tröste Dich, Herr, denn Dein Volk liebt Deinen Sohn!" Einzig er war der Unglückliche, als angenehmen Vorfall melden zu müssen, daß Komtesse Serena Kalandai sich mit dem Grafen Adorjan Borz da und dort traf, unter untrüglichen Anzeichen, daß sie sich hatten treffen wollen, und daß jetzt nichts mehr übrig bleibe, als den Vorfall zur erfreulichen Kenntniß zu nehmen.

Der Herr Rentmeister suchte den Grafen zuerst in dessen eigenen Wohnflügel auf. Dort fand er jedoch blos den Portier, von dem er erfuhr, der Graf sei drüben bei seiner Gattin, und er sei bereits von Herrn Màlai's Kommen unterrichtet, habe auch Befehl gegeben, daß, sobald Jener eintreffe, man ihn nach der Abtheilung der Gräfin weisen solle.

„Das wird angenehm sein," dachte Herr Màlai

bei sich; „also auch die Gräfin soll Alles von mir erfahren? Nun, prügelt man mich jetzt nicht hier hinaus, so geschieht's nirgend."

Eine völlig andere Treppe führte zur Gräfin empor. Herr Màlai zählte besorgt die Stufen, als er hinaufging, und es nährte sein übles Vorgefühl, daß jeder Absatz mit einer ungleichen Zahl von Stufen abschloß. Aber er ging doch hinauf.

Im Vorzimmer bat er den diensthuenden Bedienten, er möge den Grafen auf ein Wort herausrufen. Der kam mit der Anwort zurück, er möge nur eintreten.

„Sind auch Andre drinnen?"

„Sie sind Alle beisammen und auch ein paar fremde Herren."

„Sind sie gut gelaunt?"

„Sehr guter Laune."

„Nun," dachte er bei sich, der Herr Mathäus Màlai, „das wird nun eben eine Sünde gegen Gott sein, eine schöne gute Laune zu verderben. Und man muß sie doch verderben."

In den Stuben der Gräfin gab's keine Flügelthüren, nur lange, schwere Vorhänge. Schon aus der Entfernung hörten die Anwesenden einander sprechen, und sahen sie einander auch nicht, so konnten sie die Sache doch so nehmen, als seien sie in ein und derselben Stube beisammen.

Außer dem Grafen und seiner Gattin war auch Rajtschowitsch anwesend, der Bekannte aus dem Banate, gleich im ersten Saale; und diesen stellte nach erster Begrüßung der Graf gleich als seinen künftigen Schwiegersohn vor.

Mathäus Málai gratulirte in glühenden Worten dem wackeren Herrn; er bekomme einen wirklichen Engel an der sanften Komtesse.

Bei dem Epitheton „sanft“ lächelte Jedermann. Mathäus Málai konnte sich nicht denken, warum?

Doch neben all' Dem hatte er auch nicht die Absicht, von den Ursachen seiner Hierherkunft zu sprechen; viel interessanter hielt er die Frage, ob die Herrschaften nicht ins Theater gehen werden?

„Heute nicht,“ antwortete der Graf, „denn wir

haben allerlei Familienfeste, bei denen auch Sie amtlich fungiren werden."

Familienfeste? Es wird eine böse Arbeit sein, diese durch eine schlechte Nachricht zu stören. Frägt übrigens der Graf nicht nach Komtesse Serena, er werde gewiß mit keinem Worte sie vorbringen. Hätte der Graf nur den Brief nicht bekommen!

Wie groß war jedoch sein Schreck, als der Graf in seine Brieftasche griff, und daraus den erwähnten Brief nahm.

„Lieber Màlai, ich bekam von Ihnen heute Morgen einen Brief."

Mathäus Màlai begann sich so zu fühlen, als hätte jener Armstuhl eine geheime Maschinerie, die ihn empor hob. Wie sollte er so rasch gleich auf diese Frage antworten?

„Ja wohl, bitte unterthänigst. Einen Brief? Was steht in dem Briefe?

„Nun das wissen Sie doch, der Sie ihn schrieben?"

„Es ist Wahrheit, daß ich ihn schrieb. Das ist wirklich wahr."

„Sie schrieben, daß meine Stieftochter Serena abgereist sei.“

„Wahrlich, wahrhaftig, das schrieb ich, daß sie nach Preßburg reise. Erinnre mich schon dran.“

„Jetzt möchte ich aber gerne wissen, was weiter geschah.“

„Was weiter geschah?“ — Etwas muß doch gestanden werden. — „Ja wohl. Also andern Tags ließ sie wirklich die Kutsche anspannen und fuhr aus dem Kastelle.“

„Sahen Sie sie fortgehen?

„Ja wohl, ich sah's. Vielmehr, als sie die Gnade hatte, abzufahren, holperte ich ihr gleich im bereit gehaltenen Wagen nach, und blieb ihr von da ab bis an den Morgen auf der Spur; damit ihr Nachts keine Gefahr zustoße.“

„Und sodann?“

„Sodann?“

„Wo verließen Sie sie?“

„Wo ich sie verließ? — Sie hatte die Gnade, an einer Stelle im Walde anhalten zu lassen.“

„Das ist kein außergewöhnlicher Fall.“

„Und dort beliebte sie aus der Kutsche zu steigen.“

„Auch das bin ich geneigt zu glauben.“

Nun, aber jetzt? Herr Màlai hatte gehört, daß auch im Nebensaale Leute seien. Heitere Damenstimmen sprachen daraus hervor. Annäherndes Kleiderrauschen machte ihn aufmerksam, daß dort solche Zuhörer sich erhoben, welche vielleicht nicht alles hören sollten. Und in dieser besorgten Situation, als er den Kopf umwendete, um rückwärts zu sehen, da blieb ihm gleich der Kopf so stehen. Denn wen er vor sich sah, das war niemand Anderes, als Serena, die mit heiterem Lächeln sich an die Schulter Ceciliens lehnte. Hinter den beiden Damen konnte er noch Djulas bekanntes Antlitz ersehen.

„Und also dann, als sie ausstieg?“ drängte der Graf den Màlai unbarmherzig.

Herr Mathäus Màlai machte eine schlaue Wendung in seiner Beklommenheit.

„Dann stieg sie wieder in die Kutsche und — ließ wenden — und fuhr hierher zurück nach Klausenburg.“

Ihm schwindelte beinahe, als er so viele entsetzliche Lügen, rasch erdacht, hintereinander hersagte, — und sie selber glaubte.

Worauf dann von allen Seiten das allgemeinste Gelächter losbrach. Des kleinen Mannes Lippen und Augen blieben vor Erstaunen offen stehen.

Was giebts hier zu lachen?

Aus dieser Verwirrung half ihm Serena heraus.

„Sagen Sie meinetwegen nicht mehr der historischen Falsa, lieber Onkel Màlai. Ich habe bereits Alles gestanden. Wenn Sie der waren, der mir überall an den Fersen gewesen, dann haben Sie gesehen, daß mir eine Kutsche entgegen kam, und darin ein junger Mann saß — nein, schlief.

„Den erweckte ich durch einen Pistolenschuß. Nicht wahr, so wars?“

„In Wirklichkeit wahr!“ sagte Herr Mathäus Màlai, die Beine einziehend.

„Da erkannte mich dieser dann, stieg aus, nahm aus des Kutschers Hand das Leitseil und kutschirte selber. Er fuhr mit mir bis Szathmàr. Dort holte

uns die Nacht ein. Ich ließ eine Wohnung aufschließen, drei — wie es im Annoncenstyl gewöhnlich heißt — „in einander laufende" Stuben. Die mittlere nahm ich in Besitz, die linke mein Stubenmädchen, die rechte er. Ich sperrte ihn auf eine Minute ein, um mich umzukleiden. Während dieser Minute besuchte mich mein künftiger Schwager."

Herr Mathäus Màlai sah mit runden Augen auf Herrn von Rajtschowitsch und verneigte sich.

„Der ist's nicht!" bedeutete Serena, „sondern Djula Fehèr, der Bräutigam Ceciliens."

Herrn Mathäus Màlai umkreisten immer mehr Wunder. Und also dann jener Zweite . . . . ?

„Djula frug mich dort, weshalb ich ihn gerufen? Und ich sagte ihm dann, er möge mich zu meinen Eltern zurückführen. Jenen Menschen aber, den ich aus dem Schmutze aufgehoben, warf ich wieder zurück in den Schmutz, ohne mir dabei die Hände schmutzig zu machen. Und dieser Mensch hatte all Das durch die Zwischenthür hindurch gehört gehabt. Dann kam

ich heim, kreuzte die Hände und hielt sie hin, daß man neue Eisen dran schmiede.

„Was wir sofort auch gethan“ sagte, indem er die Komtesse Serena bei der Hand ergriff, Szilárd von Rajtschowitsch. „Ich bin Deine Kette, und ich kann sagen, eine starke Kette. Mich schüttelst Du vor dem Altar nicht ab.“

Serena blickte ihn mit von tiefem Gefühle funkelnden Augen an.

Nun verstand auch Herr Mathäus Málai Alles.

„Also nicht wahr, wir haben Grund zu Familienfesten?“

„Wahrhaftig!“

Serena kniete hin zu Füßen ihrer Mutter, das Antlitz in deren Händen ausruhend. Die Gräfin neigte sich zu ihr hinab, glättete ihr das Haar, und küßte die Stirne ihrer Tochter.

. . . . . . Vielleicht zum Erstenmale im Leben.

Letztes Kapitel.

Einer, der nicht weiß, wohin mit seinem Gelde.

Mein Herr Borz, nachdem er seinen Sohn Aborjan zum Grafen gemacht hatte, bekehrte er sich zum Glauben, es schicke sich nicht für den Vater eines Grafen, ferner Schafzüchter zu sein.

Das Kastell zu Rosenau sammt der gesammten erworbenen Herrschaft ließ er direkt auf Aborjans Namen schreiben, um damit die zahllosen Erbschaftsabgaben zu ersparen.

Auch noch nach Auszahlung des vollen Kaufpreises verblieben ihm über 100,000 Gulden netto. Diese reservirte er für sich. Aborjan kann aus der Herrschaft ranggemäß leben, auch die gräfliche Gattin wird dem Hause etwas zubringen, und man giebt ihr das väterliche Erbtheil sofort heraus. Aborjan kann der erste Herr in jener Gegend sein.

Möge er das auch sein. Möge auch er Windhunde und Rennpferde haben, die zur Rennzeit in den Zeitungen stehen, schmucke Lakaien und Beamte, die ihn als gnädigen Herrn tituliren; denn all' das ziemt ihm.

Er aber ließ sich mit seinen 100,000 Gulden in irgend eine Stadt an der Theiß nieder.

100,000 Gulden! In baarem Gelde!

Wer hätte in dieser Stadt jemals soviel Geld auf Einem Haufen beisammen gesehen? Nicht einmal der Steuereinnehmer! Das ist so viel Geld, welches durchzubringen eine Unmöglichkeit ist.

Mein Herr Borz, als er noch auf der Rosenau regierte, schrieb jeden Groschen auf, den er für eigene Bedürfnisse ausgegeben. All das war im Kalender notirt. Und der füllte sich nicht einmal damit, und wenn er's dann beim Jahresschluß summirte, kam's heraus, daß er hundert rheinische Gulden nie überschritten hatte.

Und wenn nun Herr Borz überlegte, daß ihm jetzt alljährlich als gesetzliche 6 Procent volle 15,000 Gulden Papierscheine oder 6000 Gulden Silber zustehen, die er alle durchbringen mußte, dann war er völlig im Gehirn verwirrt.

Auf was könnte man so entsetzlich viel Geld vergeuden? Guter Wein, gutes Essen, gutes Leben. Darauf kann man, nehmen wir an, 10 Gulden verschwenden. Sei's in runder Summe 4000 Rheingulden. Bleiben noch immer 11,000! Für Schneider und Schuster, hol's der Teufel, mögen 200 Gulden draufgehen. Für Bettler, Schulen und dergleichen Tribulationen möge der Mensch großmüthig sein, echt generös. Dann rechne man dafür auch 200 Gulden — macht doch nur 400 Gulden! Man halte sich Wagen und Pferde, mag's auf 600 Gulden zu stehen kommen. Dann bleiben aber immer noch 10,000 Gulden übrig!

Was beginnt der Mensch mit so viel Ueberflüssigem, will er sich wirklich ferner nicht mehr auf Vermögensvermehrung verlegen?

Eines Tages promenirte Herr v. Borz an den Ufern der Theiß und sah sich den eben ankommenden Dampfer an, welcher gerade an der Landungsbrücke hielt.

Meinem Herrn v. Borz gefiel in gar ungeheurer Art diese durch sich selbst bewegte Schöpfung. In dieser Sekunde entschied er sich, daß auch er eine solche fertigen wolle.

Man beliebe die Sache gut zu verstehen — nicht fertigen zu lassen, sondern selbst zu fertigen.

Denn wäre es meinem Herrn v. Borz in den Sinn gekommen, einen kleinen Hunderttausender auszugeben, um sich dafür ein Dampfschiff zu kaufen, und das in irgend solch einem Wasser vom Stapel zu lassen, auf das sich die Rechte der konzessionirten Dampfschifffahrt nicht erstrecken; oder es so lange versteckt zu halten, bis jenes Privilegium abläuft, es unterdeß zur Maiskolbenmühle benutzend, — so würde man doch sagen können, er ist immerhin ein unternehmender Mann. Aber nicht Das that er. Er selber wollte entdecken und herauskriegen, gleich den Chinesen, als sie die englischen Dampfer ersahen, wie man ein Schiff mit zwei Rädern auf dem Wasser in Bewegung setzen könne, ohne daß es irgend ein Thier zieht. Und in dies Unternehmen steckte er derart die Tausende hinein, als wären sie zum Fenster hinausgeflogen.

Schmied, Schlosser, Klempner, Zimmermann, Müller, Wagner, sie schnitzelten, hämmerten, schmiedeten, auf seinen Befehl, staunend, gerade und krumme

Latten, Platten, Räder, Drehscheiben, Balken. Aber Keiner wußte, wozu das taugen soll, was er macht? Das ungeheure Schiff stand dort auf der Werfte, Niemandem war es gestattet, in dasselbe hineinzugehen, nur den arbeitenden Meistern, und auch die durften nicht Alles sehen, blos das, was ihnen anvertraut war.

Das Schiff bewegte sich natürlich nie von der Stelle, doch bewegte sich dagegen meines Herrn v. Borz' Haus, und zwar rührte es sich derart unter seinen Beinen los, daß er es auch dort ließ.

Es geschah denn hin und wieder, daß mein Herr v. Borz in seiner Maschinistenmanie so sehr sich von allem d'ran zu wendenden Gelde entblößt hatte, daß er nicht einmal die Zimmerleute zahlen konnte. Dann gerieth er auf die Entdeckung, daß man leicht Geld bekömmt, schreibt der Mensch Wechsel. Aber auch hierbei versäumte er es zu lernen, daß man auf die Wechseltage so Acht haben muß, wie auf die Kalenderfesttage, und Wechsel könne man nicht 20 Jahre hinausziehen wie Pfandauslösungsprozesse. Endlich gelangte er dahin, daß man ihn verklagte. Dann sah

er schließlich, daß es Menschen in der Welt giebt, mit denen man nicht spaßen könne.

In großer Bedrängniß, als bereits die Rede davon war, daß er das große Haus sofort zu verlassen und in das Haus eines Andern zu ziehen habe, bekam er plötzlich einen Brief seines Sohnes, der ihm anzeigte, er habe an jenem Tage Hochzeit mit einer Baronesse gehalten, und werde sich sehr freuen, je früher je besser, seinen Vater wieder zu sehen.

Der Alte setzte sich sofort zu Wagen. Er eilte nach Rosenau. Sein dort im Kastelle wohnender Sohn rangirte sich sicherlich mächtig durch die Heirath mit einer Baronesse. Von dem werde man nun einige der Hunderttausende zurückverlangen können, welche man für Erhaltung seiner gräflichen Würde auf ihn verwendet hatte.

Den Alten hoben elegante Lakeien aus dem Wagen, und führten ihn hinauf in's Kastell. Adorjan kam ihm selber halbwegs entgegen und freute sich sehr, ihn wieder umarmen zu können nach vieljähriger Abwesenheit, während welcher der Graf im Auslande reiste.

Dann, als sich der Alte den Reisestaub herabgewaschen, führte ihn der Junge hinein zur Baronesse ihn vorzustellen.

Durch Anblick der Baronesse war der alte Herr allerdings höchlichst überrascht. Die Baronesse wollte gar nicht anders sprechen, als blos französisch. Der alte Herr verstand sie aber so nicht.

„Du, Adi!“ raunte der Alte seinem Sohne zu: „mir scheint, diese Baronesse ähnelt auf schreckliche Weise der Amalie Torhànyi?“

Adorjan lachte gewaltig.

„Hast verteufelte Augen, Väterchen. Nun, sie ist es ja selbst. Hast uns ja stets für einander bestimmt, schließlich vereinigten wir uns.“

„Doch wie ward die Baronesse?“

„Nun, weißt Du, durch Ludvèghy.“

„Hatte sie der Baron geheirathet?“ „Nun, blos so.“

„Und jetzt bist Du's, der sie ehelichte?“

„Auch ich — blos so.“

„Also weswegen riefst Du mich jetzt so hitzig herbei?“

„Weißt Du, Alter; mich verfolgen einige geringe Schulden; ich möchte Dich anpumpen.“

„Hm! Ich kam ja selbst mit solcher Bereitwilligkeit zu Dir, denn ich wollte von Dir was bekommen ...."

Es brauchten nicht viel der Jahre zu vergehen, daß Amalie, die den Baron Leopold Ludvèghy vollständig ruinirt hatte, auch den Grafen Adorjan Borz in die Klemme brachte. Die Tochter des Kaufmanns verstand sich klassisch auf Vermögensvernichtung.

Auch den alten Borz sah man später an den Ufern der Theiß als Fruchtsensal herumgaffen, im zerschlissenen Winterrocke, im Dienste Anderer. Was er gebaut, Häuser und Schiffe, kamen als unbrauchbares Brennmaterial, zur Lizitation. Was er wucherisch gewonnen, war wucherisch zerronnen. Und unterdessen wußten sich der Sohn des Gerichtstafelbeisitzers und die Grafentochter, als bescheidener Landwirth, als fleißige Hausfrau, wenn auch nicht Schätze, doch eine unabhängige, Niemanden Komplimente schuldige Stellung zu erringen.

Das war denn das Ende der „Tollhäuslerwirthschaft" Aller, eine wahre „verkehrte Welt"!

Ende.

Druck von A. Seidel in Berlin, Spandauerstr. 17.



